

5 Falldarstellungen und Typenbildung

Alle Namen, Orte, Jahreszahlen und Berufsbezeichnungen wurden in den folgenden Falldarstellungen anonymisiert sowie weitere Merkmale verfremdet.

Dem Prinzip der Offenheit folgend habe ich erst während der Durchführung der Interviews und der Umsetzung erster Auswertungsschritte begonnen, Kriterien für die Auswahl der Fälle zu bilden, die ich in das theoretische Sample aufnehme. Diese Kriterien orientieren sich eng an den von mir im Forschungsprozess entwickelten Fragen. Drei Aspekte waren daher bei der Auswahl relevant: Welche sexuelle und partnerschaftliche Praxis lebten die Interviewten, bevor sie Bisexualität als ein Etikett der Selbstbeschreibung annahmen? Wie gestaltet sich der Prozess der Annahme des Etiketts dem ersten Augenschein nach? Wie wird die Bedeutung des Engagements in bisexuellen Zusammenhängen beschrieben? Die Frage nach der Rolle von Anerkennungskonflikten stellte ich hingegen bei der Auswahl zurück, um nicht zu viele konkurrierende Kriterien auf einmal zu verwenden. Ebenso ignorierte ich weitere Kriterien, so fanden zum Beispiel zufällig mehr Menschen, die katholisch sozialisiert wurden, Eingang in das theoretische Sample, ohne dass dies den Anteil der Konfessionen des gesamten Samples repräsentiert. Ziel des theoretischen Samplings ist es nicht, ein repräsentatives Sample zusammenzustellen (vgl. Kap. 4), sondern zwischen den Fällen maximale und minimale Kontraste zu bilden, um zu einer theoretischen Sättigung zu gelangen (vgl. Rosenthal, 2008, S. 85, 96f.).

5.1 Falldarstellung – Torsten Nowak

»für mich war das nie so ne (3) Größe, dieser Begriff oder irgendei- irgendwas womit ich irgendwas groß jetzt verbunden hätte oder, das irgendwie mit mir in Verbindung gebracht hätte, aber irgendwie als ich diese Anzeige las, hab ich dann auf einmal plötzlich das halt schon, mit mir in Verbindung gebracht« (TN, 48/11–15).

Den Fall von Torsten Nowak wählte ich aus, da er erzählt, seit seiner Jugend Sexualität und Beziehungen geschlechterübergreifend zu leben. Zudem zeichnete sich in seinem Fall eine relativ konfliktfreie Aufnahme einer bisexuellen Praxis sowie Annahme von Bisexualität als ein Etikett der Selbstbeschreibung ab, was im einleitend aufgeführten Zitat schon anklingt. Seinem Engagement in bisexuellen Zusammenhängen schreibt er für eine gewisse Zeit eine größere Bedeutung zu, während diese Bedeutung in der Lebensphase, in der er das Interview gibt, abnimmt. Auf der Grundlage dieser Fallrekonstruktion bildete ich den biografischen Verlaufstypus der *Übernahme* von Bisexualität als soziales Etikett der Selbstbeschreibung, den ich anschließend an die Falldarstellung erörtern werde.

5.1.1 Interviewkontext und Interaktionsverlauf

Zum Zeitpunkt des Interviews – im Frühjahr 2011 – ist Torsten Nowak Mitte vierzig und lebt in einer Großstadt. Er ist als Verwaltungsangestellter tätig. Zuvor hat er eine Ausbildung im Bereich Verwaltung gemacht und war eine Zeit lang in diesem Bereich tätig. Nach seiner Ausbildung hatte er mehrere Jahre evangelische Theologie studiert, dieses Studium jedoch ohne Abschluss beendet. Er ist – wie er selbst sagt – seit mehreren Jahren »Single« (TN, 2/77). Das Interview findet in seiner Wohnung statt und dauerte knapp sechs Stunden.

In unserem telefonischen Vorgespräch präsentiert sich Torsten Nowak als aufgeschlossen und unkompliziert. Er hat nicht viele Fragen an mich und sagt, er wolle einfach alles auf sich zukommen lassen. Diese Selbstdarstellung ist für sein gesamtes Interview prägend: Er präsentiert sich als einen entspannten Menschen.

Zufällig treffe ich ihn schon vor unserem Gespräch bei einer Veranstaltung, die sich mit dem Thema Bisexualität beschäftigt. Während der Diskussion äußert er sich kritisch darüber, dass es keine »Bisexuellen-Bewegung« gebe, diese jedoch nötig sei. Er macht damit den Eindruck eines politisch engagierten Menschen, der sich aktiv für die Belange Bisexueller einsetzen möchte. Es zeigt sich aber auch eine Unzufriedenheit mit dem seiner Meinung nach zu geringen politischen Engagement Bisexueller. Im Interview spricht er an, dass er sich als Bisexueller gerne stärker in gesellschaftliche Debatten einbringen wolle, aber es an anderen Bisexuellen fehle, die dies gemeinsam mit ihm tun würden.

An dieses Thema knüpft der Biograf nach dem Interview noch einmal an. Er berichtet davon, dass es zunehmend weniger öffentliche Treffpunkte für Schwule, Lesben und Bisexuelle gebe. Dementsprechend würden ihm heute manchmal Orte, vor allem jenseits der kommerziellen Schwulenszene, fehlen.

5.1.2 Das thematische Feld der erzählten Lebensgeschichte

In seiner Eingangserzählung stellt Torsten Nowak sein Leben als unproblematisch und selbstbestimmt dar. Er selbst präsentiert sich – wie oben erwähnt – vor allem als entspannten und offenen Menschen. Sein Narrativ ist keine Leidens- oder Problemgeschichte. Wenn Probleme thematisiert werden, haben sie vor allem die anderen und nicht der Biograf. Zugespitzt lässt sich das Präsentationsinteresse Torsten Nowaks folgendermaßen formulieren: »Ich bin ein entspannter und offener Mensch und habe mein Leben immer aktiv gestaltet, Probleme mit mir hatten die anderen, vor allem meine Eltern.«

Beim Blick auf das thematische Feld, das die Eingangserzählung strukturiert, zeigen sich Brüche in diesem Präsentationsinteresse. Im Aufbau der Themen kommt die fortdauernde Kränkung zum Vorschein, die er aufgrund des Verhaltens seiner Eltern in Bezug auf seine Beziehungen mit Männern und seine bisexuelle Lebensweise empfindet. Dies lässt sich durch einen genaueren Blick auf die inhaltliche Struktur der Eingangserzählung verdeutlichen.

Die Eingangserzählung des Biografen lässt sich in vier thematische Bereiche einteilen, die in der Erzählung durch kurze Pausen von jeweils neun Sekunden unterteilt werden:

1. Geburt, Wohnort und Berufsbiografie
2. Bisexualität als unproblematisches Thema der Lebensgeschichte und das Engagement in einer bisexuellen Gruppe
3. die Eltern bzw. Großeltern und das gegenwärtige Leben als Single
4. das unproblematische schwule Coming-out und der problematische Umgang meiner Eltern mit der »schwule[n] Thematik« (TN, 5/23)

An dieser narrativen Anordnung fällt als Erstes die Trennung unterschiedlicher Lebensbereiche auf. Torsten Nowak entscheidet sich – trotz seines Wissens um meine Forschungsfrage – zunächst gegen einen Schwerpunkt auf das Thema Bisexualität und erzählt somit seine Lebensgeschichte nicht als Geschichte seiner Bisexualität. Ohne besonders hervorgehoben zu werden, stellt sie eine relativ abgeschlossene thematische Einheit unter vielen dar. Dabei verfährt er zunächst nach dem Prinzip knapper Berichte. Er beginnt seine Lebenserzählung mit seiner Geburt, erwähnt aber gleich darauf seinen kommenden Geburtstag in der Gegenwart. Ähnlich verfährt er mit seiner Berufsbiografie, die er in einem schnellen Bericht abhakt, der mit der Gegenwartsperspektive endet. Die Wechsel in seiner Berufsbiografie – wie sein Studienabbruch – werden nur knapp angesprochen und immer als aktive und unproblematische Entscheidungen präsentiert. Dieselbe Form wählt er für sein bisexuelles Coming-out, das er als undramatische Aneignung des Begriffes und Engagement in einer bisexuellen Gruppe beschreibt, das heute aber nicht mehr so stark und bedeutend sei. Er thematisiert zunächst keinerlei Konflikte, die mit dem Thema Bisexualität zusammenhängen. In einer ähnlichen Form behandelt er seine Beziehungsbiografie, in der er betont, dass er nie das Gefühl hatte, sich in Bezug auf das Geschlecht seiner Beziehungspartner_innen »grundsätzlich für eine Seite entscheiden« (TN, 2/26) zu müssen. Offensichtlich möchte er seine Lebenserzählung einem gesellschaftlichen Vorurteil entgegenstellen, das Bisexuellen unterstellt, Schwierigkeiten zu haben, sich hinsichtlich des Geschlechts ihrer Beziehungspartner_innen zu entscheiden (vgl. Kap. 3.2.2). Das Interview ermöglicht ihm also, einen Gegendiskurs zu formulieren, der sich folgendermaßen zuspitzen lässt: Ein Leben als Bisexueller ist unproblematisch und ermöglicht Handlungsfreiheit, anstatt Probleme und Entscheidungsschwierigkeiten nach sich zu ziehen.

Es ist offensichtlich, dass er den Bericht über sein in seiner Jugend aufkommendes sexuelles Interesse an Männern und die Reaktionen seiner Eltern darauf gerne in einer ähnlichen Form darstellen möchte. Dies ge-

lingt ihm in seiner Präsentation seines ersten sexuellen Kontakts mit einem Mann im Alter von 16 Jahren, allerdings nicht mehr im Bericht über die Reaktion seiner Eltern. Zwar vermeidet er weiter, Themen anzusprechen, die Fremdbestimmung und Hilflosigkeit nahelegen könnten, aber die Präsentation seiner Versöhnung mit der Mutter kurz vor ihrem Tod oder sein Auszug aus dem Elternhaus tragen die Spuren von Verletzungen durch die Eltern. Er gerät in eine thematische Schleife, da er die Erzählung zur Versöhnung mit der Mutter kurz vor ihrem Tod als eigentlich »rund« (TN, 5/18) abschließt und sich dann weiter in Erzählungen über die Unzulänglichkeiten der Eltern verstrickt. Er verlässt dabei zunehmend einen chronologischen Ablauf und hält damit die vorher gegebene klare thematische Struktur der Erzählung nicht mehr aufrecht. Prägend für das entstehende thematische Feld ist der Abschluss der Eingangserzählung. Torsten Nowak beendet seine Lebenserzählung nicht mit der Gegenwartsperspektive, sondern mit dem Bericht über ein halbwegs geglücktes erstes Essen mit seinem damaligen Freund bei seinen Eltern, als er etwa 20 Jahre alt war. Im Gegensatz zur formalen Struktur zuvor, in der er immer in der Gegenwart ankommt, verbleibt er thematisch bei einer Begebenheit, die sich vor etwa 25 Jahren zugetragen hat, und beendet dann dennoch seine Eingangserzählung. Dies geschieht zögerlich und erst nach einer sehr langen Pause: »(20) 'das ist glaub ich jetzt erst mal so der erste' <<hm>> Schwung <<ja>> ((lacht))« (TN, 6/7–8). Das thematische Feld der Lebensgeschichte Tors-ten Nowaks bildet sich somit im Kontrast zwischen seinem Wunsch, ein entspanntes und unproblematisches Leben zu erzählen und der fort-dauernden Verletzung aufgrund des Erlebens mangelnder Anerkennung durch seine Eltern.

5.1.3 Lebensgeschichte

Als einziges Kind der Familie wird der Biograf Mitte der 1960er Jahre in eine katholische Familie geboren, die sich erfolgreich in einem städtischen Raum in einer Schicht zwischen Arbeiter_innen-Klasse und Kleinbürger-tum etabliert hat. Zum Zeitpunkt der Geburt Torsten Nowaks sind beide Elternteile berufstätig. Mit seiner Geburt beendet die Mutter ihre Berufs-tätigkeit. Der Biograf berichtet, sein Vater sei »tendenziell eher der, äh, der klassischere ähm abwesende Vater« (TN, 6/29–30) gewesen, während er dagegen »n sehr intensives« (TN, 6/41–42) Verhältnis zu seiner Mutter

gehabt habe. Entsprechend seinem Präsentationsinteresse der Darstellung eines Lebens ohne Probleme evaluiert er seine Kindheit als »einfach ganz normal« (TN, 6/26) und spricht auch auf Nachfrage nur wenig über diese Lebensphase.

Im Alter von drei Jahren beginnt Torsten Nowak den Kindergarten zu besuchen, die Mutter nimmt ihre Teilzeitbeschäftigung wieder auf. In ihrer Abwesenheit wird er häufig von den Großeltern väterlicherseits betreut. Zu dieser Familienseite mit ihren Milieukonflikten hat er damit seit frühester Kindheit einen intensiven Kontakt.

Das Messopfer

Nach seiner Einschulung Anfang der 1970er Jahre nimmt Torsten Nowak an Aktivitäten der katholischen Gemeinde teil:

»ich bin ähm (2) ursprünglich, ähm, katholisch <<hmhm>> (3) das heißt also meine ganze Familie ist katholisch (4) ähm, ich hab da auch so die ganz normale, katholische Sozialisation, durchlaufen <<ja>> das heißt ich bin mit zehn äh zur Kommunion gegangen <<hm>> ähm, hab dann im Anschluss war ich, ähm, für ein zwei Jahre glaube ich in einer Kindergruppe <<ja>> in der Gemeinde und äh, bin auch mit, zehn oder elf glaub ich äh dann ein Mal im Sommer ins Zeltlager gefahren <<hm>> aber da mir das nicht so gut gefiel, äh ist es bei dem einen Mal dann geblieben <<ja>> (4)« (TN, 8/19–25).

Der Biograf betont das »ganz Normale« seines Aufwachsens als Katholik. Das zeigt die Form der Zugehörigkeit der Familie zum Katholizismus, die er als selbstverständlichen Teil seines Alltages erlebt. Dies lässt die Hypothese zu, dass die katholische Religion in der Familie weniger ein Grund politischer Spaltung war, sondern eine Möglichkeit einen Zusammenhalt herzustellen, der Unterschiede zwischen gesellschaftlichen Milieus zu überbrücken half.

Die Bedeutung der katholischen Kirche für seine Eltern beschreibt Torsten Nowak als zweigespalten:

»meine Eltern waren, nicht allzu kirchlich <<hmhm>> oder gar nicht eigentlich, ähm, die hatten schon, ich glaub schon bevor ich geboren wurde irgendwann entschieden dass sie nicht mehr regelmäßig zur Kirche gehen <<ja>> weil, also meine Mutter das vor allem irgendwann mal so, begründet, dass sie noch so aufgewachsen ist dass ähm, sie gelernt hat, dass man ähm,

katholischen, Messopfer nur teilnehmen, darf, wenn man vorher bei der Beichte war <<hmhm>> und ähm, es auch klar war dass Sexualität, eigentlich ja nur im Rahmen der Kinderzeugung <<ja>> äh akzeptiert ist, sodass sie eigentlich, da sie nicht also, nicht einfach irgendwie äh oder da sie eigentlich entschieden hatten jetzt zum Beispiel auch nur **mich** erst mal zu bekommen <<hm>> ähm, also höchstens ein oder zwei Kinder zu haben, dass eigentlich, die komplette andere Sexualität die meine Eltern durchaus auch so, äh hatten <<hmhm>> ähm dass sie, die wäre eigentlich halt was gewesen was sie eigentlich hätte beichten müssen <<ja>>, was sie aber überhaupt nicht als beichtenswert empfand <<hm>> und deswegen für sich auch dann mit meinem Vater, äh entschieden hatte okay, das werden sie nicht beichten <<ja>> also sie werden halt nicht beichten gehen, da aber irgendwie diese Erziehung so stark wirkte dass das dann aber nicht geht dass man trotzdem am Messopfer teilnimmt « (TN, 28/18–32).

Die Haltung der Eltern gegenüber der katholischen Kirche kann als ambivalent bezeichnet werden. Sie wissen um die Regeln ihrer Religion und dass sie sich durch die Praxis der Verhütung nicht an diese halten. Da sie ihr Handeln moralisch nicht verwerflich finden, also anders als die Kirche bewerten, wollen sie dieses nicht beichten. Dabei kann es auch eine Rolle spielen, dass es den Eltern unangenehm ist, mit dem Pastor über ihre Sexualität zu sprechen. Trotz dieser distanzierten Haltung gegenüber den moralischen Anforderungen der Kirche halten sich die Eltern an ihre Regeln, indem sie nicht am zentralen katholischen Ritus des Messopfers teilnehmen. Sie lehnen die Regeln der katholischen Kirche ab und halten sich dennoch an sie. Dieses relativ komplexe Abwägen von Handlungen legt nahe, dass die Kirche für die Eltern durchaus eine Bedeutung hatte.

Kaum erfüllbare moralische Anforderungen an ihre Mitglieder zu stellen, kann als eine kirchenpolitische Strategie der Bindung betrachtet werden (vgl. Lautmann, 1977b, S. 298). Gerade das Wissen, die Grundsätze der Kirche tagtäglich zu verfehlen, um dann dafür Abbitte zu leisten, kann eine enge Bindung herstellen. Ein solcher Effekt zeigt sich in der dargestellten Verstrickung der Eltern in der Auseinandersetzung mit der Sexualmoral der katholischen Kirche. In seiner Sozialisation erlernt der Biograf damit, dass die Anforderungen der katholischen Kirche keinen Anspruch auf unbedingte Umsetzung haben, ein Abweichen von der kirchlichen Moral aber Konsequenzen hat, etwa nicht mehr unhinterfragt an zentralen Riten – wie dem Messopfer – teilnehmen zu dürfen.

Die Hausaufgaben

Ende der 1970er Jahre beginnt der Biograf das Gymnasium zu besuchen. Diese Schulform wird von Torsten Nowak nicht weiter kommentiert. Mit Blick auf die Familiengeschichte ist dieser Bildungsweg jedoch nicht selbstverständlich. Seit der Generation seiner Urgroßeltern ist er wahrscheinlich der Erste in der Familie, der das Abitur anstrebt.

Der Biograf berichtet jedoch von Situationen, in denen zum Ausdruck kommt, dass die Eltern großen Wert auf seine schulische Ausbildung legen und ihn unter Leistungsdruck setzen, auch mit körperlicher Gewalt:

»das war irgendwie am, am Schreibtisch ähm, bei irgendwelchen ich meine bei irgendwelchen Hausaufgaben oder wo ähm, meine äh, Mutter mir dann auch irgendwas, äh, irgendwas von mir wollte oder irgendwie was dann da erklärt hat oder irgendwie wollte dass ich jetzt irgendwas da anders mache, und ähm (2) und dann einfach, mal ähm, ihr irgendwie so die Hutschnur geplatzt ist <<ja>> äh weil äh, es da eben oft, auch Situationen gab wo sie da son bisschen an mir (mir) verzweifelte an meiner fehlenden, äh, Motivation oder äh, ähm (3) fehlenden Fähigkeit mich da irgendwie zu konzentrieren und ähm, ja, und da ist sie dann irgendwann mal dann so, ist dann auf einmal das irgendwann zu viel geworden <<hm>> und äh, ja, und wusste sie scheinbar irgendwie ((amüsiert)) /mit ihrer angestauten\ Aggression irgendwie dann, nicht mehr wohin und hat halt irgendwie angefangen irgendwie so auf mich, mich so einzu- äh irgendwie schlagen so also so leicht und dann irgendwie so oder nee hat dann mich auch versucht irgendwie so vom Stuhl irgendwie so, und wollte mich übers Knie legen aber das passte dann irgendwie nicht mehr weil wir hatten dann irgendwie nur noch bei meinem Zimmer in meinem Zimmer auf einmal beide aufm Boden gelegen und als sie dann irgendwann aufgegeben hat haben wir dann da beide irgendwie, weiß nicht ob wir dann wirklich ob wir dann gelacht haben aber es war halt irgendwie schon so dass irgendwie schon n bisschen verrückt da noch war und sie war dann ((amüsiert)) /irgendwie außer Atem und\ ähm, ja <<hmhm>>, und danach kam das dann nicht mehr vor <<ja>> (13)« (TN, 16–17/41–14).

Die Sequenz ist vor allem dadurch geprägt, dass der Biograf das Verhalten der Mutter verharmlost und rechtfertigt: Bei Formulierungen wie ihr sei »die Hutschnur geplatzt«, sie »verzweifelte« oder sie wusste mit ihrer »Aggression irgendwie dann nicht mehr wohin«, handelt es sich um eine

Umkehr des Verhältnisses von Täterin und Opfer. Der Biograf bemüht sich rückblickend, nach Gründen zu suchen, weshalb die Mutter gar nicht anders konnte, als ihn zu schlagen. Er trägt in dieser Darstellung die Verantwortung für das Verhalten der Mutter. Damit entlastet er die Mutter. Aber diese Übernahme von Verantwortung kann zusätzlich die Funktion für den Biografen haben, sich selbst weiter in der Rolle desjenigen sehen zu können, der die Situation kontrolliert hat. In seiner Darstellung hat er die Situation handelnd herbeigeführt, indem er die Mutter provozierte. Er hätte sie damit ebenfalls verhindern können, wenn er das gewollt hätte. Neben der Übernahme von Schuld zugunsten der Mutter kann die Präsentationsweise des Biografen damit in Muster von Männlichkeitskonstruktionen eingeordnet werden, in denen Männer keine Opfer sein dürfen, schon gar nicht von Frauen. Die Darstellung des Biografen hat den Preis, dass mögliche Gefühle der Ohnmacht oder Wut gegenüber der Mutter, die mit diesem Erlebnis verbunden sein können, in seiner Erzählung keinen Raum bekommen. Der Wunsch Torsten Nowaks, die Situation als möglichst harmlos darzustellen und Spuren der sich von dieser Gegenwarts-perspektive unterscheidenden Erinnerungen zu tilgen, zeigt sich, wenn der Biograf sagt: »so auf mich, mich so einzu- äh irgendwie schlagen so also so leicht«. Es liegt nahe, dass er sagen wollte, dass die Mutter begann auf ihn »einzuschlagen«, er korrigiert sich hin zu einem »so leicht«.

Der Umstand, dass die Mutter und der Biograf auf dem Boden liegen, legt nahe, dass die Auseinandersetzung heftiger war, als er dies darstellt und dass er sich vermutlich gegen die Mutter zur Wehr gesetzt hat. Dieses Landen auf dem Boden beschreibt der Biograf als Folge des gescheiterten Versuchs der Mutter, ihn »übers Knie« zu legen. Ihn also in eine typische Position zu bringen, in der Eltern ihre Kinder unterwerfen und schlagen. Insofern entwirft der Biograf auch eine Erzählung darüber, wie er den Schlägen der Mutter entwächst und daher später keine Angriffe mehr erdulden muss. Das führt jedoch – bis heute – nicht dazu, dass der Biograf das Verhalten der Mutter als ungerechtfertigt und falsch bezeichnen würde.

Die Pornoheftseite

Auf meine Nachfrage hin schildert der Biograf weitere Situationen, in denen er körperliche Gewalt durch einen Elternteil erlebt. Eine dieser Situationen trägt sich zu, als er schon auf einer weiterführenden Schule ist, ohne sie zeitlich genau einordnen zu können, in einer Altersspanne zwischen elf und fünfzehn Jahren, also Ende der 1970er Jahre:

»Also es gab ei- also die die ich besten erinnere <<hmhm>> ist eine Situation gewesen wo ich, auf der Straße, von einem, ähm, Nachbarsjungen, eine Seite äh, eine Seite aus einem Pornoheft (2) gezeigt bekommen hatte <<hm>> (3) die er gefunden hatte irgendwo auf der Straße <<ja>>, und ähm, die er mir dann geschenkt hat (4) und (3) ich habe die, ich weiß nicht ob ich das noch richtig bekomme aber ich meine, ich hab die zu Hause sogar (3) das ist die gleiche Naivität wie mit sechzehn mit diesem Freund den ich ((amüsiert)) /kennenlernte\ <<hm>> ich hab glaub ich ich weiß nicht ob sie meinen, ob ich sie meiner Mutter gezeigt habe oder ob auf jeden Fall es irgendwie klar war ich hatte die <<hmhm>> und irgendwie dass es dann klar war irgendwie äh, also irgendwie hat meine Mutter das mitbekommen, ähm, entweder am Rande oder aber irgendwie weil ich auch da jetzt nicht so, allzu befangen war dass sie das mitbekam, ähm, und (4) ich glaube dass dann da schon, der Hinweis kam dass ich die wegschmeißen sollte <<hmhm ja>>, und ich hatte an dem gleichen, ich glaub an dem gleichen Tag oder am nächsten Tag hatte ich noch äh, nachmittags, eine Veranstaltung in äh, in der Schule aufm Gymnasium, und bin dann mittags, nachmittags dann noch mal in die Stadt gefahren, und weil das natürlich so spannend war hab ich das, hab ich diese Seite mitgenommen <<hmhm>> und hab die dann auch noch in der Schule irgendwelchen anderen Jungs gezeigt (2) und ähm (5) ja, oder ich hab, ich hab auch noch dann glaub ich vorgehabt die am nächsten Tag mit in die Schule zu nehmen <<hmhm>>, und hatte sie dann irgendwie schon in meine, in meinen Tornister gesteckt <<ja>>, und ähm (3) dann hab ich im Bett gelegen, abends, und mein Vater kam dann auch erst wieder später nach Hause vielleicht sagen wir um neun oder so, und äh dann hat meine Mutter ihm wohl von der Situation erzählt, und, dann kam mein Vater glaub ich in mein Zimmer, äh, in mein Schlafzimmer <<hm>> und hat mich gefragt wo denn diese Seite wäre <<ja>> und dann hab ich, weil ich dann auch so überrascht von der Situation halt war gesagt ich hätte die weggeworfen <<ja>> wohin denn und dann hab ich gesagt in den Abfalleimer, <<hm>>, und dann war mein Vater wieder weg, und dann wars so dass die wohl in der Küche den Mülleimer durchforscht haben <<hmhm>> und sind äh, das nicht gefunden haben, und dann halt, äh, ich weiß nicht genau ob sie die dann auch noch in meinem Tornister gefunden haben, na ja und dann kam mein Vater irgendwie so und hat dann wegen dieser Lüge dann irgendwie mich aus dem Bett geholt und <<hmhm>> ähm, ja, und ähm (4) und die anderen Situationen, ich kann mich nur an eine Situation erinnern wo irgendwie, ich mal im, im, im Badezimmer oder so mal irgend-

wann mal ne Tracht Prügel bekam, da weiß ich aber gar nicht mehr genau worums ging« (TN, 15/11–43).

Es ist auffallend, dass der Biograf die Situation, in der er geschlagen wird, nicht erzählt, sondern abbricht und auf eine andere Situation verweist, die er nicht ausführt. Er möchte oder kann nicht auf die konkrete Situation eingehen.

Auch in dieser Sequenz bringt der Biograf zum Ausdruck, dass er sein Verhalten als Auslöser für die Gewalt des Vaters betrachtet: »dann kam mein Vater irgendwie so und hat dann wegen dieser Lüge dann irgendwie mich aus dem Bett geholt«. Er übernimmt damit die Deutung der Eltern, um sich deren Verhalten zu erklären. In das Schlafzimmer des Biografen zu gehen und ihn aus dem Bett zu holen, betrachte ich als zusätzliche Form der Grenzüberschreitung des Vaters.

Die Eltern haben eine Situation eskaliert, in der der Biograf sich mit einer unbefangenen Offenheit und Neugier dem Thema Sexualität nähert und dabei zunächst gar nicht vorhat, etwas zu verheimlichen. Er wollte die für ihn neuen und spannenden sexuellen Bilder sowohl mit seinen Eltern als auch mit Gleichaltrigen teilen. Der Versuch einer orientierenden Kommunikation mit den Eltern – wie sie in Bezug auf andere soziale Bereiche üblich ist – ist in diesem Fall jedoch unmöglich (vgl. Kap. 2.2.3). Torsten Nowak bezeichnet sein Verhalten rückblickend als »naiv«. Damit verdeutlicht er, dass er gelernt hat, Sexualität seinen Eltern gegenüber besser nicht unbefangen zu thematisieren.

In der damaligen Situation reagiert er damit, dass er nun sein weiteres Vorgehen – also seinen Plan, das Pornoheft zu behalten und Anderen zu zeigen – verheimlicht, um die Chance zu haben, seine spannende neue Entdeckung dennoch mit Gleichaltrigen zu teilen. Diese Strategie der Heimlichkeit wird vom Auftritt des Vaters infrage gestellt, der deutlich macht, dass die Eltern nicht nur Diskretion erwarten, sondern Wahrhaftigkeit und Selbstverleugnung. Der Biograf versucht daher zunächst seine Interessen durch eine Lüge zu wahren – wobei die Frage ist, ob er in dieser Situation – in der er sich schon der Anordnung der Mutter widersetzt und die Pornoseite einsteckt – nicht in jedem Fall bestraft worden wäre. Es entsteht damit für den Biografen eine paradoxe Ausgangssituation. Als Torsten Nowak relativ offen mit der Pornoheftseite umgeht, wird ihm von der Mutter deutlich gemacht, dass es sich um etwas Schmutziges handelt, das in den Müll gehört. Als ihn dies dazu führt, die Seite zu verbergen, wird er für seine »Lüge« hart bestraft. Diese Praxis der Eltern erinnert an Praktiken aus der katholischen Kirche, in

der Fehlverhalten gebeichtet werden muss. Dabei wurde in der Sequenz oben schon deutlich, dass die Eltern selbst die Regeln der katholischen Kirche brechen und auf eine Beichte verzichten, zugleich jedoch den daraus resultierenden Ausschluss vom Messopfer akzeptieren. Mit seiner anfänglichen Offenheit weigert sich der Biograf, die Strategie der Eltern zu übernehmen.

Das Narrativ des Biografen ist von einer Verharmlosung der Schläge der Eltern geprägt. Unter Einbeziehung der Dimension des Erlebens als Kind und Jugendlicher ist dies als eine Bewältigungsstrategie zu verstehen, durch die er sich zu seinem Selbstschutz mit seinen in diesen Situationen gewalttätigen Eltern identifiziert. Beim Versuch sich seinen Erinnerungen in dieser Weise zuzuwenden, stößt er selbst auf Widersprüche:

»äh das zum Beispiel hat ganz im Gegensatz dazu wie mein Vater das halt in seiner Kindheit erlebt hat weil mein Großvater schon auch äh wohl ihn relativ häufig irgendwie verprügelt hat <<ja>> irgendwie auch mit, Gürtel oder irgend wie so was halt dann ne und ähm, ja und wo mein Vater glaub ich schon, schon auch aufgrund dieser Erfahrung, ähm, zumindest kam das zwischendurch mal in irgendwelchen Bemerkungen so raus, ähm, wo er ziemlich bewusst auch, das nicht als Mittel der Erziehung irgendwie einsetzen wollte oder so <<ja>> und äh das waren dann eher so, so äh Übersprungshandlungen dann <<hmhm>> und ähm, ja (3) wobei das zum Beispiel schon auch so war, vielleicht aber auch aufgrund dessen was er selbst an Erfahrungen gemacht hat, ähm, ich hab zum Beispiel diese ein zwei oder drei Situationen wo ich da ne Tracht Prügel bekommen hab, zum Beispiel dann nicht so bekommen dass er einfach so auf mich eingepügel hat <<ja>> sondern das musste dann sogar noch auf den nackten Hintern passieren <<hmhm ja>> irgendwie so weil dann einfach weher tut wahrscheinlich keine Ahnung« (TN, 16/3–15).

Erneut versucht der Biograf die elterliche Gewalt zu relativieren. Ihm gehe es besser als seinem Vater als Kind, da er nicht mit dem Gürtel und nicht im Affekt geschlagen worden sei. Im Erzählen fällt Torsten Nowak selbst die Widersprüchlichkeit in seiner Erklärung für das Verhalten des Vaters auf. Schließlich stellt die kontrollierte Form des Schlagens »auf den nackten Hintern« die kurz zuvor getroffene Behauptung infrage, es handele sich um »Übersprungshandlungen« des Vaters. Stattdessen kann von einem überlegten Handeln des Vaters gesprochen werden. Die Schläge auf den nackten Hintern erhöhen nicht nur den Schmerz – wie Torsten

Nowak überlegt –, sondern können auch als ein Mittel der Machtdemonstration verstanden werden, die durch die erzwungene Entblößung und die damit einhergehende Beschämung verstärkt wird. Durch diese Form kann dieser Bestrafung auch eine sexualisierte Komponente zugesprochen werden.²⁸

Dem zunächst eher unbefangenen und neugierigen Umgang mit Sexualität Torsten Nowaks wird in dieser Situation vonseiten der Eltern mit Strategien der Repression, Gewalt und Beschämung begegnet. Diese familiäre Auseinandersetzung kann auch als Auseinandersetzung zwischen Generationen betrachtet werden. Während die Eltern ihre Jugend in den 1950er Jahren verbracht haben und mit einer katholischen Sexualmoral groß geworden sind, wächst Torsten Nowak unter den veränderten gesellschaftlichen Bedingungen der sich seit den 1960er Jahren durchsetzenden sexuellen Liberalisierung auf. Es handelt sich um eine Zeit, in der sich die Bedeutung von Sexualität gesellschaftlich grundsätzlich gewandelt hat (vgl. Schmidt, 2005, S. 159 und Kap. 2.1): Mittel und Wissen um Verhütung haben sich umfassend verbreitet, Frauen- und homosexuelle soziale Bewegungen kämpfen für eine neue Form der sexuellen Selbstbestimmung und der sich wandelnde Kapitalismus bedarf keiner sexuellen Moral des Verzichts mehr. Pornografie, die der Biograf entdeckt, stellt Ende der 1970er Jahre ein weitverbreitetes und relativ gut zugängliches Konsumgut dar, wenn auch nicht für Jugendliche. In Hinblick auf die verfügbaren interpersonalen Skripte des Sexuellen können die späten 1970er Jahre daher als heterosexuell »overscripted« (Schmidt, 2005, S. 117 und Kap. 2.2.3, 2.2.4) beschrieben werden, wohingegen die 1950er Jahre – in denen die Eltern des Biografen aufgewachsen sind – von einer sexuellen Moral des Verbots und einem eklatanten Mangel an Alltagswissen über Sexualität geprägt waren. Für das Verhalten der Eltern spielen damit vermutlich ihre eigenen Erfahrungen einer katholisch geprägten Adoleszenz in den 1950er Jahren eine Rolle, in der Sexualität als etwas Schmutziges galt – eine Assoziation, die die Aufforderung, die Seite aus dem Pornoheft in den Müll zu werfen, nahelegt. Der Einblick in diesen familialen Konflikt ermöglicht, modernisierungstheoretische Hypothesen der Sexualwissenschaft zu hinterfragen, in denen allzu schnell vom strukturellen Formwandel des Sexuellen hin

28 Es ist auffallend, dass der Biograf in diesem Zusammenhang drei Situationen aufzählt und danach von einem möglichen »dritten Mal« spricht. Geschlagen wurde er daher sehr wahrscheinlich öfter als von ihm angegeben.

zu einer »modellierbaren Sexualität« (Giddens, 1993), einer »postmodernen Sexualität« (Simon, 1996) oder einem »designten Verlangen« (Schmidt, 2005, S. 55) gesprochen wird. Von einem biografietheoretischen Standpunkt aus lässt sich anhand solcher intergenerationeller Konflikte der soziale Wandel des Sexuellen als ein Prozess voller Widersprüche nachzeichnen (vgl. Kap. 2.1). In der diskutierten Sequenz wird deutlich, dass der Biograf in einer gesellschaftlichen Phase sexueller Liberalisierung keine Ansprechpartner_innen in der Elterngeneration findet, die Unterstützung bei der Orientierung im sich pluralisierenden sozialen Bereich des Sexuellen bieten. Das Gebot der Mutter, die Seite des Pornoheftes in den Müll zu werfen, folgt einer Logik des Sexuellen, die den kulturellen Szenarien, in denen der Biograf aufwächst, nicht gerecht wird.

Im Freibad

Der von Repression und Beschämung geprägte Umgang der Eltern mit Sexualität ändert nichts an der Neugier des Biografen:

»es gab eine Situation mal, da war ich, ich vermute mal irgendwie so zwölf oder so im Schwimmbad wo ich mitbekam, da war ich mit meinen Eltern im Freibad <<hmhm>> wo ich mitbekam dass mich ein älterer Mann, beobachtete <<hmhm ja>> und ähm, den ich dann im zweiten Anlauf, in, äh, in so ein Kabinentrakt gefolgt bin <<ja>> beim ersten Mal hab ich mich noch nicht richtig getraut irgendwie so <<hmhm>> äh bin dann nur irgendwie so gucken gegangen was da wo der da hingeht, und beim zweiten Mal, hab ich dann, hat mich dann äh, hab ich dann doch genug Mut gehabt irgendwie dann da mal hinterher zu gehen und zu gucken, wobei ich, nicht mehr genau weiß was da also da ist nicht groß irgendwas passiert <<ja>> ich bin dann auch irgendwie nach kurzer Zeit auch wieder gegangen, aber ich hab zumindest mit dem zusammen in dieser, in dieser Umkleidekabine gestanden <<hmhm ja>> und ich weiß nicht ob er dann irgendwie nur ähm, seine Badehose runtergezogen hat oder ausgezogen hat oder, ich auch, ich weiß es nicht genau <<ja>> aber ich vermute aber ich noch nicht mal oder <<hm>> so keine Ahnung, und auf jeden Fall bin ich dann irgendwie relativ schnell auch wieder weg gewesen <<ja>> das waren so die ersten ähm <<hmhm>> Begegnungen« (TN, 64/23–38).

Auffallend sind die Anwesenheit der Eltern des Biografen in dieser Situation und die Unbefangenheit, mit der er die Geschehnisse schildert. Die

Anwesenheit der Eltern und das aktive Nachgehen deute ich als Hinweise auf eine Erprobung einer neuen Autonomie im Handeln, in der der Biograf seiner Neugier folgt. Dabei nimmt er durchaus ein Risiko in Kauf, da er dem Mann in der Umkleidekabine mit seinen zwölf Jahren körperlich unterlegen ist. Es lässt sich die Hypothese aufstellen, dass der Biograf die Situation nicht aufgrund der eher belanglosen Interaktion in der Kabine nicht gut erinnert, sondern weil er sie als belastend erlebt hat. Ich sehe keine weiteren Belege in der Sequenz für diese Lesart, da der Biograf sich in jedem Moment als Akteur darstellt. Insofern deute ich die Situation zwar als Erlebnis eines sexuell grenzüberschreitenden Verhaltens durch einen erwachsenen Mann, das der Biograf eher interessiert registrieren kann, da er den Beginn und das Ende der Interaktion relativ gut kontrollieren kann. Ähnlich wie in der berichteten Szene mit dem Pornoheft beschreibt der Biograf, wie er mit einer eher kindlich wirkenden Neugier beginnt, sich den sozialen Bereich des Sexuellen zu erschließen und sich dieses als ein von Erwachsenen hochstrukturiertes Feld erweist (vgl. Kap. 2.2.3). In diesem Fall bedeutet dies, dass ein Erwachsener seine Neugier nicht abstrahlt, sondern zu seinen Zwecken ausnutzt.

Schulzeit

Ähnlich wie seine Kindheit beschreibt der Biograf seine Schulzeit als »normal«, macht dabei aber zugleich deutlich, dass er Erfahrungen von Homosexuellenfeindlichkeit und Ausgrenzung macht:

»wie das heute eben auch noch teilweise vielleicht eher noch gang und gäbe ist, äh dass irgendwelche Sprüche mit schwul oder sonst was dann ähm, vereinzelt halt schon mal irgendwie so kamen, von irgendwelchen die dann, ähm, sich meinten irgendwie dann halt so hervortun zu müssen und ähm, ja, wobei das jetzt nie das war jetzt nie irgendwie so allzu gravierend aber es gab das schon einzeln, in Einzelfällen so ((klopft auf den Tisch)) <<ja>> und ähm, was ich natürlich auch nicht so toll <<hm>> so toll fand, aber das war dann eben auch ich meine als ich dann in die in die äh, in die Tanzschule ging, das war eben auch jetzt nicht so dass das irgendwie alle machten oder irgendwie allzu viele <<ja>> und ähm (2) ja, das waren so verschiedene Bereiche wo dann einfach so, man so sonder, son Sonderfall irgendwie dann war und äh ((klopft auf den Tisch)) (6) und weil ich mich da eben auch nicht so nach irgendwelchen, ja nach irgendwelchen anderen, Gruppen, da irgendwie dann gerichtet hab oder mich da nicht so angepasst habe und äh,

ja, deswegen ist es (im) Großen ähm, also es find ich war die Schulzeit jetzt, keine, keine schlechte Zeit <<ja>> also ich hab irgendwie nicht, nicht gelitten ich bin da irgendwie einigermaßen so, normal durchgekommen, ich hatte, ähm, ich war so (4) ich war nicht allzu, ehrgeizig <<hm>> (3) ähm, ich hab immer (3) relativ glaub ich versucht, oder ich hab mit relativ wenig, äh, Einsatz oder Ehrgeiz immer versucht so noch das halbwegs Beste irgendwie so rauszuholen (TN, 26–27/47–16).

In seiner Schule wird Torsten Nowak zu einem »Sonderfall« erklärt und bisweilen als »schwul« bezeichnet. Sein Bericht gibt keinen Hinweis darauf, dass er in dieser Situation von Erwachsenen oder Gleichaltrigen Unterstützung erfährt. Wird die sich durch das gesamte biografische Narrativ ziehende Normalisierung des Biografen ausgeklammert, zeigen sich in der Sequenz deutliche Spuren des Erlebens von Ausschluss und Stigmatisierung. Die distanzierte und bewusst undramatische Darstellung verweist weniger auf die geringen Auswirkungen dieser Erfahrung, als auf die Strategien des Umgangs mit diesen Erfahrungen. Dieser ist davon geprägt, den Status des »Sonderfalls« bewusst anzunehmen und sich einer Gruppenzugehörigkeit zu verweigern. Torsten Nowak wird es in dieser Weise möglich – zumindest rückblickend – eine handlungsfähige Position einzunehmen. Ähnliches zeigt sich bei seiner Einschätzung der schulischen Probleme, die er an einer anderen Stelle erwähnt. Diese erklärt er durch seinen mangelnden Ehrgeiz. Mangelnder Ehrgeiz ist dabei eine zwiespältige Argumentationsstrategie. Sie stellt den Aspekt der Selbstbestimmung in den Vordergrund, da mangelnder Ehrgeiz eine bewusste Entscheidung gegen die Leistungsansprüche der Schule bedeutet. Zugleich weist der Biograf damit die Verantwortung für die Situation allein sich selbst zu und dethematisiert andere mögliche Gründe. Die Herausforderungen, die dem Biografen durch seine zeitweiligen Ausgrenzungserfahrungen oder aufgrund seiner sozialen Herkunft begegnen, bleiben von ihm unerwähnt.

Das erste Mal

Anfang der 1980er Jahre ist Torsten Nowak mit Freund_innen im Freibad und bemerkt, wie ein Schwimmbadmitarbeiter auf ihn aufmerksam wird:

»und am nächsten Tag (3) ä:h (2) war dann eigentlich gar kein Badewetter <<hm>> weil es irgendwie so bed-, bewölkt war, und ähm, aber irgend-

wie war halt jetzt diese Neugierde von dem Tag davor irgendwie so groß, dass ich dann wieder mit meinem Fahrrad bis zu diesem Freibad gefahren bin <<hmhm>> und dann draußen vor dem Freibad so rumgefahren bin <<ja>> und geguckt habe ob ich den irgendwie vielleicht noch mal sehe <<hmhm>> (2) war aber erst nicht so und dann auf einmal kam er dann, ((klopft auf den Tisch)) raus, aus dem äh Eingang, und äh, draußen war son ((klopft auf den Tisch)) Eisstand <<ja>> und äh, er ho- wollte dann da für sich oder für irgendwie seine Kollegen da Eis holen und hat mich dann da rumfahren sehen mit dem Fahrrad, und ist dann (3) äh zu seinem Auto gegangen, und hat dann irgendwas im Kofferraum gekramt, und ich bin dann mit dem Fahrrad immer um das ((amüsiert)) /um das Auto drumrum gekurvt ((beide lachen)) und ähm, ja und dann hat er mich irgendwann angesprochen <<hmhm>> und fragte mich ob ich, äh, Interesse hätte ne, äh, so ne, Zehnerkarte für das Freibad äh zu äh, zu haben <<ja>> ähm, weil er würde da ja arbeiten und würde die deswegen irgendwie so bekommen und ähm, hm dann hab ich gesagt ja, und ähm, dann haben wir uns unterhalten, es hat sind dann auch Jahre später herausgestellt dass das gelogen war ((lachend)) /dass er die Karte extra dafür gekauft hatte aber äh das hab ich damals natürlich nicht, bemerkt <<hmhm>> und ähm, ja, und ähm, dann haben wir uns halt so unterhalten, und, und dann kam von ihm irgendwie der Vorschlag er hat mir dann irgendwie seine, er war halt dann dreiundzwanzig zu dem Zeitpunkt hatte dann irgendwie ne Ausbildung als [Beruf] in [Stadt] und hatte deswegen irgendwie Visitenkarten auch von sich, hat mir dann ne Visitenkarte, gegeben und hat gemeint ich könnte mich ja mal melden wenn ich wollte <<hmhm>> und ähm, ja (3) und, für mich war das einfach irgendwie, spannend <<ja>> (2) aufregend und ähm, es war auch das erste Mal dass (3) ein (2) anderer Mann, fast gleichal- also ich mein jetzt zumindest äh nicht jetzt wer weiß wie alt <<ja>> ähm, sich für mich, interessierte« (TN, 65/1–27).

Erneut spielt sich die Situation im Sommer im Schwimmbad ab und wieder folgt Torsten Nowak seiner Neugier. Er schafft die Bedingungen für das Kennenlernen, wohingegen der Andere einen Schritt auf ihn zu macht. Der öffentliche Ort des Schwimmbads, der Sommer wirken wie ein starker Gegensatz zu der – auch moralischen – Enge seines Elternhauses. Trotz des großen Altersunterschiedes und seiner katholischen Sozialisation ist der Biograf nicht irritiert vom Interesse des älteren Mannes oder von seinem eigenen Interesse für diesen:

»also das war für mich irgendwie nichts was mich jetzt, in irgend ner Form verunsichert hätte <<hm>> oder, also ich war, es war sehr spannend <<ja>>, ich war auch, so, begeistert und so unbefangen, dass ich, meiner Mutter davon erzählt hab dass ich diesen jungen Mann kennengelernt hab, also ich war wie gesagt äh fast sechszehn <<ja>> und der äh andere war dreiundzwanzig, und ähm, ich hab nicht damit gerechnet dass meine Mutter dann fragt was will denn n Dreiundzwanzigjähriger von dir ((lächelt)) <<ja>> weil für mich das zwar klar war dass das nicht, vollkommen harmlos jetzt in irgend ner Form war oder vollkommen jetzt irgendwie nur rein ähm, ja, rein freundschaftlich <<hmhm>> aber ähm, es war für mich jetzt auch nicht klar irgendwie was anderes und ähm, deswegen hab ich mit dieser Frage überhaupt gar nicht gerechnet <<hmhm ja>> und hab dann versucht das auch, argumentativ irgendwie auszuhebeln oder irgendwie zu sagen warum oder wieso das ist doch äh gar kein Problem« (TN, 2/28–40).

Ein weiteres Mal ist der Biograf seiner Mutter gegenüber offen. Er teilt mit ihr seine Begeisterung aufgrund der Begegnung und verheimlicht nichts. Trotz der Reaktion der Eltern auf den Fund der Pornoheftseite hält er sich nicht an die ihm vermittelte soziale Konvention der Geheimhaltung. Anstatt zwei getrennte Welten zu kreieren – die unbefangene »Schwimmbad-Welt« und das katholisch geprägte elterliche Haus –, verbindet er die beiden Bereiche durch seinen Bericht an die Mutter. Er verweigert sich damit erneut der in seinem Elternhaus und sozialen Milieu verbreiteten Doppelmoral des stillschweigenden Bruchs der katholischen Sexualmoral bei gleichzeitiger Akzeptanz ihrer Regeln, wie etwa dem Ausschluss vom Messopfer. Zugleich erscheint die Frage der Mutter durchaus berechtigt. Tatsächlich ist es unklar, was die Interessen des Mannes sind. Der Altersunterschied zwischen ihrem jugendlichen Sohn und dem jungen Mann begründen eine Machtungleichheit in der Beziehung, worauf ich weiter unten noch eingehe. Diese Hierarchie in der Beziehung nimmt der Biograf bedenkenlos in Kauf. Damit stellt sich die Frage, ob der Biograf in diesem Alter die Folgen seines Handelns absehen kann und an wichtige Vorsichtsmaßnahmen denkt. Die Sequenz legt aber nicht nahe, dass es in der angedeuteten Auseinandersetzung mit der Mutter um die Frage geht, wie er in dem Kontakt – der ihn begeistert – seine Wünsche verwirklichen und dabei seine Grenzen wahren kann. Die Frage der Mutter spricht dem Biografen stattdessen eine Autonomie im Kontakt ab. Der Biograf findet damit in der Mutter erneut kein Gegenüber für eine differenzierte Ausein-

andersetzung. Ihm bleibt nur die Option, den Kontakt aufzugeben oder ihn heimlich fortzusetzen und allein zu sehen, wie er die Beziehung gestalten will.

Der Biograf entscheidet sich für Letzteres, ruft den jungen Mann an und trifft sich mit ihm:

»und ähm, ich hab dann n paar Tage später hab ich dann, dann äh, ihn angerufen, und hab mich dann eben, auch dann mit ihm getroffen bin dann zu ihm nach Hause gefahren, und wir haben dann, äh, ne ganze Zeit lang geredet haben im Wohnzimmer gesessen aufm Sofa, und ähm, und irgendwann war es dann mal so dass ich glaube ich aufm Sofa saß und er dann irgendwie sich unten vors Sofa setzte und er dann irgendwie angefangen hat mich, mich anzufassen <<hmhm>> oder so und zu streicheln oder so und ähm, als ich das dann so, n Stück weit erwidert hab, ähm, ist es dann irgendwann so gewesen dass er dann mal, ab irgendeinem Zeitpunkt dann mal vorgeschlagen hat ob wir irgendwie rüber ins Schlafzimmer irgendwie gehen <<hmhm>> und dann haben wir da, auf der Matratze irgendwie aufm Boden irgendwie gelegen glaub ich und dann (3) ist das immer noch son Stück weiter ich weiß ga- gegangen ich weiß gar nicht genau, ob wir vorher schon (2) 'im Wohnzimmer schon irgendwie ausgezogen haben oder' auf jeden Fall hinterher im Schlafzimmer haben wir dann irgendwann dann mal da, ausgezogen gelegen <<hmhm>> und ähm, ja, und dann ist aber halt über (3) zig irgendwie anfassen und über wichen oder dass er irgendwie, mich angefasst hat irgendwie dann auch nicht hinausgegangen <<hmhm>>, weil es ja auch irgendwie so dann auch vollkommen neu irgendwie dann für mich <<ja>> so war und ähm (2) ja, und das war dann so ganz, das war schon ganz, ja irgendwie ganz interessant oder ganz spannend, ähm, jo, das war dann so die Situation« (TN, 65–66/39–7).

Wie schon beim Kennenlernen führt zwar der Biograf die Begegnung herbei, überlässt aber dem Anderen die Initiative darüber, welche Richtung der Kontakt nimmt. Innerhalb der Interaktion sind damit die Rollen zwischen dem vermutlich schon sexuell erfahrenen erwachsenen Mann und dem Biografen, der sich das Feld sexuellen Handelns erst erschließt, klar verteilt. Der Biograf folgt den Angeboten, wie die Interaktion weitergehen könnte. Dabei beschreibt er das Tempo und die Abstufungen in der Anbahnung der sexuellen Interaktion in einer Weise, die nahelegt, dass er trotz seiner relativen Unerfahrenheit seines jungen Alters wesentliche

Entwicklungsschritte des Geschehens mitgestalten kann. Die Anbahnung einer sexuellen Interaktion erfolgt erst, als der Biograf das Streicheln »n Stück weit erwidert« hat und er gefragt wird, ob sie im Schlafzimmer weitermachen wollen. Ich würde nicht behaupten, dass dieses Vorgehen das Machtverhältnis zwischen den Interaktionspartnern aufhebt, aber es zeigt doch, dass der Biograf nicht nur den Rahmen der Begegnung hergestellt hat, sondern die Interaktion mitgestalten kann. Dabei fällt wieder eine gewisse Distanz auf, die das Narrativ des Biografen strukturiert, die in der Evaluation »ja irgendwie ganz interessant oder ganz spannend« auf den Punkt gebracht wird. Darin beschreibt er eher einen Prozess des vorsichtigen Kennenlernens neuer interpersonaler Skripte des Sexuellen (vgl. Kap. 2.2.4).

Diese Offenheit und in gewissem Maße auch notwendige Unklarheit des Biografen in der neuartigen Interaktion vollzieht sich in einem gesellschaftlichen Szenario, das dieses Handeln eindeutig definiert und kaum »Graustufen« zulässt. Das vermitteln die Eltern ihm eindeutig, als sie entdecken, dass der Biograf den Kontakt trotz ihrer Ablehnung aufrechterhalten hat.

»ja, und ähm, meine Eltern haben dann noch mal einen Brief von mir gefunden den ich dann paar Wochen später, an diesem Freund aus dem Urlaub aus dem gemeinsamen Urlaub mit meinen Eltern geschrieben hab, vermutlich weil sie nach irgendwelchen Indizien gesucht haben wie das jetzt so äh weitergeht <<ja>> und ähm, haben mich dann noch mal zur Rede gestellt und äh, ja ab dem Zeitpunkt war dann klar dass das alles sehr schwierig war weil meine Eltern äh da ziemlich Probleme mit hatten <<hmhm>> mit dem Umstand <<ja>> und ich hab dann erst mal diesen Kontakt, äh abgebrochen weil mir das zu kompliziert war oder zu schwierig war und auch die Befürchtung hatte dass meine Eltern irgendwann vielleicht, überreagieren könnten und äh, damals noch unter der, äh unter den Umständen dass äh, das auch noch ähm, strafrechtlich ja für den anderen n Problem hätte werden können, war mir dann lieber ähm erst mal den Kontakt abzubrechen« (TN, 2–3/40–1).

Der Biograf selbst erwähnt die Möglichkeit, seinen Freund strafrechtlich zu belangen. Wie oben schon ausgeführt werden sein Handeln und seine Beziehung, ohne dass sie sich in ihrer Bedeutung für ihn geklärt hat, kriminalisiert.

Aus der Perspektive des heutigen Sexualstrafrechts wäre § 182 StGB relevant, der sexuelle Handlungen von über 21-Jährigen mit unter 16-Jährigen (aber über 14-Jährigen) für strafbar erklärt, insofern diese die »fehlende Fähigkeit des Opfers zur sexuellen Selbstbestimmung« ausnutzen. Allerdings legt die Beschreibung des Biografen eine Anwendbarkeit dieses Paragraphen nicht nahe. Darüber hinaus gab es Anfang der 1980er Jahre dieses Gesetz nicht in dieser Form und es wäre damit nicht anwendbar gewesen: § 182 StGB in der Fassung vom 28. November 1973 galt nur im Falle der »Verführung« eines »Mädchens« unter 16 Jahren zum »Beischlaf«. Dabei wurde das Gesetz mit dem Zusatz versehen, dass von einer Strafverfolgung abzusehen sei, wenn der Täter die »Verführte« heiraten würde. Jungen wurden im Gesetz gar nicht erwähnt. Dieser Gesetzestext gibt einen Einblick in die Sexualordnung dieser Zeit: Frauen verwirkten ihr Recht auf sexuelle Selbstbestimmung in der Ehe und im Rahmen heterosexueller Handlungen waren Jungen als Betroffene sexueller Gewalt undenkbar.

§ 175 StGB war hingegen zu dieser Zeit in seiner am 28. November 1973 reformierten Fassung gültig²⁹ und kriminalisierte das Handeln des Freundes eindeutig:

»Ein Mann über achtzehn Jahre, der sexuelle Handlungen an einem Mann unter achtzehn Jahren vornimmt oder von einem Mann unter achtzehn Jahren an sich vornehmen läßt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder mit Geldstrafe bestraft« (§ 175 StGB in der Fassung vom 28.11.1973).

Diese Ungleichbehandlung heterosexueller und homosexueller Handlungen von Männern war eine gezielt antihomosexuelle Gesetzgebung, die auf der »Verführungstheorie« beruhte (vgl. Dworek, 2012, S. 50). Dieser Theorie nach wurden homosexuelle Männer als Bedrohung für die Entwicklung von Jugendlichen betrachtet, da sie diese zur Homosexualität »verführen« könnten. Männliche Homosexualität wurde damit juristisch als gesellschaftlich »schädlich« definiert und sollte durch eine solche »gesonderte Jugendschutznorm« (ebd.) eingeschränkt werden. Die Frage nach der sexuellen Selbstbestimmung von Jugendlichen, die Männer begehren, spielte dabei keine Rolle. Zugleich ermöglichte der Paragraph polizeiliche Überwachungsmaßnahmen der schwulen Szene.

²⁹ Der Paragraph war danach in dieser Form noch zwölf Jahre in Kraft.

In Anbetracht der Tatsache, dass der Biograf sich in einem katholischen Milieu bewegt, muss neben der rechtlichen Diskriminierung die Bewertung von Beziehungen und sexuellen Handlungen zwischen Männern nach der katholischen Morallehre einbezogen werden. Noch bis zum Jahr 1983 sah das katholische kirchliche Gesetzbuch eine Bestrafung für homosexuelle Akte vor. Gültige Lehre war die »Erklärung zur Kongregation für die Glaubenslehre zu einigen Fragen der Sexualethik« vom 29.12.1975, die Homosexualität als eine sittliche Verfehlung und Sünde stigmatisierte wie auch vorehelichen Geschlechtsverkehr und Masturbation (vgl. Gründel, 1993, S. 58f.; Lautmann, 1977b, S. 287).

Der Biograf spricht von »Indizien« (TN, 2/43), nach denen die Eltern suchen, und von den Konsequenzen einer möglichen Überreaktion der Eltern. Diese aus Gerichtsverhandlungen entlehnte Formulierung gibt einen Hinweis auf die Rolle der Eltern in der Situation. Sie erscheinen weniger als sich sorgende Eltern denn als Ermittler_in und Ankläger_in und bilden damit eine Allianz mit dem juristischen und moralischen Common Sense dieser Zeit. Torsten Nowak ist damit in einer Situation, in der die Machtverhältnisse eindeutig zu seinen Ungunsten verteilt sind. Schon weiter oben habe ich dabei die Vermutung geäußert, dass es gerade die Offenheit ist, mit welcher der Biograf den gesellschaftlichen Common Sense verletzt, die sein Umfeld gegen ihn aufbringt. Er wendet sich gegen die von den Eltern bevorzugte Strategie der Verheimlichung und droht damit, das Bild der Familie in ein negatives Licht zu rücken.

Vor diesem Hintergrund ist es erstaunlich, mit welcher Souveränität der Biograf vorgeht. Er beendet zwar den Kontakt und passt sich damit an die gesellschaftlichen Bedingungen an. Er übernimmt dabei aber nicht die gesellschaftliche Stigmatisierung seines Handelns, die damals Teil des juristischen, katholischen und familialen Diskurses war. Der Biograf muss – bevor er sich über seine Wünsche in Bezug auf Sexualität und Beziehungen klar werden kann – schon früh lernen, sehr vorsichtig und überlegt zu handeln, ohne dabei Vertraute zu haben, die ihn unterstützen. Die eher distanzierte Form der Geschichte seines ersten sexuellen Erlebnisses und der vorsichtigen Schritte in Richtung einer ersten Beziehung stehen dabei im Kontrast zur Begeisterung und Unbefangenheit, die der Biograf zu Beginn des Kennenlernens beschreibt. Diesen Kontrast betrachte ich als Ergebnis der Strategien des Handelns, die er sich in einem stigmatisierenden Umfeld aneignen musste.

Im Kaufhaus

Anstatt die Gefahr einzugehen, dass sein Freund von den Eltern verklagt wird, entdeckt der Biograf andere Möglichkeiten, sexuelle Kontakte mit Männern einzugehen:

»es gab dann irgendwie, st- äh ansonsten, aber, ähm, so, sexuelle Kontakte, an irgendwelchen öffentlichen Orten <<hmhm>> weil ich irgendwann mal (2) bei einem äh (2) bei einem mal als ich mit meiner Mutter in der Stadt <<hm>> im Kaufhaus festgestellt habe als ich zur Toilette ging, dass da Männer sich auf diesem Klo aufhielten <<hmhm>> ohne offensichtlich da irgendwie, zu pinkeln oder irgendwie so die standen da einfach so rum, was irgendwie schon relativ komisch irgendwie war, ähm (2) hab ich auch in der, Massivität dann hinterher auch nie wieder glaub ich ((lachend)) / noch mal irgendwo so erlebt\ irgendwie dass die da so einfach so wirklich wa- wie wartend rumstanden <<hm>> und äh es waren auch alle Pissoirs fast besetzt ich stand dann irgendwie an einem dann dazwischen, und irgendwie war das, ich hab nich wirk- ich hab nicht wirklich sofort verstanden was da jetzt passiert <<hmhm>> aber äh dass es irgendwie komisch war war auf jeden Fall offensichtlich, und ähm, und dem bin ich dann halt irgendwie dann, Tage oder Wochen später halt dann noch mal wieder nachgegangen als ich dann auch mal alleine in der Stadt war <<hmhm>> ich hab dann irgendwann mitbekommen dass, ähm, äh eine Etage tiefer im Erdgeschoss irgendwie am Zeitschriftenstand, äh, Leute standen und in irgendwelchen Zeitungen blättern aber immer wider sich zwischendurch irgendwie nach links und rechts irgendwie umguckten, und ähm, und offensichtlich dann zwischendurch wenn sie dann irgendwie äh scheinbar Blickkontakt hatten, dann auf einmal irgendwie durchs, ins Treppenhaus gingen und dann eine Etage höher auf die äh, Toiletten da im Kaufhaus, und dieses Spiel hab ich dann irgendwann halt mal so mitbekommen und verstanden, uns ähm und dann hab ich mich halt auch irgendwann mal das erste Mal dann getraut irgendwie dann da hoch zu gehen und irgendwie jemandem der dann da hoch ging und dann, oben in einer so ner Toiletten- äh Kabine dann verschwand, dem mal zu folgen, und da mit reinzugehen und dann so zu gucken was passiert jetzt <<hmhm>> und ähm, ja, und das war dann irgendwie o- (3) spannend oder aufregend genug dass ich das dann immer mal wieder auch <<hmhm>> so äh gemacht hab und äh, und dann auch so an anderen Stellen auch mal dann, äh mitgekriegt hab dass das halt nicht nur da so passierte sondern auch so an anderen Orten und ähm, ja (5) und dann war irgendwann das so dass ich

dann auch mitkriegt dass irgendwie in, in nem Park [Name des Parks] äh sich dann da auch abends oder nachts irgendwie Leute dann trafen wo ich dann auch mal irgendwann hingefahren bin« (TN, 66/11–41).

Der Biograf entdeckt mit einem sicheren Gespür für die sich bietenden Möglichkeiten im städtischen Raum die geschichtsträchtige Kultur der Klappensexualität (vgl. Humphreys, 1974; Hark, 2001; Kelly & Muñoz-Laboy, 2005; Rosenkranz & Lorenz, 2012, S. 79f.), in der vor allem Männer öffentliche Orte – häufig Toiletten – umnutzen, um sich dort zum Sex zu treffen. Toiletten eignen sich dazu besonders gut, da sie einen Rückzugsort innerhalb der Öffentlichkeit darstellen, der zugleich eine gewisse Intimität und Schutz vor Entdeckung bot. Klappen waren dabei Orte im Spannungsfeld staatlicher Repression und eigensinniger Aneignung öffentlicher Orte in homosexuellenfeindlichen Gesellschaften. In Hamburg – um ein Beispiel zu nennen – waren Klappen bis in die 1980er Jahre hinein – also die Zeit, in der der Biograf die Kaufhaustoilette für sich entdeckt – Ziel von Polizeiaktionen. Sie wurden unter anderem durch einseitig durchsichtige Spiegel heimlich durch die Polizei überwacht.³⁰

Das Aufsuchen einer Klappe hat in der Situation, in der sich der Biograf zu diesem Zeitpunkt befindet, viele Vorteile. Er lebt noch in seinem Elternhaus und dort wird sein Interesse für Männer nicht geduldet und er muss es verheimlichen. Wenn er Sex mit Männern haben will, ist ein Ort außerhalb des Elternhauses nötig. Zudem handeln Männer, mit denen er Sex hat, kriminell, solange er noch nicht achtzehn Jahre alt ist, was eine gewisse Anonymität nötig macht. Zusätzlich bedarf es für den Biografen eines Ortes, der für ihn als Jugendlichen tagsüber gut zugänglich ist und wo er sich, ohne Verdacht zu schöpfen, aufhalten kann. Die sich nach dem Ende der Kriminalisierung immer offener etablierenden Bars sind für ihn noch nicht geeignet und Klappen sind ein Ort, an dem der Biograf nicht – wie zuvor – eher zufällig an ihm interessierte Männer findet, sondern solche mit großer Wahrscheinlichkeit treffen kann.

In dieser Weise findet der Biograf tagsüber an einem öffentlichen Ort des Konsums eine Möglichkeit, der elterlichen und gesellschaftlichen Kontrolle zu entgehen. Dabei stellt er erneut kein Motiv eines gezielten Be-

30 Als Akt des Widerstandes gegen solche Maßnahmen staatlicher Kontrolle zerschlug der Aktivist Corny Littmann mit einem Hammer einen dieser Spiegel am Bahnhof Jungfernstieg in Hamburg (vgl. Rosenkranz & Lorenz, 2012, S. 165).

gehrens für Männer in den Mittelpunkt seines Narrativs, sondern wieder Neugier. Scheinbar ohne größere Erwartungen folgt er den Männern in die Kabine, um »so zu gucken was passiert jetzt«. Die Sequenz legt nahe, dass es für den Biografen nicht das Interessanteste ist, was in den Kabinen oder im Park an sexuellen Interaktionen passiert, sondern er eher das gesamte »Spiel« genießt, zu dem das Entdecken und Entdecktwerden gehören, wie auch bestimmte Regeln, die er sich Stück für Stück erschließt.

Die erste Freundin

Torsten Nowak besucht weiterhin die Tanzschule. Dort lernt er im Alter von 18 Jahren seine erste Freundin kennen:

»dann waren wir, zwei Jahre zusammen und als wir, auseinander waren hatten wir dann noch ne Zeit lang so, sporadisch Kontakt, und (5) ähm (2) wir haben uns danach dann noch mal gesehen, irgendwie n paar Wochen später (3) und da ist es dann, passiert dass wir, da erst, das erste Mal miteinander geschlafen haben <<hmhm>> wirklich, vorher ist das irgendwie über Petting nicht hinausgegangen <<ja>>, und ähm, vielleicht weil wir da auch immer beide irgendwie so, locker oder so befreit waren weil es jetzt ja irgendwie nicht mehr im Rahmen dieser Beziehung irgendwie so <<ja>> war, und äh wie ich hinterher auch dann, oder ich weiß ob ich das hinterher erst gehört hab oder vorher dass es bei ihr auch so (3) so ne Zurückhaltung oder Vorbehalte oder ne Grenze irgendwie gab <<hmhm>> weil sie äh, wohl auch irgendwelche Missbrauchserfahrungen hatte <<hmhm ja>> und ähm, und deswegen da vorsichtig war, und, die Vorsicht war dann auf einmal halt jetzt irgendwie so weg und da war das dann halt, für uns beide irgendwie so das erste Mal und äh, ich bin dann so die nächsten drei Tage wie so auf Wolken ((lächelnd)) /gegangen\ ((beide lächeln)) weil irgendwie das Gefühl da war ähm, ja, jetzt ((lachend)) /hab ichs <<ja>> jetzt hab ichs auch gemacht <<hmhm>> wovon alle Welt halt immer spricht\ <<hmhm>> und auch wenn es da genauso klassisch wie bei vielen Leuten jetzt, an sich jetzt nicht so: überragend war wobei es auch nicht das Gegenteil war <<ja>> es war jetzt auch nicht, nicht schlecht oder unangenehm oder äh, äh, negativ aber es war jetzt nicht so überragend dass man jetzt hätte irgendwie deswegen <<hmhm>> irgendwie ((amüsiert)) /drei Tage auf Wolken gehen müssen\ aber, es war schon so ziemlich, erhebendes Gefühl <<ja>> und ähm, ja, was ich eben zum Beispiel nicht hatte, als ich ähm, da mit, mit sechzehn oder so dieses mit diesem ersten Mann, halt auch irgendwann zu, ähm, dazu

gekommen dass wir äh uns dann irgendwie angefasst haben und <<hm>> miteinander, ähm, oder er (3) 'mich dann gewichst hat oder irgendwie so' <<hmhm>> ja, also, aber, das war irgendwie eher so was so einfach irgendwie so spielerisches oder so <<hmhm ja>> und das andere war wirklich mehr so wie son Ini-, tiationsritus <<hmhm>> oder wie das war so ein so ((amüsiert)) /aufgenommen zu sein in die Welt der Erwachsenen <<ja>> oder irgendwie so was, son bisschen ne\« (TN, 34/21–49).

Ähnlich wie Susanne Albers (vgl. Kap. 5.4.2) berichtet der Biograf von keinerlei Irritationen darüber, nach seinen sexuellen Kontakten mit Männern nun mit einer Frau eine Beziehung zu führen und mit ihr nach dem Ende dieser Beziehung zu schlafen. Dennoch beschreibt er eine zentrale Differenz zwischen seinen ersten sexuellen Erlebnissen mit Männern und seinem ersten Mal mit seiner ehemaligen Partnerin. Die wichtigste Differenz besteht für Torsten Nowak weniger im sexuellen Handeln selbst als in dessen Rahmung. Den Sex mit einem Mann erlebt er als etwas »Spielerisches«. Sein erstes Mal mit einer Frau erlebt er dagegen als »Initiationsritus«, mit dem er in die Erwachsenenwelt aufgenommen wird und dem eine Geltung zukommt, die weit über das konkrete Erlebnis hinausgeht. Das Spiel – als das er die Sexualität mit Männern erlebt – gewinnt dagegen seine Bedeutung in den meisten Fällen aus dem Genuss am Handlungsablauf selbst. Torsten Nowak bildet anhand seines Erlebens von Sexualität mit Männern und mit Frauen ein Gegensatzpaar. Für ihn besteht dieser Gegensatz aber nicht in der gesellschaftlichen Definition der einen sexuellen Handlungsweise als legitimer – schließlich ist auch vorehelicher heterosexueller Geschlechtsverkehr kein legitimes Handeln im Sinne des katholischen Moral-kodexes – und der anderen als illegitim, sondern er hebt auf die jeweiligen positiven Eigenarten der verschiedenen Formen des Sexuellen ab, die er kennenlernt: Ein von den Institutionen der Alltagswelt getrennter Bereich des Spiels und ein Handeln, das ihm eine Statuspassage in die Welt der Erwachsenen ermöglicht, was von ihm als »erhebend« erlebt wird.

Eine neue Welt

Nach diesem ersten Mal mit einer Frau wendet sich der Biograf wieder Kontakten mit Männern zu.

»(6) aber darüber hinaus ist dann da halt auch nicht mehr äh jetzt mehr draus geworden, <<ja>>, vielleicht weil ich da auch irgendwie schon, zu klar

mich so von, von abgenabelt hatte und ähm, da auch schon äh (2) kurze Zeit vorher schon, ähm, so wieder die aufna- die Wiederaufnahme der ähm, dieser Kontakte ((klopft auf den Tisch)) zu diesem ersten Freund angefangen hatte <<ja>> und son bisschen die Neugierde denk ich da auch da war so jetzt irgendwie da so ne neue Welt auch zu entdecken, und ähm, das konnte ich mir, das hab ich irgendwie vorher, nur ne kurze Zeit äh, heimlich quasi dann so äh, gemacht ohne dass ich da halt mit ihr drüber gesprochen hätte <<ja>> äh, aber das wollte ich dann halt nicht mehr heimlich irgendwie zweigleisig machen <<ja>> und deswegen ähm, hab ich da, hab ich mich dann auch jetzt nicht mehr bemüht oder so und ähm, sondern weil das andere dann einfach jetzt auch erst mal interessanter oder stärker« (TN, 34–35/50–10).

Offensichtlich hat der Biograf während seiner Beziehung weiterhin ab und zu Kontakte mit Männern gehabt, ohne das seiner Partnerin mitzuteilen. Entgegen der in seiner Jugend prägenden großen Offenheit hat er diese Kontakte verheimlicht – eine Praxis, der er nun nicht mehr folgen möchte. Indem er diese heimliche Parallelität für sich ausschließt, etabliert er ein serielles Prinzip in seiner Biografie, in der die Welt der Homosexualität und die Welt der Heterosexualität zwar Teil seines Lebens sind, aber nicht gleichzeitig im Mittelpunkt seines Interesses stehen.

Die Kontaktaufnahme mit seiner alten Bekanntschaft aus dem Freibad hat einen pragmatischen Zug: Er ist nun 18 Jahre alt und der Kontakt fällt damit nicht mehr unter § 175 StGB. Wie schon in Bezug auf den Vergleich zwischen »Initiationsritus« und »Spiel« macht er deutlich, dass es nicht nur um die Wahl zwischen Beziehungspartner_innen geht, sondern um das Entdecken einer »neuen Welt«, das ihn interessiert. Gleichgeschlechtliche und Gegengeschlechtliche Kontakte konstituieren für ihn unterschiedliche Welten. Dies führt für ihn nicht dazu, sich einer dieser Welten als uneingeschränkt zugehörig erklären zu müssen. Es geht für ihn eher darum, welche der Welten in einer spezifischen biografischen Situation eine stärkere Anziehungskraft entfaltet. Die Richtung seines Interesses hat dabei keine Konsequenzen für die Bewertung seiner Interessen in der Vergangenheit oder der Zukunft. Damit akzeptiert er die monosexuelle Ordnung der Gesellschaft nach den Prinzipien Homo- und Heterosexualität, erlebt diese aber in seiner Biografie nicht als belastenden Entscheidungsdruck, sondern eher als Multiplikation der Möglichkeit, interessante Erfahrungen zu machen.

Schwule Szene

Sein Interesse führt ihn zu seinem ersten männlichen Sexualpartner und in schwule Zusammenhänge.

»und ähm, hab dann den Kontakt erst wieder so mit fast achtzehn oder so dann äh mal wieder zu ihm aufgenommen, und ähm, hab dann auch über ihn und eine gemeinsame F- also oder eine Freundin von ihm, äh dann, ähm die ersten Erfahrungen gemacht in Richtung äh, schwuler Szene <<hmhm>> weil diese Freundin mir dann angeboten hat, äh sie vermutete dass ich ja bestimmt irgendwie neugierig wäre mal irgendwie so ähm, Kneipen äh oder Partys oder so was kennenzulernen und mir angeboten hat weil sie ja schon ähm, einige Erfahrungen mit hatte äh mich da mal mitzunehmen <<hmhm>> und äh mir halt Sachen angucken zu können, das war dadurch sehr schön weil ähm, ich, äh die Möglichkeit hatte so beschützt in Anführungsstrichen <<hm>> ähm, alles kennenzulernen« (TN, 3/3–12).

Im Alter von 18 Jahren lernt Torsten Nowak eine neue Form der sozialen Organisation von Homosexualität kennen. Bei seinen Ausflügen in Toiletten und Parks ging es vor allem um die Möglichkeit, unverbindliche sexuelle Kontakte herzustellen. Das hat den Vorteil, dass diese Kontakte sehr gut parallel zu den Institutionen der Alltagswelt ausgelebt werden können. Sie ziehen nach der Interaktion keine weiteren sozialen Verpflichtungen nach sich. Das ist ein Grund dafür, dass »Klappensexualität« sich besonders großer Beliebtheit in Gesellschaften erfreut, die Homosexualität kriminalisieren. Sie ermöglicht die gewünschten sexuellen Begegnungen, ohne einen gesellschaftlich legitimierten Lebensentwurf aufgeben zu müssen.

Die Kneipen- und Partyszene entdeckt Torsten Nowak über eine Freundin und nicht mehr allein. Dabei fällt auf, dass der Biograf erst hier den Begriff schwul verwendet, der in den Begegnungen mit Männern zuvor keine Rolle spielte. Ein Grund dafür kann sein, dass eine sich entwickelnde Beziehung und der Besuch von Kneipen und Partys der schwul-lesbischen Szene dem Biografen ermöglichen, bestimmte Kategorien kennenzulernen und anzuwenden. Zugleich kann sich durch die umfassendere soziale Organisation seiner Sexualität aber ein Druck zu einer eindeutigen Zuordnung zu den vorhandenen Kategorien aufbauen. Schließlich bedeutet das gemeinsame Feiern die Herstellung einer zeitweiligen Gemeinschaft unter dem Label einer gemeinsamen Neigung. Der Biograf genießt vor allem

das Eintauchen in eine lebendige urbane homosexuelle Szene unter dem Schutz seiner erfahrenen Freundin.

Im Alter von 18 Jahren – Mitte der 1980er Jahre – haben sich im Leben des Biografen Bereiche herausgebildet, die durch unterschiedliche Praktiken und moralische Codes bestimmt sind: eine heterosexuelle Liebesbeziehung, ein verbindlicher homosexueller Kontakt, die fortbestehende Bindung an katholische Zusammenhänge und das Kennenlernen einer homosexuellen Kneipen- und Partykultur. Alle diese Felder haben das verbindende Moment der Vergemeinschaftung, aber bilden auf ihren jeweiligen Ebenen – dem gesellschaftlichen Diskurs nach – entgegengesetzte Pole: heterosexuelle Beziehung vs. homosexuelle Beziehung, katholische Gemeinschaft vs. schwule Szene. Er selbst erlebt diese Bereiche seines Lebens keineswegs als konflikthaft oder sich ausschließend, sondern ihm gelingt bislang ein integrierendes Modell seiner Lebensbereiche, in dem alle Bereiche einen Platz haben. Die Existenz von paralleler Zugehörigkeit zu Gruppen oder Milieus, die sich gegenseitig ausschließen, verweist auf ähnliche Konstellationen in der Familiengeschichte. Insofern ist es möglich, dass der Biograf an dieser Stelle auf intergenerationell tradierte Kompetenzen zurückgreift, wie ein solch integrativer Selbstentwurf gelingen kann. Ein solcher Selbstentwurf ist in Hinblick auf die homosexuelle Bewegung seit den 1970er Jahren in Deutschland keineswegs verbreitet. Diese zeichnete sich eher durch die Herstellung einer »separierten Identität« (Lautmann, 1977a, S. 256), in der das gleichgeschlechtliche Begehren den Selbstentwurf monopolisiert und andere Formen der Zugehörigkeit eher an den Rand drängt. Die Lebensgeschichte von Torsten Nowak legt bis zu diesem Punkt eher die Entwicklung einer »integrierten Identität« (ebd.) nahe, in der gleichgeschlechtliche Liebe nur ein Selbstanteil neben vielen anderen wichtigen Anteilen des Selbst darstellt. Ein solcher Entwurf des Selbst lässt mehr Platz für einen bisexuellen Lebensentwurf, da er ohne einen Anspruch auf Ausschließlichkeit auskommt.

Die Selbsthilfegruppe

Torsten Nowak begegnet den Konflikten mit seinen Eltern aktiv, indem er beginnt, an einer von einem evangelischen Pfarrer geleiteten »Elternselbsthilfegruppe« für Eltern gleichgeschlechtlich liebender Kinder teilzunehmen.

»ich hab dann da äh bin dann da irgendwann zum ersten Mal äh mitgegangen zu dieser Gruppe <<ja>> und hab mich da sehr sehr wohl gefühlt

in dieser äh, ((klopft auf den Tisch)) unter diesen Eltern und den anderen, äh, Söhnen und Töchtern die so mit dabei waren, und das war son bisschen, ja Elternersatz dann oder so <<hmhm>> beziehu- al- zumindest halt was diese Thematik dann anbelangte <<ja>> und ähm, ich hab über längere Zeit versucht meine Eltern vor allem meine Mutter, äh, dazu zu motivieren da mal mit hinzukommen <<hm>> aber ähm, sie hat sich da halt, geweigert ähm, weil sie der Auffassung war dass da natürlich nur Leute saßen die dafür, für das Thema sprechen würden und nicht die sie weiter darin bestätigen würden, in ihrem Dagegensein oder in ihren Vorurteilen oder in ihrem, in ihren Vorbehalten« (TN, 4/9–18).

Die Strategie des Biografen ist aufschlussreich, da er gezielt in eine »Elternselbsthilfegruppe« geht und nicht in eine Gruppe, die sich allein aus queeren Menschen zusammensetzt. Er rückt damit gezielt den von ihm als zentral erlebten Konflikt in den Mittelpunkt: die mangelnde Anerkennung seitens der Eltern. In der Selbsthilfegruppe findet er einerseits »Ersatzeltern«, die ihm eine gewisse Erleichterung verschaffen; andererseits hat er auch die Hoffnung, seine Mutter überzeugen zu können, an den Treffen der Gruppe teilzunehmen und ihm die Anerkennung zu erweisen, die ihm fehlt – eine Strategie, mit der er sich zugleich in eine Abhängigkeit von dem Verhalten der Mutter begibt, das er nicht kontrollieren kann.

Ich betrachte die Teilnahme an der Selbsthilfegruppe als einen weiteren Versuch des Biografen einen integrativen Selbstentwurf herzustellen. In der Selbsthilfegruppe überschneiden sich drei wichtige Bereiche seines Lebens, die zuvor unverbunden waren: seine Zugehörigkeit zur katholischen Kirche, sein Begehren von Männern und Frauen und sein Elternhaus. Er entscheidet sich damit gegen eine Strategie der Abgrenzung von den Eltern und ihrem unter anderem religiös geprägten Ressentiment gegen seine »homosexuelle Seite«. Stattdessen strebt er nach Versöhnung – sowohl mit den Eltern als auch mit der Kirche.

Möglich wird dieser neue Bezug auf kirchliche Zusammenhänge durch Veränderungen in der Haltung mancher Teile der evangelischen Kirche zu gleichgeschlechtlicher Sexualität und gleichgeschlechtlichen Beziehungen. Aufgrund des zunehmenden Engagements des Biografen in der evangelisch-lutherischen – und weniger der katholischen – Kirche gebe ich einen exemplarischen Einblick in die zeitgenössischen Positionen. Gegen Ende der 1980er Jahre drücken offizielle Verlautbarungen der evangelischen Kirche eine eindeutige Ablehnung gegenüber gleichgeschlechtlichen und

nicht monogamen Lebensentwürfe aus: »Die Grundlage der sexuellen Beziehung sieht die evangelische Ethik in der Ehe als einer monogamen partnerschaftlichen Beziehung« (vgl. Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland, 1988, S. 14).

Dass die evangelisch-lutherische Kirche sich überhaupt zu diesem Bereich äußern muss, zeigt, dass die Zeiten heteronormativer Selbstverständlichkeit in der Kirche vorbei sind – eine Entwicklung, die auch auf Druck von Aktivist_innen innerhalb der Kirche zurückgeht. Die Kirche reagierte mit solchen Stellungnahmen auch auf Fragen hinsichtlich der kirchlichen Seelsorge angesichts der AIDS-Krise in dieser Zeit (vgl. Jarchow, 2003, S. 95). Wie von mir an anderer Stelle ausgeführt gelangten Bisexuelle in dieser Phase zu einer neuen negativen gesellschaftlichen Sichtbarkeit (vgl. Kap. 3.1.3), was sich in den offiziellen Texten der evangelisch-lutherischen Kirche widerspiegelte:

»Verantwortlichkeit im Blick auf das eigenen Sexualverhalten gilt vor allem auch für die große Gruppe der Bisexuellen. Die Entdeckung einer AIDS-Infektion bei sich selbst oder dem Ehepartner führt vielfach erst zu einem Aufdecken ihrer Bisexualität und nicht selten zu einer tiefen Krise der ganzen Familie« (Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland, 1988, S. 7).

Es ist überraschend, dass in diesem kirchlichen Text aus dem Jahr 1988 Bisexuelle als eine große gesellschaftliche Gruppe benannt und anerkannt werden. Dies kann aber dem Umstand geschuldet sein, dass diese Relevanz aus der vermeintlichen Gefährlichkeit dieser Gruppe für die von der christlichen Ethik bevorzugte heterosexuelle Ehe abgeleitet wird. Indem allein Bisexuelle zur »Verantwortlichkeit« aufgerufen werden, entwirft das Papier ein Bild des nicht geouteten und promiskuen Bisexuellen, der die Krankheit erst in die vermeintlich gesunden Familien trägt und diese dann materiell und ideell in eine Krise stürzt. Damit spricht der Rat der evangelischen Kirchen zwar eine reale Herausforderung angesichts des HI-Virus an, reduziert diese aber auf einen einseitigen Apell an die individuelle »Verantwortlichkeit« – eine Formel, die die Assoziation eines Aufrufs zur sexuellen Enthaltsamkeit außerhalb der Ehe bedeuten soll. Anstatt auf eine Verantwortlichkeit aller zu setzen und die gesellschaftliche Stellung bisexueller Menschen zu stärken, um die Notwendigkeiten der Heimlichkeit abzubauen, setzt die evangelische Kirche auf die Strategie der zusätzlichen Stigmatisierung Bisexueller. Trotz dieser negativen Thematisierung muss

festgehalten werden, dass Bisexualität als Begriff und als Lebensweise in dieser Zeit in offizielle kirchliche Texte Einzug findet.

Deutliche Veränderungen der evangelisch-lutherischen Sexualpolitik lassen sich in Mitte der 1990er Jahren veröffentlichten Verlautbarungen zum Thema der gleichgeschlechtlichen Liebe erkennen. In einer »Orientierungshilfe« des Rats der evangelischen Kirchen für seine Gemeinden geht es zum Beispiel um die Frage der Segnung gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften:

»Diese Segnung im Rahmen eines Gottesdienstes vorzunehmen, kann wegen der Gefahr von Mißverständnissen nicht befürwortet werden. In jedem Fall muß für alle Beteiligten erkennbar sein: Gesegnet wird nicht die gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaft als Form des Zusammenlebens, sondern gesegnet werden Menschen, und zwar in diesem Falle homosexuell geprägte Menschen, die allein oder in einer gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaft ethisch verantwortlich leben« (Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland, 1996, o. S.).

In diesen Aussagen finden sich Versatzstücke von Argumentationen, derer sich auch die katholische Kirche bedient. Diese akzeptiert den Homosexuellen als Sünder, verachtet aber die nach katholischen Moralvorstellungen sündige Praxis der gleichgeschlechtlichen Sexualität (vgl. Lautmann, 1977b). In eine solche Richtung lese ich die Ausführung im Text oben, dass nur der einzelne Mensch eine Segnung empfangen könne, nicht aber eine gleichgeschlechtliche Partnerschaft. Zudem wird deutlich gemacht, dass diese Segnung nicht im Rahmen des Gottesdienstes erfolgen kann. Damit wertet der Rat gleichgeschlechtliche Partnerschaften gegenüber der Ehe eindeutig ab und bezeichnet sie als keiner kirchlichen Segnung würdig. Dennoch spiegelt sich in der Empfehlung der Segnung ein Richtungswechsel in der evangelisch-lutherischen Kirchenpolitik. Denn diese eröffnet die Möglichkeit einer partiellen Integration von Homosexualität in die Rituale der Kirche, die zuvor nicht möglich war – allerdings nur unter der Voraussetzung, dass die zu segnenden Einzelpersonen »ethisch verantwortlich« leben. Der Text lässt offen, was das bedeuten soll, aber die Formulierung ruft die Vorstellung einer monogamen, langfristigen und möglichst ehähnlichen Beziehung hervor. Es stellt sich die Frage, ob die Anforderung einer solchen ethisch verantwortlichen Lebensweise auch an heterosexuelle Paare

gestellt würde oder ob eine solche schon automatisch durch den Ehe-schein belegt ist. Gegenüber der heterosexuellen Ehe abgewertet und unter der Voraussetzung sich dennoch an eine heterosexuelle Ehe anzupassen, bekommen gleichgeschlechtliche Paare damit das Angebot einer gewissen Etablierung in evangelischen Gemeinden. Ohne dies offen anzusprechen, sind nicht monogam lebende Homo- und Bisexuelle (und vermutlich auch Heterosexuelle) von dieser Integration ausgeschlossen. Die Texte des evangelischen Rates sind damit Mitte der 1990er Jahre noch von einer Politik geprägt, die als »kompensatorische Programme zum Stigma-Management« (Schmidt, 1977, S. 286) bezeichnet werden können. Kirchliche Politiken der Abwertung und Stigmatisierung von Homo- und Bisexualität werden im Prozess der Integration nicht abgelöst, sondern auf einer neuen Ebene fortgeführt.

Diese Politik des Rates der evangelischen Kirche bis in die 1990er Jahre hinein darf nicht direkt auf die Praxis der jeweiligen Gemeinden übertragen werden. Durch die dezentrale Struktur der evangelischen Kirchen haben die Gemeinden einen relativ großen Handlungsspielraum und manche nutzten diesen in der Sexualpolitik. In diesen sich vergrößernden Nischen bewegt sich Torsten Nowak in den späten 1980er Jahren und findet damit sowohl Anerkennung durch kirchliche Vertreter, repräsentiert durch den engagierten Pastor, der die Elternselbsthilfe leitet, und die anwesenden »Ersatzeltern« der »Elternselbsthilfegruppe«. Dagegen bleibt ihm eine solche Anerkennung vonseiten katholischer Geistlicher und seiner leiblichen Eltern versagt.

Ende der 1980er Jahre tritt der Biograf aus der katholischen Kirche aus.

»und dann wars irgendwann [Altersangabe Anfang zwanzig] so, dass mal wieder irgendwas aus Rom, gekommen ist zum Thema, ich glaub auch zum Thema Homosexualität <<hmhm>> (3) und wo dann klar war nach dem was davor schon immer irgendwie verlautbart wurde, ähm, dass sich an der Haltung der Kirche da, nichts ändern wird sondern es wirkte auch eher wieder wie noch n größerer Rückschritt, und zu dem Zeitpunkt hab ich dann ja auch schon gearbeitet und hab dann gedacht also ich sehe es irgendwie nicht ein dass, mit meinen Kirchensteuermitteln auch noch dieses System weiter zu unterstützen <<hm>> was da permanent gegen mich oder Teile von mir irgendwie arbeitet <<ja>> und weil ich da keinerlei Aussicht auf Änderungen sah, äh, bin ich dann hab ich dann die Entscheidung getroffen aus der Kirche auszutreten <<hm>>« (TN, 30–31/50–9).

Annäherung und Distanzierung sind damit im Leben von Torsten Nowak gleichzeitige Bewegungen. Als er von zu Hause auszieht, nähert er sich »Ersatzeltern« in der Elternselbsthilfe an, und während er aus der katholischen Kirche austritt, nähert er sich evangelisch-lutherischen Zusammenhängen an. Mit seinem Austritt geht er auf Distanz zu einer Organisation und einem Milieu, das familiengeschichtlich eine der wichtigsten und beständigsten Bezugspunkte war und in seiner Kindheit und Jugend eine wichtige Rolle spielte. Auch wenn der Biograf seinen Schritt im Interview eher beiläufig erwähnt, erscheint er angesichts dieser familiengeschichtlichen und biografischen Rolle des Katholizismus als generationenübergreifender Bestandteil der Alltagswelt und – so meine These – zentrale Klammer der Zugehörigkeit bedeutsam. Die homo- und bisexuellenfeindlichen Positionen der katholischen Kirche empfindet er in diesem Moment seines Lebens endgültig als ein ausschließendes Kriterium: Die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche und seine Liebe zu Männern lassen sich für ihn unter diesen Bedingungen nicht mehr miteinander vereinbaren. Wenn der Biograf im Interview erwähnt, dass er nie das Gefühl hatte, er müsse sich in der Liebe oder im Begehren für Männer oder Frauen entscheiden, muss er diese Entscheidung in Bezug auf seine Religionszugehörigkeit treffen. Im Sinne der Stabilisierung seines Selbstentwurfes entscheidet er sich damit für die Aufgabe der Zugehörigkeit zur Kirche, während er zu einem früheren Zeitpunkt seines Lebens durchaus darüber nachdachte, Mönch zu werden – eine Rolle, die einen Wandel seines Selbstentwurfs bei engerer Bindung an die Kirche nach sich gezogen hätte. Mit dem Austritt zeigt sich, dass die ursprüngliche nicht verhandelbare Zugehörigkeit zum katholischen Milieu in der Generation Torsten Nowaks eine Frage der Entscheidung im Lebenslauf geworden ist. Sein biografischer Verlauf kann damit als Teil einer allgemeinen gesellschaftlichen Tendenz beschrieben werden, in der sich die westdeutschen katholischen Milieus auflösen. Diese bestimmten zuvor als selbstverständlicher Teil der Alltagswelt wesentlichen Bereiche des Lebens (vgl. Knoblauch, 2012, S. 201). Angesichts dieser Entwicklung möchte ich an die oben besprochene Sequenz erinnern, in der der Biograf berichtet, dass die Eltern entgegen der katholischen Kirchenmoral beim Sex verhüteten, dies nicht beichteten und damit nicht am Messopfer teilnehmen konnten. In dieser Situation stellt sich den Eltern weder die Frage aus der Kirche auszutreten noch aus der kirchlichen Zugehörigkeit heraus die katholische Sexualmoral infrage zu stellen. Die Zugehörigkeit

zum katholischen Milieu und die Vermittlung dieser Zugehörigkeit an die Kinder ist in dieser Generation noch keine Frage der Entscheidung, sondern selbstverständlich, während sich das in der nächsten Generation gewandelt hat.

Die Entscheidung fügt sich in eine Reihe von Veränderungen in dieser Phase des Lebens des Biografen ein: Er zieht aus, nimmt seine erste Arbeit als Verwaltungsangestellter auf und geht bald darauf seine erste feste und längerfristige Beziehung zu einem Mann ein. Der Austritt aus der katholischen Kirche ist Teil einer gewissen räumlichen, sozialen und moralischen Unabhängigkeit, die er sich von seinem Herkunftsmilieu schafft, und eine wichtige Voraussetzung dafür ist, nach seinen Wünschen Leben zu können. Damit zeichnet sich in dieser Phase erneut ab, dass der Biograf aufgrund des heteronormativen und monosexuellen Ausschlusses aus seinem sozialen und familialen Herkunftsmilieu immer wieder vor die Frage gestellt wird, wie es ihm möglich wird, dennoch Anerkennung und Zugehörigkeit zu erfahren.

Karfreitag

Nach dem Auszug Torsten Nowaks steht in seiner Familie das traditionell gemeinsam begangene Essen am Karfreitag an:

»und dann kam, Anfang der Karwoche dann die Frage meiner Eltern ob ich denn zum klassischen Karfreitagsfischessen <<hmhm>> äh nach Hause kommen würde <<ja>> und ich hab dann gesagt also das ginge sehr wahrscheinlich nicht weil ich Besuch bekommen würde ab Gründonnerstag, und ähm, ich hätte zwar kein Problem eigentlich damit äh denjenigen mitzubringen zum Essen aber ich wüsste ja dass das nicht äh gehen würde dass sie das nicht wollten und deswegen müsste ich jetzt abwarten ob das wirklich bei diesem Wochenende bleibt <<hm>> ähm und wenn es so wäre dann könnte ich halt nicht kommen ansonsten würde ich halt zum Essen kommen <<ja>> und äh, dann war irgendwann in der Mitte der Woche da war dann klar ähm, dass ähm (2) ich dann Besuch hätte <<hm>> und äh, hab ihnen das dann mitgeteilt und dann hieß es auch ja, äh der Fisch würde sowieso nicht reichen und ähm, ja und dann kam der Karfreitag, äh, der Freund war dann ab donnerstags schon da und karfreitags morgens ging das Telefon und äh meine Mutter rief an, und sagte dann sie hätten jetzt den Fisch äh aufgetaut und es würde wohl doch reichen <<hmhm>> ((lächelt)) und so kam es dann zum ersten ähm, zur ersten Situation wo dann

ein, ähm Freund von mir weil äh, daraus hat sich dann halt ne vierjährige Beziehung auch entwickelt <<ja>> ähm, dass zum ersten Mal dann mein Freund ähm mit bei meinen Eltern am Mittagstisch saß <<ja>> das war dann für alle Beteiligten ne sehr, komische Situation alle haben sich redlich Mühe gegeben, und ähm, mein Freund hat dann hinterher noch bei meiner Mutter dann noch abgespült und ähm, ja, es hat halt so ganz gut geklappt« (TN, 5–6/43–13).

Die Situation trägt sich im Rahmen der wichtigsten christlichen Feiertage zu, an denen es darum geht, dem Tod Jesus, Gottes Sohn auf Erden, zu gedenken und seine Auferstehung von den Toten zu feiern. Solche christlichen Rituale erweisen sich als fester Bestandteil des Alltags der Familie. Ich halte es nicht für zufällig, dass der Biograf diesen symbolisch bedeutsamen christlichen Feiertag nutzt, um erneut die Frage der umfassenden Anerkennung seiner Lebensform und seiner Liebespartner durch die Eltern aufzuwerfen. Er möchte seinen Partner nicht vor den Eltern verleugnen oder sich gänzlich von den Eltern distanzieren. Dabei gibt er den Eltern die Möglichkeit, ihre Haltung entweder zu ändern oder ganz auf eine Teilnahme ihres Sohnes zu verzichten, also eine weitere Distanzierung in Kauf zu nehmen. Zunächst entscheidet sich die Mutter für eine deutliche Ablehnung des Gesuchs des Sohnes, die sich in ihrer Behauptung, »der Fisch würde sowieso nicht reichen«, ausdrückt. Eine Form, die die Abweisung sicher nicht weniger kränkend macht. Zudem lässt sich auf sie schwieriger reagieren, da sie nicht direkt ausgesprochen wird, sondern auf vermeintlich äußere Umstände geschoben wird. Diese indirekte Kommunikation ist es dann auch, welche die Mutter nutzt, um Torsten Nowak mitzuteilen, dass sie ihre Meinung geändert hat und eine Einladung für ihn und seinen Besuch ausspricht. Der Biograf erlebt damit das erste Mal, dass seine Liebe zu Männern Teil des gemeinsamen Familienlebens sein darf – allerdings erst nachdem er seine Eltern direkt dazu aufforderte. Trotz der deutlichen Veränderung, die sich in der Einladung zeigt, bleibt dabei die Frage offen, inwiefern der Biograf eine uneingeschränkte Anerkennung durch die Eltern erlebt und ob sich eine solche durch ihn erzwingen lässt.

Mit Mitte zwanzig ist der Biograf als Verwaltungsangestellter tätig und hält nach seinem Austritt aus der katholischen Kirche sein Engagement in der Elternselbsthilfegruppe aufrecht. Eine Freundin der Familie versucht, seine Mutter zu überzeugen ihn einmal zu dieser Gruppe zu begleiten. Nach einigem Zögern tut die Mutter dies auch:

»und dann wars halt nach, weiß nicht sehr vielen Jahren zumindest ähm wars dann so dass ich dann zum ersten Mal an einem Samstagabend äh mit meiner Mutter dann zusammen in diesem Kreis saß <<ja>> und ähm, das war schon ein sehr sehr komisches Gefühl, äh, dass da auf einmal jetzt ne Situation war die ich vorher schon ganz ganz häufig in diesem Kreis angesprochen hatte wie ich mir die halt wünschen würde oder ähm, und jetzt auf einmal tatsächlich da zu sitzen und das war dann so, und zum Glück wars dann so dass ich, bei der Vorstellungsrunde als erster drankam <<hmhm>> sodass ich erst mal irgendwie so alles erzählen konnte und meine Mutter dann hinterher nur noch Stück weit ergänzen <<ja>> brauchte, und ähm, ja, es hat sich dann dadurch ein, bisschen verbessert aber es war jetzt keine, keine Initialzündung <<hm>> oder dass war jetzt nicht so dass meine bei meiner Mutter jetzt die große Veränderung dadurch entstanden wäre sie ist glaub ich dann noch, vielleicht noch ein zwei Mal oder drei Mal irgendwie mal mit da gewesen aber ähm, ja, es kam jetzt nicht der große Umschwung <<ja>> wie ich das bei einigen anderen Eltern da in dem Kreis auch immer mal wieder erlebt hab die am Anfang irgendwie sehr verstört irgendwie da die Male saßen <<hmhm>> und dann hinterher im Laufe der, der Treffen immer mehr aufgeblüht sind äh sich verändert haben <<ja>> und teilweise hinterher zu, äh, zu rechten Streitern für die Sache irgendwie geworden sind, ähm« (TN, 4–5/43–10).

Die Enttäuschung des Biografen, dass »der große Umschwung« bei seiner Mutter ausbleibt, wird durch das wiederholte Aufgreifen dieses Themas in der Sequenz sehr deutlich. Die eher kleinschrittigen Veränderungen, die sich durch das gemeinsame Karfreitagessen mit dem Partner und der Teilnahme der Mutter an der Gruppe abzeichnen, sind nicht ausreichend, um das Bedürfnis nach fragloser Anerkennung des Biografen zu erfüllen. In dieser Situation bleiben Mutter und Sohn in ihrer – vermutlich auf Gegenseitigkeit beruhenden – Enttäuschung verbunden. Die Rollenverteilung, die der Biograf in der Beschreibung der Szene anspricht, deutet auf einige Schwierigkeiten in der Situation hin. Während der Biograf seit Jahren die Gruppe besucht und vermutlich schon öfter seine Geschichte erzählt hat, bekommt er zuerst das Wort und erzählt »alles«, während die Mutter nur noch »ergänzen« muss. Dies bietet dem Biografen zwar die Chance, seiner Mutter vor der Gruppe sein Erleben darzulegen, was ihm sicher ein großes Anliegen ist, die Mutter aber hat in diesem Kontext kaum die Möglichkeit, ihre Perspektive einzubringen, was eine Voraussetzung dafür wäre, dass sie ihre Haltung in einem gemeinsamen Prozess mit der

Gruppe überdenken könnte. Damit möchte ich nicht nahelegen, dass die Mutter nicht verantwortlich für ihre zurückweisende Haltung ist, sondern lediglich eine Hypothese aufstellen, warum der vom Biografen erwünschte »Umschwung« nicht gelingt, obwohl die Bedingungen günstig erscheinen. Schließlich handelt es sich um einen christlichen Kontext, in dem andere Eltern mit ähnlichen Erfahrungen zusammenkommen, woraus sich einige Anknüpfungspunkte für die Mutter bieten könnten.

Der erste Protestant

Etwa ein Jahr nach dem gemeinsamen Besuch mit der Mutter bei der Elternselbsthilfegruppe konvertiert der Biograf und tritt der evangelischen-lutherischen Kirche bei. Die Idee zu konvertieren entwickelt sich im Zusammenhang mit Überlegungen zu seiner beruflichen Zukunft. Er denkt darüber nach, seine Stelle aufzugeben und zu studieren – ein Plan, dem die Eltern eher ablehnend gegenüberstehen, die ihn stattdessen ermutigen, seine bisherige berufliche Tätigkeit beizubehalten. Auf einem Kirchentag trifft er dann Konvertiten, die von der katholischen in die evangelische Kirche gewechselt sind, schwul leben und vorher im gleichen Beruf tätig waren wie er. Damit findet er Vorbilder, die ihm helfen, seine Unsicherheit zu überwinden. Nachdem die Eltern auf seine nun konkreter werdenden Pläne offener reagieren, entschließt er sich, zu konvertieren und ein Studium der evangelischen Theologie aufzunehmen, mit dem Ziel Pfarrer zu werden. Bei dem Einführungsgottesdienst anlässlich der Konversion sind seine Eltern anwesend.

»und dann hab ich das halt, äh, dann angefangen bin anlässlich des Studiums dann in die evangelische Kirche eingetreten <<ja>> und ähm (3) obwohl meine Eltern gar nicht ja diesen starken Bezug jetzt zur Kirche oder auch zur katholischen Kirche äh haben, war es so dass, äh bei dem Einführungsgottesdienst den ich dann, bei dem ich dann in die evangelische Kirche aufgenommen wurde bei nem befreundeten Pfarrer, <<hm>>, da saßen dann meine Eltern hinter mir in der Bank, und da hab ich mein Vater äh, das war eins der wenigen Male in meinem Leben wo ich mein Vater irgendwie schluchzen <<hm>> hörte <<ja>> weil das für ihn irgendwie schon ziemlich bewegend so war und ähm, ja und damit war ich dann der erste äh Protestant bei uns in der Familie« (TN, 31–34–41).

Der Biograf ist damit der erste Protestant und der Erste in seiner Familie, der ein Studium aufnimmt. Dabei erzählt er seine Lebensgeschichte nicht

als Bildungskarriere und auch nicht als Konversionsgeschichte. Letztere ist ihrer Typik nach klar in eine Phase vor der Konversion und eine Phase nach der Konversion getrennt, während der Wendepunkt selbst im Mittelpunkt der Erzählung steht (Wohlrab-Sahr, 2014, S. 47f.). In dieser Hinsicht ähneln solche Geschichten klassischen Formen der Coming-out-Narrative. Wie ich oben schon ausführte, fügt sich der Prozess der Ablösung des Biografen von der katholischen Kirche in die Tendenz der Auflösung der Bindungskraft katholischer Milieus (vgl. Knoblauch, 2012, S. 201). Die Frage der Zugehörigkeit zu diesem wird zu einer Frage der Entscheidung im Lebenslauf. Dabei ist es interessant zu sehen, dass der Biograf sich nicht allein von der katholischen Kirche abwendet, sondern zugleich einer anderen Kirche zuwendet. In der beschriebenen Szene wird deutlich, dass die Konversion des Sohnes für die Eltern eine emotionale Angelegenheit ist; es bleibt unklar, welche Bedeutung sie ihr zuschreiben. Auch der Biograf ist sich darüber nicht im Klaren, was deutlich wird, als ich ihn noch einmal nach dem Schluchzen des Vaters frage:

»Ich kann ich weiß eigentlich bis heute nicht genau ähm, was jetzt die (5) der Grund war oder die Motivation war weil ähm (4) ja weil er eigentlich selbst auch jetzt zu (5) zur Kirche, keinen so großen Bezug hat <<hmhm>> ich hab ihn aber auch nie nach gefragt <<ja>> ähm (3) müsste ich ihn eigentlich mal fragen <<hmhm>> ähm (6) ich hab halt (5) ich habs halt damals eher so ein bisschen interpretiert (3) als ob er es irgendwie, schade, fand, <<hmhm>> dass ich irgendwie jetzt so aus irgendwelchen Gründen die Kirche wechseln, musste und da jetzt äh, da meinen Weg mache« (TN, 32–33/46–7).

Erneut schätzt der Biograf in dieser Sequenz die Bedeutung der Religion für den Vater als gering ein und unterschätzt sie meiner These nach. Die Interpretation des Biografen der Trauer um den Kirchenwechsel kann zutreffen. Schließlich hatten die Eltern sich explizit zum Ziel gesetzt, ihren Sohn katholisch zu erziehen, was er nun nicht mehr ist. In dieser Interpretation bleibt – auch für den Biografen – ungeklärt, ob der Vater sich selbst bemitleidet, dass sein Sohn mit seiner Religion nicht konform geht, oder ob er möglicherweise darum trauert, dass sein Sohn aufgrund ihrer Homo- und Bisexuellenfeindlichkeit keinen Platz in der katholischen Kirche findet. Eine weitere Möglichkeit wäre die Freude darüber, dass der Sohn kein Atheist bleibt, sondern sich wieder aktiv an eine christliche Ge-

meinde bindet. Dass über diese Fragen kein familiärer Dialog stattfindet, ist Ausdruck der Distanz und Unsicherheit, mit der sich Vater und Sohn begegnen.

Unabhängig von den möglichen Gründen des Vaters kann die Konversion Torsten Nowaks – wie die meisten Konversionen – in ein spezifisches Spannungsfeld der sozialen Bestimmung von Normalität und Abweichung eingeordnet werden (vgl. Wohlrab-Sahr, 2014, S. 29). Aus einer Erfahrung der Definition als »Abweichler« in der katholischen Kirche wendet er sich in einem Akt des Nonkonformismus einer anderen großen christlichen Gemeinschaft zu, in der er nicht im selben Ausmaß als Abweichler definiert wird. Er erlangt damit wiederum einen Status größerer Konformität.

Dass es dem Biografen – trotz der Form der Darstellung – um mehr geht als eine für den Moment gedachte Inszenierung der Ablösung und Zuwendung, zeigt sich an der Verknüpfung der Konversion mit einem Studium der Theologie mit dem Ziel, Pfarrer zu werden. Darin zeigt sich durchaus ein Wunsch des Biografen, seinem Leben auf der Basis christlicher Religion eine neue Richtung zu geben, welche die Möglichkeit einer neuen Rolle als Pfarrer einschließt. Dabei sucht er sich gezielt einen Bereich, in dem er als Bisexueller Handlungsspielräume hat und nicht vollständig ausgeschlossen wird wie in der katholischen Kirche.

Die Kleinanzeige

Zwei Jahre nach seiner Konversion und dem Beginn seines Studiums fällt Torsten Nowak eine Kleinanzeige in der Zeitung auf:

»da hab ich in den Kleinanzeigen, diese, Anzeige von der Bi-Gruppe, gelesen wo sie, äh (2) interessierte, Bisexuelle suchten <<hmhm>> für diesen Gesprächs- oder einfach für diesen Gesprächskreis also angekündigt haben dass es diesen Gesprächskreis halt gibt <<ja>> ein Mal im Monat (2) und die sich treffen und ähm, ja (2) und ich weiß gar nicht genau wie diese, Anzeige genau lautete, ähm (3) also wie viel Information da eigentlich drin steckte <<hm>> aber, ich vermute dass da schon mehr, als jetzt nur irgendwie Bi-Gruppe <<hmhm>> erster im Monat drin stehen äh, drin gestanden hat, weil, ich jetzt vermute dass das allein unter Umständen noch gar nicht jetzt vielleicht ausgereicht hätte kann aber auch schon sein dass ich schon auf einmal irgendwie Bisexualität da gelesen hab <<hmhm>> und das schon n Begriff war, den ich halt wie fast jeder irgendwie zwar kannte <<ja>> und irgendwelche Sprüche n bisschen bi schadet nie oder irgendwie so was na-

türlich auch schon mal irgendwie wo gefallen waren <<hmhm>> aber, für mich war das nie so ne (3) Größe, dieser Begriff oder irgendei- irgendwas womit ich irgendwas groß jetzt verbunden hätte oder, das irgendwie mit mir in Verbindung gebracht hätte, aber irgendwie als ich diese Anzeige las, hab ich dann auf einmal plötzlich das halt schon, mit mir in Verbindung gebracht« (TN, 47–48/46–15).

Es ist Mitte der 1990er Jahre und Torsten Nowak ist Ende zwanzig. In den 1990er Jahren lässt sich eine zunehmende Selbstorganisation Bisexueller in deutschen Großstädten beobachten (vgl. Kap. 3.1.3), die sich in vermehrten regelmäßigen Treffen, Veranstaltungen, Partys, Vereins- und Gruppen Gründungen unter dem Label »Bisexualität« ausdrückt. Damit wird der Begriff von einer häufig eher abwertenden Fremdbeschreibung, wie sie in den Sprüchen, die der Biograf kennt, zum Ausdruck kommen, zu einem eigenständigen konstitutiven Symbol (vgl. Wohlrab-Sahr, 2014, S. 50) einer selbstorganisierten Kultur. Dieser Formwandel des Begriffes, der sich in der Kleinanzeige ausdrückt, ermöglicht es dem Biografen, diesen nun mit seiner eigenen Erfahrung »in Verbindung« zu bringen. Diese »Verbindung« könnte als Prozess des »Commitment« (ebd., S. 51) bezeichnet werden, also eine Form von Bindung, die weit über eine reine Benennung bestimmter sexueller Erfahrungen in der Vergangenheit, Praktiken in der Gegenwart oder Wünschen für die Zukunft hinausgeht. Es ist ein Prozess, in dem das kulturelle Symbol Bisexualität den biografischen Erfahrungen Torsten Nowaks eine neue Bedeutung verleiht. Die Möglichkeit dieser Verbindung ist dabei gegeben, weil es dem Biografen möglich wird seine Erfahrung zu teilen und dadurch neue Möglichkeiten der Artikulation von Erfahrungen, die er gemacht hat, entstehen.

Die Entdeckung der Anzeige hätte das Potenzial zu einer Coming-out-Geschichte entwickelt zu werden, indem Torsten Nowak diesen Moment als zentralen Wendepunkt seines Lebens darstellt. Er tut dies nicht, sondern ordnet sie auf einer alltäglicheren, aber dadurch nicht weniger bedeutsamen, Ebene ein:

»so ähnlich weiß ich nicht vielleicht wie wenn ich mich jetzt wenn ich jetzt irgendwie mit ner, speziellen Art von Briefmarken beschäftigen <<hmhm>> würden und noch nie gehört hätte dass es Leute gibt die auch alle dieses Phänomen irgendwie sammeln oder <<hmhm>> oder irgendwie suchen oder so ähm, und deswegen mich nie jetzt für andere Briefmarkenfreunde

vielleicht interessiert hab oder so ähm, vielleicht son bisschen so, also dass <<ja>> äh klar war dass ist immer schon was was mir so, äh vertraut ist, dass es da irgendwie, dass da irgendwie so, verschiedene Seiten in mir, sind, und für mich auch nie wichtig war wie jetzt welche Seite <<hmhm>> ähm (2) und dass da auf einmal jetzt dann dieses Erlebnis da gibts andere denen das scheinbar auch so geht <<hmhm ja>> und, und jetzt hab ich da auch immer n Angebot wo ich, solche Leute treffen kann <<hmhm>> und ähm, ja, und da bin ich dann da hin und äh, war halt dann so, sehr begeistert <<hmhm>> (2) ähm, weil ich die Atmosphäre sehr (3) sehr (2) sehr locker, empfand ähm (3) das Gefühl hatte es, braucht sich da irgendwie keiner erklären so am Anfang auch ne Vorstellungsrunde <<hm>> aber ähm, es gibt so überhaupt gar keinen Zwang zu irgendeiner Art von Erklärung zu irgendeiner Art von, Klassifizierung ähm, es gibt, bei den Reaktionen der anderen überhaupt nicht irgendwie das Gefühl (2) ner Fremdklassifizierung <<ja>> oder Definition oder so, ähm, sondern ein, Ernst-genommen-Werden mit dem was man da erzählt <<hmhm>> << (TN, 48/29–46).

Ähnlich wie in der Lebensgeschichte von Susanne Albers bedeutet für Torsen Nowak das Kennenlernen anderer »Briefmarkenfreunde« vor allem die Möglichkeit einer neuen sozialen Organisation seiner sexuellen und romantischen Interessen. Dass der Biograf hier ein Hobby zum Vergleich heranzieht, gibt einen Hinweis auf die Bedeutung, die er seiner Sexualität in seinem Leben zuweisen möchte. Sein Engagement in der bisexuellen Szene beschreibt er nicht im Spannungsfeld gesellschaftlicher Ver- und Gebote, kultureller Definitionen von Moral und Unmoral oder medizinischer Definitionen von krank und gesund. Ihm geht es vielmehr um die Möglichkeit, sein Interesse an Männern und Frauen nicht mehr als Privatvergnügen organisieren zu müssen, sondern als eine »kleine Lebenswelt« (Luckmann, 1978 und Kap. 5.5.2) unter anderen zu etablieren. Mit Blick auf die erzählte Lebensgeschichte lässt sich ein solches Narrativ mit der Hypothese verbinden, dass sich im Westeuropa der 1990er Jahre ein Ende des »Narrativ[s] von der transformativen Macht des Sexes« (Schmidt, 2000, S. 278) abzeichnet.³¹ Zu dieser Entwicklung gehört es, dass sich gängige soziale Muster der Coming-out-Erzählung verändern, wie Plummer dies in den 1990er Jahren

31 Ob sich diese Entwicklung tatsächlich überregional, transkulturell und über unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen hinweg vollzieht, halte ich für eine empirisch zu klärende Frage.

in Großbritannien und den USA feststellt (vgl. Plummer, 1994, S. 131). Dieser berichtet von Erzählungen, die nicht mehr durch einen Wendepunkt strukturiert werden, der die Biografie in ein Davor und ein Danach unterteilt. Auch wenn die Erzählform Torsten Nowaks hier einzuordnen ist, kann sie in Hinblick auf meine Rekonstruktion der Lebensgeschichten Bisexueller nicht generalisiert werden. Die anderen Lebensgeschichten in meinem theoretischen Sample ähneln stärker der bisexuellen Variante einer Coming-out-Geschichte (vgl. Kap. 5.2–5.4). Eine weitere Einschränkung, die ich hinsichtlich der vorliegenden Rekonstruktion machen würde, ist, dass die offensichtliche »Entdramatisierung« im biografischen Narrativ nicht zu verwechseln ist mit einer durchaus mühevollen und schmerzlichen Auseinandersetzung mit Diskriminierung, der Suche nach Anerkennung und fragloser Zugehörigkeit auf der Ebene des erlebten Lebens.

Zudem lässt die Erzählung des Biografen die Frage aufwerfen, inwiefern der ambivalente Typ der homosexuellen Coming-out-Geschichte als eine erzwungene Form der Aneignung einer gesellschaftlichen Definition von Abweichung ohne Weiteres auf ein bisexuelles biografisches Narrativ übertragbar ist. Der Biograf hebt schließlich hervor, dass im Mittelpunkt der Erfahrung in der Begegnung mit anderen Bisexuellen keine neue Klassifizierung steht, sondern die Erfahrung der Abwesenheit von »Fremdklassifizierung« und dem »Zwang«, sich überhaupt über die erlebte, gelebte oder erwünschte Sexualität klassifizieren zu müssen. Es geht also eher um die Möglichkeit einer Akzeptanz von sexueller Ambivalenz als selbstverständlicher Teil des Selbst und des biografischen Entwurfes – eine Möglichkeit, die der Biograf in schwulen Zusammenhängen seltener erlebt:

»es ist nicht alles akzeptiert <<hmhm>> oder äh es gibt ist nicht alles gleich <<ja>> äh wertig oder gleich stark <<hm>> oder so, sondern, sondern teilweise ganz klare Wertungen äh wie manches Verhalten zu beurteilen ist <<ja>> oder so ne, die, verkappten, Schwulen oder irgendwie so was die es sich nur nicht eingestehen können die aner ansonsten irgendwie, mit Frau und Familie irgendwie so leben oder so was <<hm>> die gabs halt immer mal wieder irgendwie so als Thema oder ähm, ja, wie, wie Männer Frauen oder sonst wie wahrgenommen werden da hab ich schon relativ, nicht jetzt, nicht häufig aber schon einfach immer mal wieder, äh so ne, nicht immer durchgängige Toleranz allen gegenüber <<hmhm ja>> wahrgenommen und äh und das fand ich da (4) schon ganz anders <<hmhm>> und das ist mir danach auch in fast allen, äh Gruppen oder Zusammenhängen wo

ich dann irgendwas mit bi erlebt erlebt habe immer wieder so gegangen« (TN, 49/1–12).

Der Biograf beschreibt die Herstellung einer bisexuellen Community in relativ klarer Abgrenzung zu seinen Erfahrungen in vielen schwulen Zusammenhängen. Dies stützt die vor allem im Kontext der USA formulierte These, dass sich viele bisexuelle Zusammenhänge weniger in Abgrenzung zur heterosexuellen Hegemonie, sondern zu den monosexuellen Ausschlussmechanismen homosexueller Communities herausbilden (vgl. Callis, 2009). Das biografische Narrativ Torsten Nowaks fügt sich damit in das Bild einer kulturellen Pluralisierung sexueller Szenen in gegenseitiger Abgrenzung zueinander. Dabei benennt er durchaus die Sorge von Zurückweisung in Begegnung außerhalb schwuler Zusammenhänge:

»was hinzukommt ist auch noch dass ich, es auch für mich als schwierig oder unangenehm empfinde, dass ich, meiner Meinung nach zunächst mal auch eher (5) äh nicht offen sein, könnte <<hmhm>> in, wenn ich, ne Frau kennenlernen, also besser nicht von vornherein irgendwie mein Leben in aller <<ja>> Offenheit offenbare, weil dann (3) fünfundneunzig Prozent der Frauen, in meiner Vorstellung <<hmhm>> schreiend davonlaufen würden, ähm (4) deswegen kommts zu den Situationen nicht« (TN, 67/26–32).

Im Kontext einer monosexuellen Ordnung und einer engen Verschränkung der gesellschaftlichen Konstruktion hegemonialer Männlichkeit mit Heterosexualität (vgl. Connell, 2015) steht Torsten Nowak als Bisexueller vor spezifischen Schwierigkeiten, wenn er jenseits bisexueller Zusammenhänge Frauen kennenlernen will. Daher bedeute die zunehmende Selbstorganisation Bisexueller, neue Möglichkeiten Sexual- und Beziehungspartner_innen kennenzulernen, ohne Sorge haben zu müssen, aufgrund der eigenen Beziehungsgeschichte abgelehnt zu werden, etwas verschweigen oder ausführlich erklären zu müssen. Die Möglichkeit, geeignete Beziehungspartner_innen kennenzulernen, stellt nur einen Teilaspekt der Bedeutung der neu entdeckten bisexuellen Gruppen für Torsten Nowak dar. Er empfindet dort ein Gefühl von Vertraut- und Geborgenheit, das ihm neu ist: »da hab ich mich so (3) auf einmal so, zu Hause gefühlt <<hmhm>>« (TN, 24/44).³² Meine These ist, dass dieses Gefühl daraus

32 Damit entwirft er ein ähnliches Narrativ wie »Manfred Schäfer« (vgl. Kap. 5.3).

resultiert, dass er in diesen Zusammenhängen einen Kontext findet, der ihm die fraglose Anerkennung ermöglicht, die ihm in seinem Elternhaus verwehrt wurde und in anderen Bereichen, die er sich aktiv erschlossen hat, bislang nicht finden konnte. Der Begriff »zu Hause« legt nahe, dass es um die gemeinsame Herstellung einer eher überschaubaren Realität geht, die von Selbstverständlichkeit und Fraglosigkeit geprägt ist. Er legt einen eher intimen Rückzugsraum nahe, der relativ klar von einem als Außenwelt definierten Bereich getrennt bleibt. Insofern lassen sich an diesen Begriff verschiedene Fragen stellen, die ich innerhalb der biografischen Fallrekonstruktion zunächst nur aufwerfen und nicht beantworten will: Was sind die Regeln, die in diesem »Zuhause« gelten? Was wird als nicht zugehörig ausgeschlossen? In welchem Verhältnis stehen »zu Hause« und »Außenwelt«? Ist dieser – der Beschreibung nach – gerade durch seine Überschaubarkeit und Intimität gekennzeichnete Bereich ausreichend, um in die Außenwelt hinein wirksam zu werden? Und entwickelt er genügend Kraft, um die Erlebnisse von Missachtung, die Torsten Nowak gemacht hat, zu kompensieren?

Umzug

Auf das Engagement des Biografen in bisexuellen Zusammenhängen folgend zeichnen sich zahlreiche Veränderungen im biografischen Verlauf ab. Torsten Nowak beginnt, regelmäßig eine kirchliche Beratungsstelle zu besuchen, woraufhin ein Kontaktabbruch zu den Eltern über mehrere Monate erfolgt. Er benennt im Interview Erfahrungen der mangelnden Zuwendung und Anerkennung seiner Eltern als Grund für diesen Schritt. Meine These ist, dass es vor allem die neue Erfahrung umfassender Anerkennung in bisexuellen Zusammenhängen ist, die für ihn wichtige Voraussetzungen für diesen Schritt schaffen.

Im Jahr darauf wechselt der Biograf den Studienort und zieht in eine andere Großstadt. Hier beginnt er, sich intensiver in bisexuellen Zusammenhängen zu engagieren. Darin zeigt sich eine zusätzliche räumliche Distanzierung von den Eltern bei gleichzeitiger Zuwendung zu bisexuellen Zusammenhängen.

Eine weitere Veränderung, die sich in diesem Zeitraum abspielt, ist das Ende der Beziehung zu seinem Partner, was der Biograf nur am Rande erwähnt. Seine Beziehungsbiografie steht nicht im Fokus der Erzählung. Er erzählt, wie er im Jahr darauf mit einer guten Freundin zusammenkommt:

»ich fands trotzdem immer spannend, den Gedanken, oder so die, die Vorstellung was mir noch irgendwie so widerfahren wird <<ja>> und deswegen war ich, zwar, in dem Moment als es dann, passierte das auf einmal mit meiner, ähm, damaligen guten Freundin auf einmal da **mehr** draus wurde war ich zwar in dem Moment als es plötzlich passierte schon ein Stück weit überrascht <<ja>> aber nicht grundsätzlich halt oder war das eben nicht was was ich jetzt irgendwie vorher ausgeschlossen hatte <<hm>> oder so äh für mich kam das dann dat war dann schon, plötzlich weil ich da überhaupt gar nicht mit, gerechnet hatte weil ich eben auch die wenigsten Dinge in meinem Leben irgendwie mit ner bestimmten Absicht irgendwie so tue <<ja>> das heißt ich hab dann damals diese Freundin [Name] irgendwie mal für ne Woche besucht, und (2) weil sie da noch anderen Besuch hatte an dem ersten Wochenende als ich ankam, und **der** das war n befreundetes Pärchen von ihr **die** dann das äh Klappsofa <<hmm>> in Beschlag genommen hatten <<ja>> musste ich dann mit ihr halt auf dem ähm, Hochbett <<hm>> schlafen, ja und, daraus ist dann halt äh daraus geworden dass ich dann auch in den restlichen Tagen ((lächelnd)) /das Hochbett nicht mehr, verlassen musste\ <<((lächelt))>> und ähm, ja und ich dann hinterher immer behauptet habe, dass das für uns beide total überraschend <<hm>> äh gekommen wäre, weil ichs eben auch so n Stück weit empfunden hatte <<ja>> und dann Jahre später mir meine Freundin mal sagte also für sie wäre das gar nicht so ((lachend)) /überraschend <<okay>> gekommen\ ((lacht))« (TN, 25/16–35).

In der Sequenz verdeutlicht der Biograf, dass er in Bezug auf sein Beziehungsleben seine Haltung der Offenheit weiter kultiviert. Offenheit bedeutet für ihn dabei, dass er nicht aktiv auf eine neue Beziehung hinarbeitet oder sich von einem bestimmten Wunsch oder Begehren in Hinblick auf die Zukunft leiten lässt. Sein Entwurf von Offenheit geht also weit über die Frage des Geschlechts möglicher zukünftiger Beziehungspartner_innen hinaus. Dabei übernimmt er – zumindest seinen Erzählungen nach – keine wirklich aktive Rolle, eine Beziehung zu beginnen. Der Biograf hat zwar eine sehr genaue Wahrnehmung dafür, wenn sich jemand für ihn interessiert und gestaltet den Rahmen für eine Begegnung; innerhalb dieses Rahmens überlässt er dem_der anderen aber die Initiative. Auch in diesem Fall ist er offen für die Begegnung mit seiner Freundin und die Veränderung ihres Beziehungsstatus, aber sie ist es, die – wie sie ihm später mitteilt – eher einen Plan verfolgt.

Der Biograf macht an anderer Stelle deutlich, dass er bei der Anbahnung einer sexuellen Begegnung klar zwischen Männern und Frauen als Gegenüber unterscheidet:

»ich hab auch da keine Erfahrungen gemacht jetzt in a- irgendw- auf Partys oder in der Disco, Frauen, kennenzulernen, ähm (5) jetzt so spontan und mit dem, Ziel gemeinsam im Bett zu landen <<ja>>, ähm (5) und ich hab, halt auch dann äh gemerkt dass ich, mit Frauen auch (3) anders umgehe als mit Männern <<hmhm>> also dass ich bei, Frauen wesentlich (3) weiter im Voraus denke <<hm>> und immer schon damit rechne die wollen sowieso Beziehung <<hmhm>> und ähm, und wenn ich das selbst nicht klar habe und nicht weiß, dann eher lieber schon den- lieber nicht den ersten äh nicht den ersten mache <<hmhm ja>> weil ich den zweiten oder dritten ja noch gar nicht irgendwie im Blick habe, äh und bei Männern bin ich da wesentlich, unkomplizierter <<hmhm>> äh, erwarte das, erwarte die Erwartung auf der anderen Seite <<ja>> erst gar nicht, äh was nicht immer richtig ist aber äh was eben, sicherlich auch zu nem höheren Prozentsatz schon auch, meistens so oder häufig so ist, ähm aber deswegen ähm, bin ich da wesentlich zurückhaltender« (TN, 67/13–25).

Für den Biografen sind Begegnungen mit Frauen, die eine sexuelle Interaktion nach sich ziehen könnten, an ein umfassenderes »Beziehungsskript« gekoppelt. Durch dieses vergeschlechtlichte Erwartungsmanagement des Biografen bekommen Begegnungen mit Männern und Frauen einen unterschiedlichen Grad an sozialer Komplexität, was dazu führt, dass er bei Letzteren vorsichtiger vorgeht. Dies erinnert an die Umschreibung des Biografen an anderer Stelle, in der er seinen ersten sexuellen Kontakt mit einem Mann als »Spiel« (TN, 66/30) bezeichnet und sein erstes Mal mit einer Frau als »Initiationsritus« (TN, 34/47). Sex mit Frauen ist für den Biografen an deutlich mehr Institutionen des Alltags geknüpft, die nicht sexuell sind, wie Erwachsensein oder Paarbindung. Demgegenüber fällt es ihm viel leichter, Sexualität mit Männern als weitgehend abgekoppeltes Sexualskript zu entwerfen, was ihm den Kontakt erleichtert.

Die vom Biografen häufig hervorgehobene »Offenheit« kann vor dem Hintergrund dieser Beschreibung differenzierter eingeordnet werden. Eine aktive Offenheit, die der Biograf Männern gegenüber hat, resultiert aus seinem Entwurf eines relativ klar abgegrenzten Skripts an Handlungen, die er beiden Interaktionspartnern zuschreibt. Dagegen resultiert die

eher passive Offenheit Frauen gegenüber aus einer Zuschreibung der Koppelung sexueller Skripte an andere Institutionen wie etwa die Paarbeziehung. Dieses Erwartungsmanagement des Biografen hat etwas von einem sich selbst erfüllenden Prinzip. Denn er geht den Kontexten, in denen ein unverbindlicher sexueller Kontakt mit Frauen möglich wäre, eher aus dem Weg, weswegen sich dieser nicht ergibt.

Auch in diesem Fall überlässt der Biograf seiner Freundin die Initiative – und es folgt eine etwa dreijährige Beziehung. Innerhalb dieser Zeit entwickeln die beiden gemeinsame Zukunftsentwürfe, etwa nach Studienabschluss gemeinsam in einer evangelischen Gemeinde zu arbeiten. Der Biograf erwähnt dabei den Umstand nicht, dass solche Pläne einer gemeinsamen Arbeit als heterosexuelles Paar wesentlich konfliktfreier zu verwirklichen sind, als dies mit einem Mann der Fall wäre. Auf solche Differenzen in der Lebensplanung mit einem Mann oder einer Frau als Partner_in geht Torsten Nowak in seinem Interview nicht ein.

Tod der Mutter

Ende der 1990er Jahre – der Biograf ist Anfang dreißig – erkrankt seine Mutter schwer und es ist abzusehen, dass sie bald sterben wird:

»es gab in der Zeit eine Situation wo wir mal alleine äh im Krankenhaus in ihrem Zimmer waren und wo sie dann sagte ähm, dass sie wüsste dass sie mir in einigen Jahren keine große Hilfe gewesen wäre <<ja>> und ähm das war halt n sehr schöner Moment also ähm, weil dadurch irgendwie das so, so rund wurde dann <<ja>> ne oder so (3) ja (5) ja, das ist so, das ist so das ähm, als ich ähm, meine äh, letzte Exfreundin ähm als da auf einmal mehr draus wurde nachdem wir schon ein zwei Jahre befreundet waren <<hmhm>> (3) und ähm, das war zu dem Zeitpunkt als meine Mutter auch noch lebte, ähm, da wars natürlich so dass bei meiner Mutter die Hoffnung wieder aufkeimte jetzt wird alles gut ((lächelt)) und ähm, sie wusste vorher auch schon äh von meinen Aktivitäten innerhalb der Bi-Gruppe <<ja>> und als ich dann irgendwann mal ihr davon erzählte äh als ich dann mit meiner Freundin schon zusammen war, dass ich ihr von irgendeiner Situation oder von irgendeiner, irgendwas so erzählte wo es um irgendwas innerhalb der Bi-Gruppe ging, äh da kam immer die Frage äh=äh wie gehst du denn da immer noch hin ((lächelt)) und äh ((lacht)) ja da hab ich dann gemerkt okay ähm, sie dachte jetzt eigentlich das wär jetzt ausgestanden das Thema <<ja>> und ich hab ihr dann halt gesagt ja, äh, was sie denn denken

würde das auf einmal jetzt alles andere von vorher jetzt weg wäre« (TN, 5/15–31).

In dieser Sequenz bildet sich einer der zentralen Konflikte in der Biografie von Torsten Nowak ab. Er berichtet, er habe sich mit seiner schwer erkrankten Mutter kurz vor ihrem Tod versöhnt und damit sei der Abschied von ihr »rund«, also abgeschlossen. Diesem Narrativ müssen die deutlichen Spuren der erlebten Kränkung durch die mangelnde Anerkennung seitens der Mutter gegenübergestellt werden. Denn er schließt das Thema nicht ab und beendet es, sondern nach einem »oder so (3) ja (5) ja, das ist so«, setzt er eine Erzählung an, die seiner zuvor getroffenen Behauptung entgegensteht, nämlich die von einer fortdauernden Kränkung durch die Mutter bis in sein Erwachsenenalter hinein. Indem die Mutter an seine aktuelle Beziehung zu einer Frau die Hoffnung knüpft, sein Engagement in der Bi-Gruppe möge damit enden, vermittelt sie ihm, dass weder seine Beziehungen mit Männern in der Vergangenheit noch sein Aktivismus in der Gegenwart oder seine Offenheit für Beziehungsentwürfe in der Zukunft, von ihr anerkannt werden. Insofern macht der Biograf an dieser Stelle eine für einen bisexuellen Lebensentwurf spezifische Erfahrung der doppelten Diskriminierung (vgl. Ochs, 1996). Während die Mutter zugleich seine vergangene Beziehung zu seinem Partner, sein gegenwärtiges Engagement in bisexuellen Zusammenhängen und mögliche zukünftige Beziehungen zu Männern abwertet, wird seine aktuelle Beziehung vor allem auf ihre Konformität hinsichtlich der mütterlichen Erwartung reduziert. Dieses Erlebnis erinnert an die an anderer Stelle besprochene Sequenz aus der Biografie von Manfred Schäfer (vgl. Kap. 3.2.2 und 5.3), als ihn seine Eltern mit einer Frau beim Sex überraschen und der Vater daraufhin Hoffnungen hat, sein Sohn sei nun wieder heterosexuell. In beiden Fällen ist das Eingehen einer heterosexuellen Beziehung oder eines heterosexuellen sexuellen Kontaktes kein Garant dafür, weniger Erfahrungen von Zurückweisung zu machen, sondern es werden Erfahrungen von Zurückweisung aktualisiert und damit über den biografischen Verlauf hinweg verstetigt. In Hinblick auf den gesamten biografischen Verlauf Torsten Nowaks hat damit die monosexuelle Struktur der Gesellschaft und der mit ihr verbundenen institutionalisierten Heterosexualität das Potenzial, immer wieder zu tief greifenden Konflikten mit signifikanten Anderen zu führen – und das nicht nur bei der Wahl gleichgeschlechtlicher Partner_innen, sondern – wie in diesem

Fall – auch bei der Wahl gegengeschlechtlicher Partner_innen. Als Bisexueller erlebt Torsten Nowak eine solche Verstetigung dieses Anerkennungskonfliktes, der sich in diesem Fall in einem Kontrast zwischen dem Narrativ der Versöhnung und der Erinnerung an das Erleben wiederholter Kränkungen zeigt (vgl. dazu auch Scherrer et al., 2015, S. 683; Ritter, 2019 und Kap. 6.2).

Abbruch des Studiums

Einige Zeit nachdem seine Mutter verstorben ist, beendet Torsten Nowak sein Studium ohne Abschluss. Er legt unterschiedliche Gründe für seinen Entschluss dar:

»okay, wenn ich gar nicht mehr genau weiß ob ich hinterher dann <<hm>> in dem Beruf noch arbeiten will, dann ist mir, die Zeit bis dahin, und auch das Geld was ich bis dahin noch, verpulvere quasi dann, ähm, ist mir dann zu viel <<ja>> und dann besser jetzt, n, Ende noch nicht mal mit Schrecken sondern aber jetzt ein, Ende jetzt, und nicht erst irgendwann dann danach ist, find ich für mich persönlich die richtigere Entscheidung <<hmhm>> auch wenn (3) ich wenn ich unter dreißig zu dem Zeitpunkt gewesen wäre als ich die Entscheidung treffen musste, vielleicht gesagt okay, es ist immer besser das, so was dann abzuschließen <<hm>> oder so, aber ich hab danach nie das Gefühl gehabt ich hab jetzt irgendwas, nicht abgeschlossenes hinter mir oder so <<ja>> sondern, für mich war das rund so« (TN, 46/27–36).

Da der Biograf in Bezug auf das Ende seines Studiums vor allem argumentiert und nicht erzählt, ist eine Rekonstruktion der damaligen Umstände schwierig. Er hebt vor allem finanzielle Erwägungen hervor. Seine Förderung nach dem Bundesausbildungsförderungsgesetz (BAföG) läuft aus und er wäre vermutlich gezwungen, neue Schulden aufzunehmen, die er zusätzlich zu den BAföG-Schulden später begleichen müsste. Zudem wäre es ihm – wie er an anderer Stelle ausführt – kaum möglich, neben dem Abschluss zu arbeiten, was die finanzielle Last noch vergrößern würde. Sein Vater kann ihn in dieser Hinsicht nicht unterstützen. Auch wenn der Biograf den Abbruch vor allem als eine Entscheidung aus Zweifeln begründet, wirklich noch Pfarrer werden zu wollen, können diese finanziellen Gründe als schwerwiegende Einschränkung einer von ihm als »frei« getroffenen Entscheidung beschrieben werden. Als Kind aus einer Arbeiter_innen- und Angestelltenfamilie hat er an dieser Stelle größere

Herausforderungen zu bewältigen als Kinder aus einer finanziell besser-gestellten Familie.

Sein Argument bezüglich des Lebensalters wirft dagegen Fragen auf. Es ließe sich entgegnen, dass unterhalb des 30. Lebensjahres tendenziell mehr Zeit zur Verfügung stünde, etwas anderes zu tun, oder zumindest ein Wechsel der beruflichen Orientierung eine größere gesellschaftliche Legitimität hätte als zu einem späteren Zeitpunkt.

Im Mittelpunkt seiner Überlegungen stehen jedoch vor allem die Zweifel an seinem Berufswunsch. Ihn beschäftigt die Frage, ob er bereit wäre, an einem nicht selbst bestimmten Einsatzort für eine Gemeinde und ihre Bedürfnisse präsent zu sein. Erschwerend kommt dabei hinzu, dass er zu diesem Zeitpunkt keine Partnerin und keinen Partner hat, mit der bzw. dem er diesen Neuanfang gemeinsam begehen könnte. Er wäre dabei auf sich allein gestellt. Dies mag ein weiterer Grund dafür sein, dass er sich beruflich umorientiert und, statt Pfarrer zu werden, eine ihm angebotene Position als Verwaltungsangestellter in einem Unternehmen antritt.

Der Biograf bringt das Ende seines Studiums nicht in Zusammenhang mit dem Tod seiner Mutter. Die zeitliche Nähe und das bislang prägende Muster des biografischen Verlaufs legen einen Zusammenhang nahe. Standen zuvor das Bemühen um Anerkennung durch die Mutter, die Etablierung in kirchlichen Zusammenhängen und das Engagement in bisexuellen Zusammenhängen im Vordergrund, sind mit dem Tod der Mutter und dem Ende des Studiums zwei bestimmende Achsen dieses Spannungsfeldes nicht mehr Bestandteil der Gegenwart des Biografen.

Geringeres Engagement in bisexuellen Zusammenhängen

Torsten Nowak verringert Stück für Stück sein Engagement in bisexuellen Zusammenhängen, was sich stimmig in die oben skizzierte biografische Entwicklung einfügt. Er gibt unterschiedliche Gründe dafür an:

»aber dann war irgendwann klar, dass das Thema für mich, im Moment auch so weit, bearbeitet ist oder, durch ist und ich das von so vielen äh, Seiten aus betrachtet habe und mich engagiert habe, ähm, dass einfach mal wieder andere Dinge äh wichtig <<hm>> äh werden sollten oder ich mich mit anderen Dingen beschäftigen wollte, und äh ich dann das Gefühl hatte ich äh hab jetzt kein Interesse mehr dran an diesen, regelmäßigen Treffen <<ja>> teilzunehmen und ähm, ja, ich bin dann auch nicht mehr zu irgendwelchen

bundesweiten Treffen gefahren, weil ich da auch für mich so merkte dass mich das jetzt nicht wirklich so, weiterbringt oder ich da jetzt kein Interesse da an dem Austausch hatte« (TN, 50/25–33).

Einer der Gründe ist sein Empfinden, dass er das Thema abschließend »bearbeitet« hat und er mehr Zeit für andere Dinge haben möchte. Doch an anderer Stelle erwähnt er weitere Gründe:

»ich hätte mir auch vorstellen noch mehr auch politisch zu machen <<ja>> ähm, es gab zum Beispiel [Bezeichnung der Neuregelung], ne Neu-, regelung der Sexualkunderichtlinien <<hmhm>> (3) äh wo ich damals das schon ganz interessant gefunden hätte äh wenn wir uns da stärker eingebracht hätten <<ja>> aber ich hatte da- äh (3) ich habs nicht für möglich gehalten dass jetzt alleine <<hmhm>> äh zu machen, und ich sah damals irgendwie jetzt nicht genügend Leute die da mitgearbeitet hätten <<hmhm>> aber das wäre zum Beispiel schon was was ich durchaus interessant gefunden hätte <<ja>> und für wichtig gehalten hätte weil ich irgendwie das Gefühl hatte das wird halt darauf hinauslaufen dass inzwischen, zwar, ähm, Schwulsein und Lesbischsein irgendwie ähm klar ist dass das ins solche Richtlinien mit da- äh reingehört und auch inzwischen mit gelehrt wird <<ja>> aber äh dass es eben auch noch was anderes als diese Schwarzweißmuster gibt <<hm>> ähm, das denk ich ist halt noch nicht so stark im Blickfeld <<hm>> und äh oder wird nicht so stark thematisiert, und äh das hätte ich schon für ganz gut gehalten ne so <<ja>> (2) hmhm« (TN, 50/51/48–7).

Diese Beschreibung des Biografen stützt die Hypothese, dass sich die bisexuelle Selbstorganisation in Deutschland seit den 2000er Jahren weniger professionalisiert und institutionalisiert hat, als dies in manchen anderen europäischen Ländern der Fall ist. So stellen bisexuelle Gruppen in Großbritannien zum Beispiel einen aktiven und selbstverständlichen Teil der politischen Selbstorganisation der queeren Community (vgl. Monro, 2015, S. 178). In Deutschland existiert dagegen eine in großstädtischen Räumen regional verankerte Struktur, die vor allem in Stammtischen und Selbsthilfegruppen besteht. Die überregionalen Strukturen bisexueller Selbstorganisation in Deutschland haben ihre Stärke den Erkenntnissen meiner Arbeit nach (vgl. Kap. 5.6) eher darin, einer überschaubaren Gruppe von Menschen eine Auszeit von den Zumutungen der von institutionalisierter Monosexualität

geprägten Alltagswelt zu ermöglichen. Dagegen wünscht sich der Biograf ein gemeinsames und gezieltes Wirken auf Veränderungen innerhalb dieser Alltagswelt, wie sein Beispiel der Frage nach Repräsentation bisexueller Lebensweisen in Schulbüchern zeigt (vgl. dazu auch Kap. 6.3).

In dieser Ausgangssituation bleibt der Biograf mit seinem Interesse, in andere gesellschaftliche Felder hineinzuwirken, relativ allein. Damit fehlt ihm die Grundlage, sein bisexuelles Engagement – jenseits der biographischen Aufarbeitung und Selbsthilfearbeit – in anderen Bereichen weiterzuführen.

Im biografischen Verlauf verringert sich damit – nach dem Tod der Mutter und dem Ende des Studiums – die Bedeutung des Engagements in bisexuellen Zusammenhängen. Das lässt die Hypothese zu, dass der Biograf nun in seinen Vierzigern, Mitte der 2000er Jahre, die mühevollen Bearbeitung dieser zentralen Themen seines Lebens abgeschlossen hat und sich damit anderen Bereichen zuwenden kann. Dem steht die Erkenntnis gegenüber, dass er – wie ich anhand der narrativen Struktur seiner Lebensgeschichte dargestellt habe – sowohl familial als auch gesellschaftlich weiterhin mit dem Thema der mangelnden Anerkennung seines Lebensentwurfes beschäftigt ist, aber weniger Zusammenhänge vorfindet bzw. herstellt, in denen er diese bearbeiten kann.

Zukunftswünsche

In Bezug auf seine Zukunft wünscht sich Torsten Nowak sowohl eine Partnerschaft als auch – unabhängig von einer Liebesbeziehung – das Leben in einer größeren Gemeinschaft.

»also ich hab kein (2) keine Furcht oder kein Problem damit, äh mir vorzustellen ich bleibe mein Leben lang Single <<hmhm>> (2) das ist jetzt nicht ein irgendwie kein Horrorszenario <<ja>> oder so, ähm, ich fände es wünschenswert wenns anders wäre, weil ich denke dass=ich da- ä- das- dass ichs schöner fände <<ja>> aber wenn es so sein sollte aus welchen Gründen auch immer ähm, dann hab ich von jetzt aus betrachtet so kein, Problem damit das so hinzunehmen <<hmhm>> oder zu akzeptieren, ähm (3) es ist so dass ich eher (4) den Gedanken nicht so toll finde jetzt, ähm (4) den Rest meines Lebens alleine zu leben <<ja>> ähm da ist es so dass ich da merke dass ich mich da in der Zukunft mehr mit beschäftigen möchte, mit anderen zusammen was zu machen <<hmhm>> mit anderen zusammen zu leben <<ja>> ähm, aber das ist für mich dann auch eher was, egal ob jetzt

es ne Beziehung gäbe oder nicht, eher was was in nem größeren Rahmen noch ist äh und es wär jetzt auch nicht so dass wenn auf einmal jetzt da ne Beziehung wäre, das für mich jetzt das Ausreichende wäre um zu sagen und damit werd ich jetzt alt, <<hmhm>> sondern selbst dann fände ich es wünschenswert in nem anderen größeren Verbund, <<ja>> ob ich das wirklich irgendwann umsetze oder irgendwann in so etwas lande ähm, weiß ich nicht kann auch anders sein aber äh, wünschenswert fände ich dass irgendwann ne ne, n Zusammenhang oder Zusammenschluss zu finden wo ich es schön fände <<hmhm>> ähm zusammen zu leben oder so« (TN, 63/8–25).

Liebesbeziehungen stehen nicht im Mittelpunkt der Lebenserzählung Torsten Nowaks. Die von ihm beschriebene Trennung zwischen dem Wunsch, eine Liebesbeziehung einzugehen und dem Wunsch, gemeinsam mit anderen zu leben, lässt sich stimmig in diese eher nachrangige Bedeutung von Liebesbeziehungen einfügen.

In Bezug auf eine Liebesbeziehung setzt Torsten Nowak auf seine Haltung der Offenheit, in der er zwar Rahmenbedingungen schafft, die eine Beziehung ermöglichen, aber nicht aktiv auf eine Beziehung hinarbeitet. Er findet eine Beziehung zwar wünschenswert, hält sie aber nicht für notwendig für ein zufriedenes Leben. Seine Offenheit umfasst daher nicht nur die Frage, welchen Geschlechts mögliche zukünftige Beziehungspartner_innen sein könnten, sondern diese macht es für ihn auch denkbar, gar keine Beziehung einzugehen. Damit bewahrt er sich eine große Bandbreite an Anpassungsmöglichkeiten an zukünftige Lebensumstände. Dieser Haltung entsprechend wäre er in einer gemeinsamen Beziehung aber auch bereit zu einem grundsätzlichen Wandel seiner Lebensumstände, wie er anhand eines Beispiels beschreibt: »wenn jetzt die andere Seite gesagt hätte okay und (3) in zwei Wochen, ziehen wir nach Australien, dann hätte ich vielleicht da gesagt okay <<hmhm>> äh das RISIKO GEHE ICH EIN« (TN, 62/39–41). In diesem hypothetischen Entwurf unterstreicht er das zwiespältige Potenzial seines Lebensentwurfes in dieser Phase seines Lebens. Da er weder beruflich noch familiär oder zivilgesellschaftlich existenziell engagiert ist – wie er es zuvor zum Teil war –, wahrt er sich eine Vielzahl an Möglichkeiten, seinen weiteren Lebenslauf situationsabhängig zu gestalten. Zu diesem Potenzial gehört das Risiko, dass sich in der Zukunft die erwünschte Beziehung nicht ergibt, was im Falle des Biografen ein gewisses Risiko der Verunsicherung in der Gegenwart und Vereinzelung in der Zukunft nach sich zieht.

Der Biograf ist sich dieses Risikos bewusst, weshalb er der Gefahr, einsam zu werden, begegnet, indem er sich mit möglichen Vergemeinschaftungsformen jenseits der romantischen Zweierbeziehung beschäftigt. Er bewirbt sich in einer Wohngemeinschaft und sucht zeitweilig mit Freund_innen nach einer WG-geeigneten Wohnung, wird aber nicht fündig. Die Herausforderungen, die ihm begegnen, resultieren damit ebenfalls aus einer mangelnden Institutionalisierung von Vergemeinschaftungsformen jenseits von Paarbeziehung und Familie – was sich unter anderem darin ausdrückt, dass sich in Großstädten nur wenig geeigneter und bezahlbarer Wohnraum für andere Lebensentwürfe finden lässt. Die große Freiheit des Biografen in seinen Zukunftsentwürfen stellt sich in dieser Lebensphase als eine Herausforderung dar, da er angesichts der Gestaltung der Vielzahl an Möglichkeiten hinsichtlich seiner Zukunft auf sich allein gestellt ist und sich nicht alles, was in einer pluralen Gesellschaft prinzipiell möglich ist, als tatsächlich realisierbar erweist.

5.1.4 Biografischer Verlaufstypus: Selbstetikettierung als Übernahme

Nach dieser Falldarstellung komme ich zum Typus, den ich auf Grundlage dieser Rekonstruktion gebildet habe. Dabei handelt es sich um den biografischen Verlauf einer *Übernahme* von Bisexualität als ein soziales Etikett der Selbstbeschreibung. Ich werde an dieser Stelle zunächst auf allgemeine Merkmale dieses Verlaufs eingehen, ihn hinsichtlich der Handlungsmöglichkeiten und -beschränkungen beleuchten, die sich infolge der Übernahme ergeben, und abschließend den dargestellten Fall als einen den Typus repräsentierenden Verlauf zusammenfassen. Eine vergleichende Diskussion des Typus mit anderen Verläufen erfolgt an anderer Stelle (vgl. Kap. 6.1).

Biografische Verläufe, in denen Bisexualität als ein soziales Etikett der Selbstbeschreibung übernommen wird, zeichnen sich dadurch aus, dass geschlechterübergreifende Sexualität und Beziehungen schon in der Adoleszenz einen selbstverständlichen Teil des Lebens darstellen. Diese Selbstverständlichkeit kann sich dabei sowohl auf eine gelebte Praxis als auch auf nicht ausgelebte Fantasien beziehen. Dabei ist es wichtig hervorzuheben, dass die Repräsentant_innen durchaus Erfahrungen von Missachtung machen, etwa in der Familie, der Schule oder durch rechtliche Beschränkungen. Diese Erfahrungen führen jedoch höchstens zu einer strategischen

Beschränkung des sexuellen und partnerschaftlichen Handelns, aber nicht zu einem Erleben der eigenen sexuellen und partnerschaftlichen Wünsche als grundsätzlich problematisch.

Bisexualität wird in diesen Verläufen auch narrativ als etwas entworfen, was schon immer Teil des Lebens war. Dazu gehört sowohl die Naturalisierung von Bisexualität als Teil des Körpers, repräsentiert durch einen Fall aus dem gesamten Sample, *Helene Peters*, die sagt: »das [Bisexualität] ist nen Teil von mir selbst das gehört zu mir, wie meine Augenfarbe und auch die kann ich nich verändern« (HP, 7/26–27). Eine solche Naturalisierung stellt keineswegs die einzige Variante der narrativen Einbindung von Bisexualität in diesen Verläufen dar. Sie kann ebenso zum Bestandteil einer Einstellung zum Leben erklärt werden, repräsentiert durch das Narrativ, das *Torsten Nowak* entwirft:

»Ich hab halt das Gefühl (4) dass die Bisexualität nicht der Ursprung ist <<hmhm>> sondern dass die halt resultiert aus ner äh bestimmten Art von Offenheit <<hmhm>> äh, vielem oder allem gegenüber« (TN, 71/8–12).

Aufgrund des schon vorhandenen positiven Bezugs auf bisexuelles Handeln führt das anfängliche Fehlen von Bisexualität als ein Etikett der Selbstbeschreibung in Fällen dieses Typus nicht zu Konflikten, da das erwünschte Handeln schon praktiziert wird und eine entsprechende Legitimierung schon vorhanden ist.

Die Übernahme von Bisexualität als ein soziales Etikett der Selbstbeschreibung wird unter diesen Bedingungen nicht als einschneidender Moment in der Biografie erlebt. Es handelt sich um die Annahme eines stimmigen Begriffs für die schon bestehenden partnerschaftlichen und sexuellen Handlungsweisen oder entsprechende Wünsche. Dementsprechend ändert die Übernahme in diesen Verläufen wenig an der Deutung der Vergangenheit, an den Praktiken in der Gegenwart oder den Entwürfen für die Zukunft. Es fällt dabei auf, dass die Übernahme – trotz ihres relativ konfliktlosen Verlaufs – auch in Fällen dieses Typus erst relativ spät – nach der Adoleszenz – erfolgt. Ein Grund hierfür ist ein Mangel an verfügbaren sozialen Etiketten von Bisexualität, die sich zur Übernahme eignen (vgl. Hüasers & König, 1995, S. 97; Kap. 3.2.2 und 6.1). Ein anderer Grund für die späte Übernahme ist, dass kein dringender Bedarf nach einem solchen Etikett besteht, da sowohl Handlungspraxis als auch deren Legitimation schon zuvor gegeben sind.

Eine wichtige Voraussetzung für die Übernahme von Bisexualität als ein Etikett der Selbstbeschreibung stellt, in den Fällen dieses Typus, das Wissen oder das Erleben dar, dass andere Menschen Bisexualität als ein Etikett der Selbstbeschreibung in einer positiven Weise verwenden.

Handlungsmöglichkeiten

Obwohl die Übernahme des Etiketts in den Fällen des diskutierten Typus zu keiner Veränderung der Deutung der Vergangenheit, der Gestaltung der Gegenwart oder der Entwürfe für die Zukunft führt, ergeben sich durch sie eine Reihe an neuen Handlungsmöglichkeiten. Sie ermöglicht eine stimmige Form der Beschreibung und Kommunizierbarkeit des eigenen sexuellen und partnerschaftlichen Handelns. Bei Bedarf erlaubt sie den Kontakt zu anderen Menschen, die sich als bisexuell bezeichnen, und macht die – vor allem in Großstädten – seit den 1990er Jahren vorhandenen kulturellen Angebote von Bisexuellen für Bisexuelle nutzbar. Es ergibt sich ein Zugang zu den wenigen Orten, an denen bisexuellem Handeln fraglose Anerkennung zukommt, was weder in heterosexuellen noch in homosexuellen Zusammenhängen eine Selbstverständlichkeit darstellt (vgl. Kap. 3.2.2). Ferner besteht die Gelegenheit, die Selbstbezeichnung zum Ausgangspunkt gemeinsamen Handelns zu machen, etwa um kulturelle Angebote zu gestalten oder Interessengemeinschaften zu bilden.

Handlungsbeschränkungen

Trotz des kontinuierlichen Erlebens der eigenen Sexualität und Gestaltung von Beziehungen als stimmig und selbstverständlich, ergeben sich in den Fällen dieses Typs, auch nachdem sie Bisexualität als ein Etikett der Selbstbeschreibung übernommen haben, Handlungsbeschränkungen. Das ist ein Hinweis auf den Grad der Institutionalisierung von Monosexualität in der Alltagswelt. Denn es zeigt sich, dass auch ein positiver Bezug auf das eigenen sexuelle und partnerschaftliche Handeln seit der Adoleszenz, die Übernahme von Bisexualität als ein positives Etikett der Selbstbeschreibung sowie der mögliche Kontakt zu anderen Bisexuellen die Verwicklung in Anerkennungskonflikte nicht verhindern können. Die relativ konfliktfreie Übernahme von Bisexualität als soziales Etikett der Selbstbeschreibung schließt daher nicht aus, dass Anerkennungskonflikte vorkommen oder sogar die ganze Lebensgeschichte prägen können (vgl. Kap. 6.2). Der Grad an Anerkennung, der im Rahmen von selbstorganisierten bisexuellen Zusammenhängen erreicht werden kann, bleibt auf diesen Rahmen

beschränkt und das Ausmaß der Selbstorganisation von Menschen unter Bezugnahme auf das Etikett der Bisexualität erweist sich als zu gering, um wirkungsvoll einen Wandel in bestehenden gesellschaftlichen Anerkennungsverhältnissen herbeizuführen.

Zusammenfassung der den Typus repräsentierenden Verläufe

An dieser Stelle fasse ich den rekonstruierten Fall hinsichtlich seiner typischen Eigenschaften zusammen (vgl. Kap. 4.4.6). *Torsten Nowak* repräsentiert den Typ der Übernahme von Bisexualität als Etikett der Selbstbeschreibung. Torsten Nowak entwickelt schon in der Adoleszenz eine große Neugier in Hinblick auf sexuelle Kontakte und Beziehungen zu Männern, ohne auf Sexualität und Beziehungen mit Frauen zu verzichten. Er genießt dabei die vergeschlechtlichten Unterschiede zwischen den sexuellen Kontakten mit Männern und solchen mit Frauen. Während er die sexuellen Interaktionen mit Männern als spielerischer und eher auf Sexualität beschränkt wahrnimmt, erlebt er seinen ersten Sex mit einer Frau als einen institutionalisierten Übergangsritus, in dessen Folge er sich als Teil der Erwachsenenwelt erlebt. Bisexualität bedeutet in seinem Fall also keine Sexualität, die von den gesellschaftlichen Differenzen zwischen den Geschlechtern absieht. An der Entwicklung des biografischen Verlaufes von Torsten Nowak fällt auf, dass er durch seine Eltern, durch das katholische Milieu, in dem er aufwächst, und die während seines Aufwachsens in den 1980er Jahren in Westdeutschland herrschende Rechtsprechung eine Missachtung seiner Sexualität erfährt (vgl. Kap. 6.2). Die Konflikte mit seinen Eltern können dabei als ein Generationenkonflikt zwischen einer auf einer Moral der Akte beruhenden sexuellen Ordnung und einer sich herausbildenden »Verhandlungsmoral« (Schmidt 2005, S. 10) des Sexuellen gedeutet werden. Die Rekonstruktion seines Falles zeigt dabei, dass dieser Konflikt sich zugunsten des Biografen löst: Er lässt sich nicht in seiner sexuellen Handlungsfähigkeit einschränken. Allerdings geschieht dies um den Preis eines bis ins fortgeschrittene Lebensalter andauernden Versuchs, die ihm versagt bleibende Anerkennung herzustellen. In Hinblick auf den biografischen Verlauf von Torsten Nowak lässt sich festhalten, dass eine konfliktfreie Übernahme von Bisexualität als Etikett und tief greifende Anerkennungskonflikte, welche die Biografie nachhaltig prägen, sich nicht ausschließen. Die Übernahme von Bisexualität als ein soziales Etikett der Selbstbeschreibung stellt sich in seiner Lebensgeschichte nicht als grundlegender biografischer Wandel dar. Vermittelt wird diese Übernahme – wie in den meisten Fällen – durch die Wahrnehmung einer Selbstorganisa-

tion Bisexueller. Dieser Zusammenhang bietet dem Biografen einen Kontext der Vertrautheit und unhinterfragten Anerkennung. Allerdings vermag diese temporäre Entlastung nicht die Erfahrung auszugleichen, dass Bisexualität keinen sozialen Status als eine gleichberechtigte und selbstverständliche Sexualität in seiner Familie und in einem breiteren gesellschaftlichen Kontext innehat.

Der biografische Verlauf von *Helene Peters* repräsentiert ebenso diesen Typus.³³ Sie wurde Anfang der 1970er Jahre geboren, also etwa ein Jahrzehnt später als Torsten Nowak. Wie dieser kommt sie aus einer Arbeiter_innen- und Angestelltenfamilie. Angesichts zahlreicher lebensgeschichtlicher Herausforderungen, die sich ihr stellen, und den psychosomatischen Folgen, die daraus resultieren, wie einer Essstörung, erweist sich für die Biografin Sexualität als ein wichtiger Bereich unbelasteter körperlicher Praxis. Diesen Bereich entlang der Kategorie Geschlecht zu beschränken, hat für die Biografin keinen Nutzen. Die Übernahme von Bisexualität als Etikett der Selbstbeschreibung erfolgt, ähnlich wie im Fall von Torsten Nowak, in Bezug auf Gruppen bisexueller Selbstorganisation. Dabei stellt sie als wichtigsten Aspekt die Kultur des Feierns in den Vordergrund, die sie hier erlebt. Ein Erleben von Bisexualität als fraglos anerkannt ergibt sich in ihrem Fall ebenso wenig wie im Fall von Torsten Nowak, allerdings mit geringeren lebensgeschichtlichen Auswirkungen. Die Biografin hebt dabei insbesondere Erfahrungen von Diskriminierung in lesbischen Zusammenhängen hervor.

Nach dieser Konstruktion des ersten biografischen Verlaufstypus folgt nun die Falldarstellung »Tanja Weber«, die auf einer globalanalytischen Auswertung beruht (vgl. Kap. 4.3.4).

5.2 Falldarstellung – Tanja Weber

»oh nee dachte ich jetzt echt nicht schon wieder« (TW, 32/28).

Den Fall von Tanja Weber habe ich ausgewählt, da sie ihre Sexualität und ihre Beziehungen zunächst gegengeschlechtlich-monosexuell und dann

³³ Dieser Fall wurde ausführlicher in anderen Veröffentlichungen im Rahmen des zugrunde liegenden Forschungsprojektes dargestellt (vgl. Kemler, Löw & Ritter, 2012) und in einer weiteren Veröffentlichung erwähnt (vgl. Ritter, 2014).

gleichgeschlechtlich-monosexuell organisiert. In ihrer Erzählung zeichnet sich ab, dass die Einbettung von Bisexualität als Praxis und Selbstbezeichnung in ihrem Alltag sich nicht bruchlos vollzieht, was sich im oben eingefügten Zitat widerspiegelt. Zudem spielt in ihrer Lebensgeschichte ein Engagement in bisexuellen Zusammenhängen nur eine untergeordnete Rolle. Hinsichtlich dieser Kriterien bildet dieser Fall damit einen maximalen Kontrast zu dem zuvor dargestellten Fall von Torsten Nowak (vgl. Kap. 5.1). Anhand der Ergebnisse dieser biografischen Fallrekonstruktion wurde der biografische Verlaufstypus der Annahme von Bisexualität als soziales Etikett als *Anpassung* konstruiert.

5.2.1 Interviewkontext und Interaktionsverlauf

Mit Tanja Weber führe ich Anfang des Jahres 2011 ein Interview in ihrer Wohnung. Sie lebt in einer deutschen Großstadt. Unser Gespräch dauert etwa dreieinhalb Stunden. Sie ist zum Zeitpunkt des Treffens Ende dreißig und in leitender Funktion eines Unternehmens tätig.

Die Interviewanfrage erreichte Tanja Weber über einen Mailverteiler für Bisexuelle. Sie schreibt uns eine E-Mail, um ihre Bereitschaft für ein Interview mitzuteilen, bittet aber, zunächst mehr über das Forschungsvorhaben und den Ablauf des Interviews zu erfahren. Sie macht in diesem ersten Kontakt auf mich den Eindruck einer sehr gut organisierten Person, die gerne eine gewisse Kontrolle über die Situation behält.

Das Gespräch findet an einem sonnigen Samstagmorgen in der Wohnung der Interviewpartnerin statt. Tanja Weber begrüßt mich an der Tür freundlich. Sie führt mich dann in die Küche, wo sie für uns ein Frühstück hergerichtet hat. Deshalb frühstücken wir gemeinsam, bevor wir mit dem Interview anfangen und kommen dabei ins Gespräch. Während des Gespräches erzählt sie, dass sie sich vor einem Jahr von ihrem Partner getrennt hat, mit dem sie mehrere Jahre zusammen war. Sie wünsche sich wieder eine Beziehung und sei offen für eine Beziehung mit einem Mann oder mit einer Frau. Dabei halte sie, aufgrund ihres vorwiegend lesbisch geprägten sozialen Umfelds, eine Frau als nächste Beziehungspartnerin für wahrscheinlicher. Mein Eindruck aus den E-Mails festigt sich durch diese Begegnung, in der Tanja Weber mir einen freundlichen Empfang bereitet, dabei die Situation unserer Begegnung klar strukturiert und die Möglichkeit schafft, mir vor dem Beginn des Interviews einige Fragen zu

den Gesprächen zu stellen, die ich schon geführt habe. Als ich von den Interviews und meiner Begegnung mit unterschiedlichen gut organisierten bisexuellen Vereinen und Stammtischen erzähle, erwähnt sie, dass sie nicht viel mit explizit bisexuellen Zusammenhängen zu tun habe, sondern lediglich entsprechende Foren und Mailverteiler nutze, über die sie auch unsere Anfrage erreichte. Auf meine Frage, weshalb dies so sei, argumentiert sie, dass sie die Dominanz von Mehrfachbeziehungskonzepten in manchen bisexuellen Gruppen anstrengend finde. Daraufhin schlage ich ihr vor, sie könne einen Stammtisch für monogame Bisexuelle gründen, worauf sie halb lachend und halb ernsthaft überlegend reagiert. In unserer Interaktion wird deutlich, dass die Biografin sich als »Monogame« in manchen bisexuellen Zusammenhängen marginalisiert fühlt. Zugleich lässt sich aus den Aussagen Tanja Webers ein gewisses Abgrenzungsbedürfnis herauslesen, mit dem sie ihren monogamen Lebensentwurf von nicht monogamen Lebensweisen abgrenzt. Damit entwirft sie noch vor unserem Gespräch ein Spektrum von Bisexualität, in dem es auf der einen Seite – auf der Tanja Weber steht – die bisexuellen Monogamen gibt und auf der anderen Seite die bisexuellen Nicht-Monogamen. In dieser Positionierung der Biografin kommen Differenzen und Konflikte zwischen bisexuellen Lebensentwürfen zum Ausdruck. Zugleich lässt sie sich als eine Antwort der Biografin auf einen gesellschaftlichen Diskurs betrachten – den ich womöglich in diesem Moment als Interviewerin repräsentiere –, in dem Bisexualität als eine notwendig nicht-monogame Lebensweise imaginiert wird (vgl. Kap. 3.2.2). Auch das kann ein Grund sein, weshalb es Tanja Weber wichtig ist, deutlich zu machen, dass sie monogame Beziehungen führt.

In diesem Zusammenhang muss einbezogen werden, dass Tanja Weber einen vorwiegend lesbischen Freundeskreis hat. Im Gegensatz zu vielen anderen unserer Interviewpartner_innen grenzt sie sich nicht von Lesben ab. Damit gehört sie zu der Minderheit der Interviewpartner_innen, die sich nur am Rande bisexueller Zusammenhänge verortet und nicht in die verbreitete Kritik von Ausgrenzung bisexueller Frauen durch Lesben einstimmt.

Im Interview erzählt Tanja Weber wenig und bevorzugt stattdessen relativ knappe Berichte. Meine These für den Grund dieses Erzählstils ist einerseits eine gewisse Skepsis der Biografin hinsichtlich der Methode eines offenen biografischen Interviews und andererseits der Wunsch, die eigene Lebenserzählung in einer reflektierten Distanz zu präsentieren – ein

Wunsch, der im Kontext des Erlebens eines gewissen Kontrollverlustes in der Biografie Tanja Webers eingeordnet werden kann. Sie erlebte sowohl das entstehende Interesse für Frauen als Sex- und Beziehungspartnerinnen als auch ihr Jahre später wieder aufkommendes Begehren von Männern als überraschende »Wirrungen« – ein Erleben, dem sie womöglich mit einer kontrollierten und stringenten Darstellung ihrer Lebensgeschichte begegnet. Diese These kann anhand der Darstellung der Ergebnisse der Text- und thematischen Feldanalyse ausführlicher diskutiert werden.

5.2.2 Das thematische Feld der erzählten Lebensgeschichte

Die Biografin stellt explizit ihr Beziehungsleben in den Mittelpunkt ihrer Eingangserzählung. Ich betrachte diesen thematischen Schwerpunkt als ein Einlassen Tanja Webers auf unser Forschungsinteresse. Dieser Schwerpunkt ist damit eher Produkt unserer Interaktion, als dies in der später dargestellten Biografie von Birgit Müller der Fall ist (vgl. Kap. 5.4.1). In ihrem Fall ist die von ihr dargestellte »Wende« auch unabhängig von unserer Interaktion das bestimmende Moment der Gestalt ihrer erzählten Lebensgeschichte. Wenn dagegen Tanja Weber davon spricht, dass sie ihre Erzählung zunächst auf »Beziehungen begrenze« (TW, 1/14–15), nimmt sie – wie ich oben schon angesprochen habe – eine eher distanzierte Haltung zu ihrer eigenen Lebensgeschichte ein. »Beziehungen« – ein Bereich ihres Lebens, mit dem sie Bisexualität vor allem verknüpft – stellen nur ein Thema unter vielen dar. Gerade deshalb ist die Biografin in der Lage, dieses Thema gezielt abzugrenzen und davon zu erzählen.

Auch wenn Bisexualität das erzählte Leben der Biografin nicht im selben Ausmaß strukturiert wie im Fall von Birgit Müller, lässt sich ihre Präsentationsweise als ein Umgang mit ihrem Erleben von Bisexualität als einer doppelten Irritation in ihrem biografischen Verlauf beschreiben.

Tanja Weber erzählt ihre Geschichte von Anfang an in einem Spannungsfeld von Normalität und Irritation. So berichtet sie etwa, ihre Beziehungsbiografie habe »erstmal so ganz **normal** angefangen« (TW, 1/16), womit sie Beziehungen mit Männern meint. Dabei betont sie zudem, dass die Beziehungen immer »so zwei Jahre« gedauert hätten. Meine These ist, dass die Biografin dabei erneut hervorheben möchte, dass sie die »Normalität« gegengeschlechtlicher Beziehungen erfüllt hat. Zudem kann sie in

dieser Weise einführen, dass sie nach dem in weiten Teilen der Gesellschaft anerkannten Prinzip der seriellen Monogamie gelebt hat und ihre Beziehung in der Regel auf eine gewisse Dauer angelegt waren. Wie in unserem Gespräch vor dem Interview kann dieser Einstieg in ihre Erzählung als eine Reaktion auf eine verbreitete Unterstellung gelesen werden, Bisexuelle lebten grundsätzlich nicht monogam.

Vor dem Hintergrund der in dieser Weise entworfenen »Normalität« am Anfang ihres Lebens beschreibt sie einen grundlegenden »Wechsel« (TW, 1/22): einen Umzug aus ihrem Geburtsort und den nach diesem Umzug aufkommenden Gedanken, dass sie Frauen als Beziehungspartnerinnen bevorzuge. Im Gegensatz zur später dargestellten Erzählweise von Birgit Müller beschreibt Tanja Weber diesen »Wechsel« eher als eine Irritation in der Biografie als einen alle Lebensbereiche erschütternden Einschnitt. Dazu trägt bei, dass sie zunächst von einem »Gedanke[n]« (TW, 1/25) spricht, also von etwas, das abgewogen, angenommen oder verworfen werden kann. Sie erzählt, wie sie diese Gedanken zunächst als »albern« (TW 1/29) empfindet: »nach dem Motto nur weil du gerade unglücklich mit nem Mann bist musst du nicht gleich mit den Frauen anfangen« (TW, 1/26–28). Sie beschreibt, wie sie sich zunächst mit einer Haltung begegnete, die lesbischem Begehren abwertend als etwas gegenübersteht, das nicht ernst zu nehmend oder Folge enttäuschter Heterosexualität sei (vgl. dazu auch Wolf, 2004). Dies ist ein wichtiger Hinweis darauf, wie sich die Biografin in ihrer Lebenserzählung mit einer Spielart der gesellschaftlichen Thematisierung lesbischen Begehrens auseinandersetzen muss, die dieses als nicht ernst zu nehmen, lächerlich oder übertrieben abwertet. Neben der Auseinandersetzung mit der Abwertung nicht monogamer Lebensweisen zeigen sich damit auch an dieser Stelle ihres Narrativs Spuren der Auseinandersetzung mit institutionalisierter Hetero- und Monosexualität (vgl. Kap. 3.2.2).

Dabei präsentiert sich die Biografin durchgängig als eine Person, die trotz der »Gedanken« und dem sich an diese anschließenden »Wechsel« hin zu Frauenbeziehungen ihr Leben im Griff hat. Dies gelingt ihr, indem sie ihren Bericht über den »Wechsel« zügig beendet, ohne die zugehörigen Themen auszuführen oder gar als herausfordernd einzuführen. Der »Wechsel« ist in ihrem Narrativ damit eine abgeschlossene Episode, an die sich eine andere Form der Normalität anschließt. In Tanja Webers Erzählung drückt sich dies darin aus, dass sie nun wieder beginnt, über ihre Beziehungsgeschichte zu berichten, in der sie längere Beziehungen führte. Dann führt sie eine

zweite Irritation ein: als sie während ihrer dritten Partnerschaft beginnt, von Sex mit Männern zu träumen und wieder die Aufmerksamkeit von Männern registriert. Ähnlich wie in Bezug auf ihr lesbisches Coming-out beschreibt sie diesen Wandel weder als Einschnitt noch als etwas, das sie handelnd herbeiführt. Es ist eher eine Irritation, die durch unvermittelt auftretende Gedanken, Wünsche oder Wahrnehmungen ausgelöst wird.

In ihrer Erzählung wählt die Biografin – wie bei der Thematisierung ihres lesbischen Coming-outs – die Form der Evaluation dieser Lebensphase, mit der sie sich dem Erlebten in einer eher sarkastischen Distanz zuwendet: »Gott jetzt dachte ich ich hätt's irgendwie, irgendwie klar und jetzt irgendwie diese Nummer wieder« (TW, 1/42–43). Interessant ist dabei, dass sie die Situation als Wiederholung bezeichnet. Sie beschreibt den Gedanken, Frauen als Beziehungspartnerinnen zu wählen, und den sich einige Jahre später einstellenden Gedanken, wieder für Männer offen zu sein, als in ähnlicher Weise irritierend. Dabei handelt es sich um eine spezifische Erfahrung Bisexueller, die nicht allein den Bruch mit der institutionalisierten Heterosexualität, sondern mit der Institution der Monosexualität als biografische Irritation erleben. Damit kann nicht nur der »Wechsel« hin zu einer gleichgeschlechtlichen Beziehung, sondern auch die daraufhin folgende erneute Zuwendung zu einem gegengeschlechtlichen Sex- oder Beziehungspartner die Notwendigkeit einer Reorganisation des lebensgeschichtlichen Zusammenhangs nach sich ziehen. Auch die »Wirrungen« (TW, 1/45) dieser Lebensphase führt Tanja Weber nicht weiter aus. Ihrem Muster des Erzählens folgend fügt sie stattdessen einen Bericht darüber an, wie sie daraufhin eine mehrjährige Partnerschaft mit einem Mann geführt habe. Daran anschließend erfolgt ein Bruch in ihrer Erzählung. Die Biografin führt das erste Mal ausführlicher das Thema Freundschaft ein und spricht darüber, dass sie aufgrund dieser Beziehung keinen Anlass sah, ihren vorwiegend lesbischen Freundeskreis zu wechseln, und ihre Freund_innen sich nicht von ihr abgewendet hätten. In diesem thematischen Bruch in der Erzählung zeigen sich die Unsicherheiten, zu denen ihre Beziehung mit einem Mann geführt hat und die das Muster ihrer vor allem an ihrer Beziehungsbiografie orientierten Erzählweise beeinflussen. Abschließend knüpft die Biografin wieder an dieser an und berichtet, dass sie aktuell keine Partnerin bzw. keinen Partner habe und sie sich nun das erste Mal in ihrem Leben in einer Situation befände, in der »beides im Moment auch möglich, wäre« (TW, 2/13).

Das thematische Feld der Lebensgeschichte Tanja Webers ist damit ihre Beziehungsbiografie, in die sie Bisexualität als ein Thema unter anderen einbezieht. Dabei begegnet sie den »Wirrungen« (TW, 1/45) – als sie ihr lesbisches und bisexuelles Coming-out beschreibt – mit einer ironisch-distanzierten Haltung. Das ermöglicht es ihr, diesen Themen nur einen sehr begrenzten Raum in ihrer Erzählung zuzuweisen und sie zügig abzuschließen. Wie diese Erzählweise mit der Dimension des erlebten Lebens in Beziehung steht, führe ich im Folgenden aus.

5.2.3 Lebensgeschichte

Die Biografin wird Anfang der 1970er Jahre in eine Arbeiter_innen- und Angestellten-Familie geboren, die in einer Großstadt lebt.³⁴ Die Großeltern Tanja Webers mütterlicherseits waren katholisch. Die Mutter der Biografin kommt noch vor dem Zweiten Weltkrieg zur Welt und erlebt diesen als Baby und Kleinkind. Nach dem Ende des Krieges verliert die Mutter der Biografin einen Elternteil:

»ihre Mutter starb, als meine Mutter **meine** Mutter [Altersangabe, sie ist Jugendliche] war <<ja>> so dass sie dann, von der Schule gehen musste und ihre Geschwister, versorgen musste (2) das war eigentlich ihr großer (3) ((lächelt)) das waren über mehrere Jahre so ihre Aufgabe, bis sie dann wirklich auch ne Ausbildung, beginnen konnte <<ja>> und, ja danach irgendwann meinen Vater kennenlernte und dann eben auch aus dieser, **EIGENEN FAMILIE** raus kam und eben mit meinem Vater dann ne neue Familie gegründet hat« (TW, 38/1–7).

Die Mutter der Biografin erlebt einen einschneidenden Verlust und ist gezwungen, schon früh Verantwortung zu übernehmen. Der Familien-erzählung nach leidet darunter ihre schulische Ausbildung. Dennoch macht die Mutter Tanja Webers eine Ausbildung in einem kaufmännischen Beruf. Unter den gegebenen Bedingungen des unmittelbaren Wechsels der Mutter von der Rolle der versorgenden Tochter zur Rolle der versorgenden Ehefrau und Mutter hätte durchaus die Möglichkeit

34 Alle Daten sind dem biografischen Interview entnommen. Eine Überprüfung durch Archivmaterial fand in diesem Fall nicht statt.

bestanden, dass die Mutter der Biografin keinen Berufsabschluss erwerben kann.

Der Großvater der Biografin väterlicherseits ist evangelisch aufgewachsen und die Großmutter katholischer Konfession. Bei der Heirat verpflichteten sie sich – den Angaben der Biografin nach – ihre Kinder katholisch aufzuziehen. Die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche, die im Leben von Tanja Weber eine wichtige Rolle spielt, taucht damit schon bei ihrer Großelterngeneration auf. Der Vater der Biografin kommt Mitte der 1930er Jahre, also vor Kriegsbeginn, zur Welt. Der einzige Hinweis zum Aufwachsen des Vaters betrifft seine Berufsbiografie:

»er, er hätte gerne studiert <<hm>> (3) **durfte nicht konnte** nicht da gehen die Meinungen ein bisschen auseinander auf jeden Fall ist **das** so der große Lebensfrust, meines Vaters gewesen dass ein kein, kein Studium machen konnte« (TW, 38/18–20).

Statt des gewünschten Studiums macht der Vater der Biografin eine Ausbildung in einem handwerklichen Beruf. Die Eltern der Biografin heiraten Mitte der 1960er Jahre. Einige Jahre nach der Eheschließung kommt ein Bruder der Biografin zur Welt. Über die gesamte Familiengeschichte spricht die Biografin über die oben zitierten Angaben hinaus, auch auf Nachfrage hin, wenig. Dies resultiert meiner These nach aus dem oben ausgeführten Schwerpunkt auf ihre Beziehungsgeschichte und weniger aus einem gezielten Verschweigen bestimmter Aspekte. Diese Bereiche erscheinen der Biografin – trotz meiner Nachfragen – als irrelevant für den Teil ihrer Lebensgeschichte, den sie mir präsentieren möchte. Trotz der relativ spärlichen Informationen lässt sich festhalten, dass die Biografin in eine Familie geboren wird, in der auf der väterlichen Seite die Zugehörigkeit zur katholischen Religion eine Rolle spielt. Beide Elternteile erlebten den Zweiten Weltkrieg als Kind und die materielle Not der Nachkriegszeit als Jugendliche. Zudem standen Mutter und Vater in ihrer beruflichen Entwicklung Hindernissen gegenüber. Die Mutter wurde dabei vor allem durch Strukturen der vergeschlechtlichten Arbeitsteilung beeinträchtigt, da sie Arbeit in ihrer Herkunftsfamilie verrichten musste, statt einer Ausbildung nachgehen zu können. Dagegen legt die Beschreibung des Werdegangs des Vaters nahe, dass hier vor allem Klassenverhältnisse als Karrierehindernis im Mittelpunkt standen und ihm den Zugang zu einer Hochschule oder Universität unmöglich machten.

»mit allen Weihen«

Die Biografin kommt Anfang der 1970er Jahre zur Welt. Ein prägender Aspekt ihrer Kindheit war die Rolle der katholischen Kirche in der Familie.

»also ich bin. gut katholisch, aufgewachsen mit, mit ((amüsiert)) /mit allen Weihen die man\ haben kann <<ja>> aber in einer sehr, äh, offenen, Kirche« (TW, 3/11–13).

Die Amüsiertheit, mit der die Biografin die kirchlichen »Weihen« einführt, lässt sich als eine ironische Distanzierung gegenüber ihrer katholischen Sozialisation lesen. Diese Haltung sehe ich in Verbindung mit der Gegenwartsperspektive der Biografin, die sich zwar noch als gläubig bezeichnet, aber mittlerweile aus der katholischen Kirche ausgetreten ist. Sie gibt an, dass sie die homosexuellenfeindlichen Positionen der katholischen Kirche nicht mehr finanziell fördern wolle. Ihre Erzählungen zeigen, wie wichtig die katholische Gemeinde in ihrer Kindheit und Jugend war.

»ganz lange war ich Messdienerin <<ja>> also auch bis (3) noch im Studium, war ich noch Messdienerin <<hm>> weil der, der Pastor netterweise, auch wirklich jeden Sonntag in die Kirche, <<ja>> gegangen das gehörte einfach auch dazu, und der der Pastor war, sehr, da auch sehr **bemüht** seine **alten** Messdiener zu halten weil es das auch immer toll fand und dann, ähm, war irgendwie klar wenn geh ich in diese eine Messe und wenn dann wird ich auch immer nur zu dieser einen Messe eingeteilt dadurch hab ich das wirklich noch **Jahre** länger gemacht, als so jetzt eigentlich die diese eigentlichen Messdienergruppen so existierten (3) und da gehörte auch viel dazu dass einfach ne, ich da ja auch meinen Freundeskreis <<ja>> traf, also da, nach Weihnachten, ne Weihnachtsmette Ostermette, traf man sich danach und, und blieb am Feuer stehen und verteilte Geschenke und, also mein, wirklich mein, mein **Lebens-, schwerpunkt** zu der Zeit, war wirklich in dieser Gemeinde <<ja>> (3)« (TW, 4/6–18).

In dieser Sequenz wird deutlich, dass die katholische Gemeinde über einen langen Zeitraum einen wichtigen Bezugspunkt für die Biografin darstellte. Die in der weiter oben zitierten Interviewsequenz zum Ausdruck kommende Distanz der Biografin zur katholischen Kirche kann vor dem Hintergrund des zentralen Stellenwertes derselben im Leben der Biogra-

fin als ein Umgang mit der Ausgrenzung und Ungerechtigkeit beschrieben werden, die aus den homosexuellenfeindlichen Positionen der katholischen Kirche resultiert. Diese betreffen sie in einer späteren Phase ihres Lebens unmittelbar, provozieren einen Bruch mit der Kirche und beeinflussen die Form der Zuwendung zu ihren positiven Erinnerungen an ihre Gemeinde.

»superschlechte Stimmung«

Neben ihrer katholischen Gemeinde spielen die Konflikte, die Tanja Weber in der Zeit ihres Aufwachsens zwischen ihren Eltern erlebt, eine wichtige Rolle:

»Ich bin immer stiften gegangen <<hm>> also nicht, ich hab nicht so die, die Streits selber mitbekommen aber diese Stimmung <<ja>> wir hatten unsere Kinderzimmer oben unterm Dach und mussten dann durchs Treppenhaus, und die elterliche Wohnung war im Erdgeschoss <<hm>> und ganz oft kam ich vom=vom Spielen wieder in die Wohnung der Eltern zurück und merkte oh, superschlechte Stimmung die haben sich grad wieder unheimlich gezofft und dann hab ich mich nur rumgedreht und bin wieder in mein Zimmer zurück und hab dann da alleine, gespielt <<ja>> (2) also eher so was jetzt nicht, ähm, der Konflikt selber wurde nicht vor unseren Augen ausgetragen also der, der war **spürbar**, **permanent** spürbar aber der w- n- ich hab jetzt nicht so Szenen, äh in Erinnerung dass die vor uns gestanden hätten und sich angeschrien hätten <<hm>> die haben sich garantiert angeschrien aber wenn wir dann reinkamen (2) waren sie still ((lächelt)) oder es war vielleicht grad vorbei oder so <<hmhm>>, da (3) aber mehr, m- klarere Erinnerungen hab ich nicht als=als diese **Stimmung** <<hmhm>> die einfach permanent da war <<ja>> (2)« (TW, 10/21–34).

Die Biografin verdeutlicht, dass der Streit zwischen den Eltern in dieser Zeit nicht nur zeitweilig präsent, sondern »**permanent** spürbar« ist – und das, obwohl sie die Konflikte in dieser Zeit nicht unmittelbar hört oder sieht, sondern die Eltern ihren Streit vor ihren Kindern verbergen. Diese Strategie zum vermeintlichen Schutz des Kindes hat nicht den erwünschten Effekt. Tanja Weber beschreibt, wie sie stattdessen ein feines Gespür für die Stimmung zwischen den Elternteilen entwickelt und beginnt, ihren kindlichen Alltag danach zu organisieren. Dass sie den Streit nicht unmittelbar erlebt, sondern ihn nur spüren kann, führt also nicht zu einer Beruhigung der Biografin, sondern eher zu einem andauernden Stresszustand. Die Biografin

reagiert auf diesen Stress durch die Missstimmung im Elternhaus mit einem Rückzug in ihr Zimmer und der Konzentration auf ihr Spiel. Dabei spricht sie in der Sequenz vom »Kinderzimmer« oben – in das sie sich zurückzieht – und der »Wohnung der Eltern« unten. Die Beschreibung dieses räumlichen Arrangements spricht für eine sehr klare Trennung zwischen dem Bereich der Kinder und dem der Eltern. Die »Wohnung der Eltern« erscheint dabei nicht als gemeinsamer Bereich der Familie, sondern als von diesem abgetrennt – bzw. lässt sich umgekehrt fragen, wo der Platz für die Familie im Haus war. Die Bezeichnung »Wohnung der Eltern« kann eine Folge der Strategie der Abgrenzung von der schlechten Stimmung sein, die Tanja Weber in diesem Bereich des Hauses häufig erlebt. Diese Abgrenzung wäre dann eine Möglichkeit für sie, sich die Stimmung der Eltern »vom Leib« zu halten und in ihrem Kinderzimmer unbelastet zu spielen, allerdings zum Preis einer Distanzierung von den Eltern. Auch die Beziehung der Geschwister leidet unter den Konflikten der Eltern:

»aus der Kinderzeit kann man eigentlich sagen dass dieser Stress, der eben zu Hause herrschte, **ihn** auch ganz schön getroffen hat (4) ((amüsiert)) /darunter hab ich gelitten\ ((lächelt)) sein Frust hat er dann auch gerne wirklich an mir ausgelassen, und ich, konnte körperlich da ihm auch nichts entgegensetzen <<hm>> also Junge und [Angabe einer Zeitspanne von mehreren Jahren] älter da hatte ich irgendwie keine Chance, also ich bin ziemlich oft verprügelt worden <<hm>> von ihm, obwohl ich auch denke jetzt das, ja irgendwie sein Frust, der Frust musste irgendwo raus und, jo na, dann hab ichs dann abbekommen <<hmhm>> (3)« (TW, 11/26–33).

Erneut wählt die Biografin an dieser Stelle eine ironisch distanzierte Form der Präsentation. Sie lässt sich als ein durchgängiges Muster beschreiben, in dem Tanja Weber schmerzliche, schwierige oder herausfordernde Erinnerungen anspricht. Ein Vorteil dieser Strategie kann es sein, Schmerzliches nicht unmittelbar erinnern und präsentieren zu müssen. Zugleich wendet sich die Biografin – zumindest in der Situation des Interviews – in dieser Erzählform mit nur wenig Empathie ihrer damaligen Situation zu, in der mit der Gewalt des Bruders, zusätzlich zu den häufigen Streitigkeiten der Eltern, eine weitere Belastung tritt. Eine alternative Form der Zuwendung zu diesen Ereignissen wäre die Empörung über das Verhalten ihres größeren Bruders oder Traurigkeit über die Einsamkeit, die in der Situation zum Ausdruck kommt. Stattdessen rechtfertigt die Biografin das damalige Ver-

halten ihres Bruders. Dabei erscheint es wenig nachvollziehbar, dass dieser seinen Stress abbauen muss, indem er seine Schwester schlägt. Zahlreiche andere Strategien wären denkbar: Er könnte sich mit gleichaltrigen schlagen, er könnte Gegenstände zerschlagen, er könnte seine Wut gegen die Eltern richten oder eine ganz andere Strategie wählen und sich mit seiner Schwester verbünden. Die Rechtfertigungen Tanja Webers erscheinen damit eher der Notwendigkeit in der Situation geschuldet, die Brutalität des Bruders erklärlich zu machen, um ein weiteres Zusammenleben zu gewährleisten und eine weitere Eskalation zu vermeiden. Eine solche Strategie ist umso mehr vonnöten, da offensichtlich kein Schutz oder eine Intervention durch einen Elternteil zu erwarten ist. Die Eltern werden in dieser Sequenz gar nicht erwähnt.

Nach dem Kindergarten – über den sie nicht spricht – besucht Tanja Weber seit dem Ende der 1970er Jahre eine Gesamtschule. Sie berichtet, dass die Eltern sich sehr bewusst damit auseinandergesetzt haben, wo und in welcher Form ihre Tochter ausgebildet werden soll. Die Erfahrung der Mutter, die Schule abbrechen zu müssen, und die des Vaters, seinen Wunsch nach einem Studium nicht verwirklichen zu können, könnten ein Grund für diese bewusste Auseinandersetzung mit dem Thema der Bildung der Kinder sein. Anfang der 1980er Jahre trennen sich die Eltern der Biografin.

»und, dann eigentlich **endlich**, [Jahreszahl] hat meine Mutter den Mut gehabt, dann wirklich sich, sich zu trennen und ne eigene Wohnung, zu beziehen, und danach, muss man schon sagen ist unser Leben erst wieder ruhiger <<hmhm ja>> geworden, sehr, sehr arm ((lächelt)) also die, meine Mutter hat dann halbtags, gearbeitet und, natürlich auch [Jahreszahl] was Unterhalt von meinem Vater <<hm>> bekommen aber das war nicht allzu viel <<hm>>, aber das, also das war **finanziell** ne, ne ganz, schwierige Zeit aber so vom, vom **Familienempfinden**, da waren wir dann so zu **dritt** Familie, meine Mutter mein Bruder und ich, war das eigentlich ne sehr gute, Zeit weil wir sehr, sehr eng zusammengedrückt sind <<ja>> (4) jo ((lächelt)) so« (TW, 9/14–22).

Tanja Weber erlebt den gemeinsamen Auszug als Befreiung. In dieser Beschreibung der Scheidung als einen befreienden Schritt folgt sie einem sich etablierenden gesellschaftlichen Trend in dieser Zeit der Bundesrepublik, in der eine Scheidung zunehmend nicht mehr als scheitern, sondern als

eine legitime Entscheidung betrachtet wurde (vgl. Burkart, 2018, S. 173). In der Sequenz beschreibt sie, wie sie nach der Trennung »so zu **dritt** Familie« waren. Im Gegensatz zu den oben zitierten Sequenzen, in denen sie sich in der Familie als weitestgehend isoliert beschreibt, entwirft sie an dieser Stelle wieder das Bild einer zusammenhängenden Kernfamilie. Es besteht die Möglichkeit, dass diese vor allem positive Beschreibung der Trennung der Bildung von Koalitionen in der Familie geschuldet ist, in der die Biografin vor allem das Trennungsnarrativ der Mutter teilt. Angesichts der in der weiter oben zitierten Sequenz zum Ausdruck kommenden Belastung und Isolation Tanja Webers vor der Trennung spricht jedoch mehr dafür, dass die Biografin die Trennung selbst als positiv erlebt.

Die Scheidung der Eltern findet in einer Zeit statt, in der die Scheidungsraten in Westdeutschland steigen, was vor allem aus den erleichterten Möglichkeiten – vor allem für Frauen – resultiert, sich scheiden zu lassen (vgl. Burkart, 2018, S. 189). Das gilt sowohl für das Scheidungsrecht als auch für die zunehmende soziale Legitimierung der Scheidung, die verringerte Bedeutung der katholischen Sozialmilieus mit ihren moralischen Grundsätzen und den vergrößerten ökonomischen Möglichkeiten für Frauen, sich und etwaige Kinder unabhängig von einem Mann zu finanzieren. In der Beschreibung der Biografin zeigt sich, dass diese ökonomischen Hindernisse für eine Scheidung sich zwar verringert haben mögen, aber gerade für die Mutter der Biografin, die nur wenig Lohn erhält, dennoch beträchtlich sind. Auf der Basis der Beschreibung der schwierigen ökonomischen Situation der Familie nach der Scheidung lässt sich die von der Biografin aufgestellte Behauptung infrage stellen, die Mutter habe sich allein wegen der Kinder nicht früher getrennt. Falls dies zutrifft, werden finanzielle Erwägungen für die Mutter eine Rolle gespielt haben.

Nach der Trennung der Eltern verbringen die Geschwister regelmäßig Zeit mit dem Vater:

»und dann gab dann relativ bald die Absprache dass wir einen Nachmittag in der Woche bei meinem Vater sind <<hm>> und das lief wirklich über Jahre <<ja>> so ab, dass wir nach dem Mittagessen, das noch bei meiner Mutter war <<ja>> zu ihm fuhren, er hat da, ne Kanne Kaffee gekocht er hatte ein paar **Teilchen** von **Aldi** mitgebracht die wurden auf den Tisch gestellt wir haben da zu dritt gegessen <<hmhm>> er hat von den schrecklichen Theateraufführungen berichtet die er wieder gesehen hat <<hmhm>> oder sich mit meinem Bruder über Technik, unterhalten und dann ich

heilfroh als endlich der Chor anfang und wir dann wieder gehen konnten
 <<ja>> also, m- m- meins was=was mir irgendwie widerfahren war, das hat
 ihn, das hat ihn nicht interessiert damals <<ja>> (2)« (TW, 8/23–31).

In dieser Phase erlebt die Biografin den Vater als wenig zugewandt und kaum engagiert, die Beziehung zu den Kindern zu gestalten. Der von ihr beschriebene wiederkehrende Ablauf wirkt eher wie ein pflichtgemäßes und formelles Ritual, das sich kaum auf mögliche Interessen von Kindern oder Jugendlichen bezieht. Ein solches formelles Festhalten des Vaters an seinen Kindern, das sich wenig an ihren tatsächlichen Bedürfnissen orientiert, zeigt sich in einer anderen Begebenheit, die die Biografin aus dieser Zeit berichtet:

»mein Vater, war nicht bereit mein, die Möbel aus meinem Kinderzimmer, herzugeben <<ja>> (2) aus irgendeinem bekloppten ein Idee, glaubte er wir würden wiederkommen <<hm>> (2) und dann sollte dann das Zimmer, da auf uns **warten** bis wir dann wieder einziehen, also völlig, völlig schwachsinnig <<ja>> so dass ich, ich bin am Ende auch mit dem, mit dem Fahrrad, umgezogen <<hm>> jedes mal wenn ich da war hab ich irgendwie n paar Sachen, eingepackt, äh sie zu meiner Mutter gebracht also es nie nen **Umzug** richtig gegeben an dem irgendwie diese, diese Entscheidung ich wohne ab jetzt nur noch bei meiner Mutter, zumal das auch so öffentlich gewesen wäre auch mit Unterstützung, sondern ich hab irgendwie immerm- immer mal wieder n Spiel und n Buch und irgendwas eingepackt und n Teppich und hab das mit=m Fahrrad <<hm>> dann zu meiner Mutter <<ja>> gebracht und wens dann drum ging, ja Kleidung zu kaufen, n neues Bett neuen Schrank zu kaufen, da mussten wir einfach sehr=sehr rechnen <<hm>> das, war klar dass ich da jetzt nicht groß irgendwie was, äh was bekommen kann <<hm>> weil das immer nur so, so **grade** reichte um, irgendwie zu überleben <<ja>> (4)« (TW, 10–11/39–7).

Ähnlich wie das wöchentliche Zusammentreffen wirkt das in der Sequenz dargestellte Festhalten des Vaters an den Gegenständen der Tochter in keiner Weise an die Bedürfnisse seiner Tochter geknüpft, die an ihrem gewählten Wohnort ein eingerichtetes Zimmer braucht. Fragwürdig wirkt, dass die Mutter in dieser Situation nicht interveniert. Ähnlich wie im beschriebenen wiederkehrenden Rückzug der Biografin in ihr Zimmer, wenn die Eltern streiten, oder bei den Schlägen durch ihren Bruder muss sie sich auch in dieser Situation ohne die Hilfe von Erwachsenen zurechtfinden.

Sie steht damit in der Verantwortung, was die Entscheidung über ihren Lebensmittelpunkt betrifft, ohne dabei Entlastung zu erfahren. Stattdessen muss sie im Alter von zwölf Jahren selbst ihren Umzug organisieren. Dieses eigenverantwortliche kreative Handeln spricht für die ausgezeichneten Bewältigungsstrategien der Biografin in dieser herausfordernden Situation. Dennoch stößt sie dabei notwendigerweise an ihre Grenzen. Wie sie selbst sagt: Ein Bett und einen Schrank kann sie nicht mit dem Fahrrad transportieren, dafür braucht sie Hilfe.

»wunderbare Tage«

Das Verhältnis zu ihrer Mutter, vor allem seit der Trennung vom Vater, beschreibt die Biografin als sehr gut. Der wichtigste Bezugspunkt der Biografin außerhalb ihrer Familie ist – wie schon oben angesprochen – die katholische Gemeinde, wo sie Ende der 1980er Jahre beginnt, Jugendgruppen zu leiten:

»im Nachhinein denke ich das ist erstaunlich wie viel wir uns auch zugetraut haben also wir Teamer wir waren, zwischen fünfzehn sechzehn und maximal Mitte zwanzig <<hm ja>> und auch die Eltern haben uns das zugetraut wir sind mit nem ganzen Bus Kinder vierzig Kinder, mit **alles** selber organisiert den Bus besorgt die Zelte besorgt eingekauft <<ja>> alle Spiele vorbereitet, sind wir ab in [Ort], da war nur ne Wiese, und son Klohäuschen mehr gabs da nicht <<ja>> wir haben alles aufgebaut und wir haben, **wunderbare** Tage <<hm>> da verbracht also es war, es war immer n Heidenspaß für alle weil es, ich glaub weil wir auch so er- altersmäßig einfach auch so nahe waren <<ja>> also wir waren gerade alt genug um die Verantwortung zu übernehmen, aber, ja wir waren jetzt nicht sonderlich ernsthaft, wir haben irgendwelche wilden Nachtwanderungen gemacht und äh mit den=den ähm, Isomatten oder den=den Luftmatratzen [Fluss] <<hmhm>> irgendwie ge-, so gefloßt und all solche Dinge gemacht also das fanden die Kinder glaub ich super spannend <<ja>> weil sie mit uns Dinge machen konnten die, ihre Eltern ihnen immer ((lächelnd)) /verbieten hätten\ und wir fandens einfach total nett weil die Ki- weil wir auch son Spaß **miteinander** hatten wir waren wirklich auch in ner großen Gruppe, wir hatten immer wir haben das sehr intensiv vorbereitet mit vielen zusammen, und dann auch (2) äh, ja dann=dann war irgendwie die Verantwortung so für jeden Einzelnen nicht so schwer, weil wir=weil wir einfach so viele waren die das, die das begleiten, konnten« (TW, 3/24–41).

Innerhalb der verdichteten Beschreibung wird deutlich, dass die Biografin Spaß daran hat, in einer Gruppe Verantwortung zu übernehmen. Damit baut sie auf Kompetenzen auf, die sie in ihrem Elternhaus erzwungenermaßen sehr früh entwickeln musste, nutzt sie im Kontext der Jugendarbeit jedoch in einer Form, die sie nicht überfordert. Wie sie dies selbst beschreibt, hilft dabei vor allem das Teilen der Verantwortung in einer größeren Gruppe. Diese intensive Form der Vergemeinschaftung steht im Kontrast zu manchen der Situationen, die Tanja Weber in ihrem Elternhaus erlebte, in denen sie auf sich allein gestellt war.

Im Rahmen der katholischen Gemeinde macht sie ebenfalls die ersten Erfahrungen mit dem Thema Liebe und romantische Beziehungen:

»es gab, ein Frauenpaar die da auch mit aktiv waren <<ja>> als, als Teamerinnen, und nach dem deren Beziehung, vorbei war (2) wa- hab d- s- im Nachhinein hab ichs erst verstanden hat sich die eine von den beiden auch in **mich** verliebt <<hmhm ja>> aber das war für mich da noch überhaupt kein Thema <<ja>> (2) also ich hab das schon, glaub ich irgendwie, verstanden dass sie mehr sucht als nur ne Freundschaft <<hmhm ja>> aber das war zu dem Zeitpunkt für mich **so** weit weg (2) also das ha- hab ich nicht fand ich nicht, nicht ablehnend, das war nur einfach <<hm>> ja aber das bin ich ja nicht <<ja>> also, es ist ja nicht schlimm dass sie das von mir will aber ich hab da irgendwie gar keinen Bezug zu <<ja>> was sie glaub ich sehr frustriert <<hm>> hat weil es irgendwie nie, zu ner offenen Klärung mal gekommen ist sie hat **nie** ganz deutlich mal gesagt also mich auch sozusagen mich zur Rede gestellt <<ja>> so was ist den jetzt (3) ich habs irgendwie so laufen lassen und so getan als hätt ichs nicht verstanden obwohl ichs schon, schon **eigentlich** verstanden hatte <<hmhm>> nur auch gar nicht reagiert habe <<ja>> und ich hab sie behandelt als wär sie einfach ne gute Freundin und, mehr auch nicht <<ja>>, und das hab ich im Nachhinein so gedacht wie <<hm>> (2) wie wenig, ich da eigentlich noch reagiert habe <<ja>>, ähm hab mich dann schon gefragt ob was, wie wäre vielleicht doch mein Leben, äh, gelaufen wenn ich mich vielleicht drauf eingelassen hätte, das hätt schon ganz, ganz anders auch <<hm>> auch laufen können« (TW, 2/25–43).

Es ist auffallend, dass innerhalb einer katholischen Gemeinde Ende der 1980er Jahre, zumindest in der Jugendarbeit, ein gleichgeschlechtliches Paar relativ offen auftreten kann und – zumindest der Beschreibung der

Biografin nach – keine besonders große Aufmerksamkeit erregt oder Ausgrenzungen ausgesetzt ist. Dies kann für eine liberale Gemeinde sprechen. Es wäre aber ebenfalls möglich, dass die gleichgeschlechtliche Beziehung für in der Gemeinde verantwortliche Personen nicht sichtbar war (zum Thema lesbischer Sichtbarkeit vgl. Wolf, 2004). Für die Biografin ist aus ihrer Gegenwartsperspektive bedeutsam, dass sie in dieser Lebensphase überhaupt keine Reaktion auf das offensichtliche Interesse ihrer damaligen Freundin an mehr als einer Freundschaft zeigt. Dieses fehlende Interesse beruht den Ausführungen in der Sequenz nach nicht auf einem Unwissen über die Möglichkeit von Liebe und Begehren zwischen Frauen oder einer – etwa durch die katholische Sexualmoral vermittelte – Ablehnung lesbischen Begehrens. Für Tanja Weber ist diese Möglichkeit zu diesem Zeitpunkt ihres Lebens kein Teil ihres Selbstkonzeptes, was sie zum Ausdruck bringt, indem sie sagt: »aber das bin ich ja nicht«. Sie macht damit deutlich, dass sie ohne größere Erfahrungsgrundlage schon ein klares Konzept romantischen und sexuellen Handelns entworfen hat, das sie als Teil ihres Selbst erlebt. Alle alternativen Möglichkeiten sind dabei unhinterfragt ausgeschlossen, ohne dass die Biografin darüber nachdenken müsste. Das heißt, einerseits ist dieses Selbstkonzept mit nur geringer Erfahrungsgrundlage wirksam und andererseits würden andere Erfahrungen es – dieser Logik nach – nötig machen, jemand anders zu werden. Die Möglichkeit geschlechterübergreifend Liebe und Sexualität zu leben ist an diesem Punkt ihres Lebens keine Option. Das erinnert an den von Yoshino geprägten Begriff einer Löschung der bisexuellen Option aus dem wissenschaftlichen Wissensbestand (vgl. Yoshino, 2000 und Kap. 3.2.2). In diesem Fall zeigt sich, dass Bisexualität im alltäglichen Wissensbestand der Biografin nicht existiert.

In dieser Erzählung entwirft die Biografin keine Geschichte eines verdrängten Begehrens, das sie an einem bestimmten Punkt in ihrer Biografie befreien müsste. Sie erlebt den Ausschluss der Möglichkeit in der damaligen Situation nicht als Mangel, sondern als Selbstverständlichkeit. In der rückblickenden Zuwendung zu dieser Begebenheit wirft diese Selbstverständlichkeit für die Biografin jedoch Fragen dazu auf, was möglich gewesen wäre, wenn sie damals alternative Handlungsmöglichkeiten gesehen hätte.

Ihren ersten Freund lernt Tanja Weber im Kontext der katholischen Jugendarbeit kennen. Sie ist sechzehn und ihr Partner achtzehn Jahre alt. Der Altersunterschied spielte für sie keine Rolle, was ich im Interview noch

einmal explizit erfrage. Wird dieser Umstand mit dem ersten Interesse von Torsten Nowak (vgl. Kap. 5.1) für einen älteren Mann verglichen, zeigen sich in einer ähnlichen Konstellation deutliche Unterschiede in der gesellschaftlichen Situation der Biograf_innen. Torsten Nowak musste sich mit § 175 in der Fassung vom 28.11.1973 auseinandersetzen und sieht von einer Partnerschaft und weiterem Kontakt ab, da er befürchtet, sein älterer Freund könnte von den Eltern angezeigt werden. Solche Sorgen muss sich Tanja Weber in dieser Situation nicht machen, da ihre Beziehung nicht strafrechtlich relevant ist. Sie kann daher unbefangener in diese erste Beziehung gehen und erlebt diese als sehr positiv:

»wir haben ne unglaublich **schöne** Zeit, gehabt <<ja>> miteinander, also einfach weil er unglaublich lustiger, Mensch ist mit dem man ganz viel unternehmen kann« (TW, 5/24–26).

Sie ist mit ihrem ersten Partner etwa zwei Jahre zusammen, wobei sich schon bald eine Fernbeziehung entwickelt, da dieser in einer anderen Stadt eine Ausbildung beginnt. Tanja Weber erzählt, dass die Fernbeziehung einer der Gründe dafür ist, dass sich das Paar Anfang der 1990er Jahre trennt.

»also jetzt ist er schon wirklich sehr stolz«

Ebenfalls Anfang der 1990er Jahre macht die Biografin das Abitur und nimmt ein Studium im naturwissenschaftlichen Bereich auf. Dieser Schritt wird von den Elternteilen zunächst nicht gleichermaßen unterstützt:

»Hm, es war meinen Eltern schon nen Anl-, na vor allen Dingen von meiner Mutter, <<ja>> n Anliegen, ne möglichst gute Ausbildung zu haben (3) mein Vater hat sich da erst mal schwerer mit getan also dem war, der Sohn der studiert wichtiger als die Tochter ((lachend)) /die studiert\ <<ja>> ähm, das hat sich dann aber schon auch, ähm, gewandelt, also als ich dann wirklich im Studium war hat er mich dann auch mal besucht und <<hm>> war dann schon der stolze Vater <<ja>> als er da mit mir durch diese, Gänge lief und, da hatte ich, für so ne Hiwi-Stelle son kurzes Vorstellungsgespräch wo er zufällig gerade da war und dann kam er mit und, ((ahmt flüsternd stolze Stimme nach)) /'meint er so ja, meine Tochter, hm' die studiert und die hat jetzt hier die Stelle bekommen\ also jetzt ist er schon wirklich sehr stolz <<ja>> dadrauf ähm, am Anfang (3) hat, hat er das glaub ich als nicht so nötig, angesehen also nicht, nicht weil ers mir nicht zugetraut

hätte sondern eher na ja, die heiratet doch eh und dann reicht das doch ne gute Ausbildung zu haben, dann braucht die na die braucht doch kein Studium <<hm>> ich glaub so war eher seine Lebenseinstellung <<ja>> (4) <<(TW, 40/17–30).

Der Vater Tanja Webers betrachtet die berufliche Entwicklungsmöglichkeit entlang eines biografischen Entwurfs, der durch institutionalisierte Heterosexualität und Geschlechterhierarchien strukturiert ist. Nachdem in der Schulbildung noch beide Kinder gefördert werden sollten, ergibt sich hinsichtlich der weiteren Ausbildung eine deutliche Geschlechterdifferenz. Zudem nimmt er mit seiner Haltung in Kauf, dass er seine eigene Erfahrung – sich den Wunsch eines Studiums nicht verwirklichen zu können – an die nächste Generation weitergibt. Dabei kann es eine Rolle spielen, dass der Vater die Vorstellung, dass seine Tochter eine höhere Qualifikation erwirbt als er, als Bedrohung seines Entwurfs von Männlichkeit betrachtet. Finanzielle Erwägungen könnten diese durch vergeschlechtlichte Machtverhältnisse in der Gesellschaft legitimierte Haltung bestärken.

Die Mutter hat eine andere Haltung und setzt sich mit dieser durch. Dabei besteht die Möglichkeit, dass ihre eigene Erfahrung, unbezahlt und auf Kosten ihrer Ausbildung Pflege-, Sorge- und Hausarbeit für ihre Geschwister zu verrichten, eine Rolle für ihre Haltung spielt und sie sich für ihre Tochter etwas anderes wünscht. Damit ermöglicht sie dem Vater der Biografin, seine Haltung zu überdenken, seine Tochter zu unterstützen und in einer späteren Phase seinen Stolz über ihr Studium zum Ausdruck zu bringen. Dabei kann die Scheidung der Eltern förderlich für diese Entwicklung gewesen sein, gibt sie der Mutter doch größere Flexibilität, eine andere Haltung einzunehmen als ihr damaliger Ehemann.

Aufgrund der finanziellen Belastung durch zwei studierende Kinder bittet die Mutter Tanja Weber, zunächst weiter bei ihr zu wohnen. Nach zwei Jahren ist dann die Finanzierung einer eigenen Wohnung möglich. An ihrem Studienort verliebt sich die Biografin in einen Mann:

»der hatte aber noch ne Freundin, dann wir n bisschen so ne, heimliche Affäre <<hm>> er kriegte dann aber, verständlich auch n furchtbar schlechtes Gewissen hats dann wieder beendet <<hm>> (2) ich kam aber irgendwie auch nicht richtig los <<hm>> von ihm <<ja>> (2) ähm (5) ich habs son bisschen dann geschafft mich zu distanzieren hab dann ne Beziehung mit nem anderen den ich da auch vom Studium kannte <<hm>> begonnen

((pustet)) (5) den hab ich aber einfach glaub ich nicht geliebt ((lächelt))
 <<hm ja>> also das war so gut um mal so wegzukommen aber nichts um
 (3) ja, das hat irgendwie mein Herz bewegt <<ja>> (3) dann hab ichs dann
 auch wieder beendet <<hm>> es ist dann noch mal zu ner Beziehung zu
 diesem Mann gekommen in den ich so furchtbar verliebt war, er hatte sich
 dann auch mittlerweile von seiner Freundin getrennt <<hm>> (3) aber
 dann iss=er, er mir irgendwann total aufn Keks gegangen ((lacht herzhaft))
 ((lachend)) /tja, dumm gelaufen\ ((lacht))« (TW, 14/11–23).

Nach ihrer ersten längeren Beziehung geht die Biografin damit erneut eine Partnerschaft ein, die zunächst von einer grundlegenden Distanz geprägt ist. In der ersten Beziehung war es eine Fernbeziehung, die diese Distanz herstellte, in dieser Beziehung ist es die weitere Freundin ihres Partners, die diese aufrechterhält. In der Sequenz macht die Biografin deutlich, dass die Attraktivität ihres Partners für sie sehr bald abnimmt, als die Gründe für die Distanz wegfallen. Das sehr erfüllende Sexleben ist es, was sie dennoch länger an diesem Partner festhalten lässt:

»ja es war einfach sehr befriedigend <<hm>> und das hatte ich vorher in
 den Beziehungen so nicht erlebt <<hm ja>> also es hat schon auch immer
 Sex gegeben mit den Männern aber **nie** so dass ich (2) ja (2) um=ums ganz
 klar zu sagen auch wirklich regelmäßig n Orgasmus hatte <<hmhm ja>>
 und mich total aufgehoben und=und **genommen** gefühlt, hätte <ja>> das,
 ging, war mit den anderen, Männern nicht so also es war dann so, wo ich
 immer n bisschen dachte ja was habt ihr denn immer mit dem Sex ja gut
 irgendwie, VERKEHRT ist das jetzt nicht aber, ich hatte nie das Gefühl
 das ist so was wahnsinnig Tolles <<ja>> und mit ihm merkte ich dann zum
 ersten Mal, **ach**, so, **so** kann sich das anfühlen auch für **mich** so, so kann
 sich das anfühlen, also so, so sehr kann ich erregt werden von jemandem
 oh ((lächelt)) oh, da, **da** bin ich auch ganz schon hinterhergelaufen« (TW,
 15/32–42).

In der Folge – sie ist nun Anfang zwanzig – wechselt Tanja Weber noch ein weiteres Mal den Studienort, wo sie »so RICHTIG VOLLE PULLE Uni studiert« (TW, 16/31–32). Dieser Ortswechsel entfernt sie weiter von der Stadt, in der sie aufgewachsen ist, und damit trennt sie sich zunehmend von der katholischen Gemeinde, was sich unter anderem darin ausdrückt, dass sie aufhört, Messdienerin zu sein.

»irgendwas gärte in mir«

Anfang der 1990er Jahre nimmt sie dann eine Veränderung an sich wahr:

»ja (3) also es gab so diese, intellektuelle, könnte ich es mir mit einer Frau vorstellen <<ja>> ähm (3) aber es war auch ganz viel (3) o- ohne Gedanken <<hmhm ja>> also ich, ich war einfach so ganz (2) mir gefiel nichts, ich gefiel mir n:icht ich wusste gar nicht wer ich bin <<hm>> (3) weil es glaub ich auch, weil es ja nicht ausgelöst war durch ne konkrete Frau <<ja>> so dass ich so nen, ne reale Person vor Augen hätte, war eher son, merkwürdiges, Gefühl ja, da ist irgendwas irgendwas gärte in mir <<ja>> ich konnte es aber gar nicht so benennen ich wusste schon das hat irgendwas, mit diesen Frauen zu tun aber, ja so intellektuell fand ich das so albern, ich meine mein Gott ich hab jetzt mein Leben lang irgendwie Männerbeziehungen gehabt also, was iss=n das hier ist doch irgendwie, ne, ist doch quatsch« (TW, 20/8–17).

Die Biografin führt in dem Abschnitt des Interviews aus, dass »irgendwas gärte«. Damit beschreibt sie einen Vorgang, den sie nicht als handelnd gestaltbar wahrnimmt und der zu diesem Zeitpunkt keine klare Richtung für sie hat. Für die Biografin erzeugt dies eine Situation, in der sie sich selbst fremd wird und sie in eine Lage kommt, in der sie nicht mehr genau weiß, wer sie ist. Ähnlich wie in der Beschreibung des Interesses ihrer Freundin aus der katholischen Gemeinde an ihr spielt ihr Selbstverhältnis in dieser Situation eine wichtige Rolle. Aber während damals für sie die Klarheit im Wissen darüber, wer sie sei, bei ihr nicht einmal den Gedanken aufkommen lässt, sich auf das Interesse der Freundin einzulassen, schwindet diese Klarheit nun – und damit die Sicherheit ihres Selbstbildes. Zunächst wendet sich die Biografin aktiv gegen diese Entwicklung, indem sie die von ihr nicht intendierten Veränderungen als »albern« (TW, 1/29) abwertet und damit zugleich auf ein gängiges Motiv der Abwertung lesbischer Beziehungen und Sexualität – als etwas, das nicht ernst zu nehmen sei – zurückgreift (vgl. Wolf, 2004, S. 74). Die Beschreibung dieses Prozesses erinnert an das Narrativ von Birgit Müller (vgl. Kap. 6.4.1), die sich mit Mitte dreißig in eine Frau verliebt – ein Fall, auf den ich an anderer Stelle noch eingehen werde. Es handelt sich um das Erleben einer Irritation, die eine biografische Phase des Wandels anstößt, ohne dass dieser Wandel der Handlungskontrolle der Biografin unterliegt. Ein wesentlicher Unterschied zur Biografie von Birgit Müller ist,

dass Tanja Weber sich nicht in eine bestimmte Frau verliebt. Das diffuse Gefühl, etwas stimme nicht und ihre Überlegungen hinsichtlich eines Interesses für Frauen sind zunächst nur lose gekoppelt. Zudem befindet sich Tanja Weber in einer anderen Lebensphase als Birgit Müller, die sich in eine Frau verliebt, als sie seit mehreren Jahre verheiratet ist und Kinder hat. Tanja Weber ist Anfang zwanzig, studiert und ist gerade nicht fest liiert. Damit hat sie mehr Möglichkeiten, ihren Lebensentwurf infrage zu stellen oder zu verändern, ohne dass dies notwendig mit Konflikten verbunden sein muss. Alternative Lebensentwürfe zu erproben, kann als eine typische Phase in manchen akademischen Milieus beschrieben werden, die häufig lediglich einen biografischen Aufschub des Eintritts in heterosexuelle Institutionen bedeutet (Burkart, 2018, S. 98f.). Dabei muss bedacht werden, dass Tanja Weber nicht aus einem akademischen Elternhaus kommt, sondern erst beginnt, sich in einem akademischen Milieu zu etablieren.

Unabhängig von diesen Überlegungen bleibt festzuhalten, dass sich Tanja Weber mitten in einer biografischen Statuspassage befindet, in der auf vielen Ebenen ein Wandel stattfindet. Sie lebt in einer neuen Stadt, das erste Mal in einer eigenen Wohnung, beginnt eine akademische Ausbildung – die familiär nicht tradiert ist – und ihr langjähriges Engagement in ihrer katholischen Gemeinde ist beendet. Wesentliche soziale Bezüge haben sich damit verändert oder sind verschwunden, was notwendig zu einem modifizierten Selbstentwurf führen muss. Gerade eine solche Statuspassage ist prädestiniert für eine Verunsicherung des Selbstentwurfs, für die Entwicklung einer anderen Sicht auf die eigene Lebensgeschichte oder neue Zukunftsentwürfe.

Tanja Weber beginnt, aufmerksam auf soziale Zusammenhänge zu werden, die zu ihren sie irritierenden Gefühlen passen könnten:

»ja es war son Reiz irgendwie immer wieder, dann doch noch mal in diese Terminpläne zu gucken und dann fand ich heraus, wo find ich die <<hmhm>> in welchen Zeitschriften, und dann immer wieder zu schauen ha es gibt hier wieder ne Party oder da gibts irgendwie diese Frauenkneipe und, ja trau- pfh gehe ich da **hin**, ach **nee** ich trau mich nicht dann hab ich sie wieder weggelegt ist doch alles quatsch <<ja>> das war so ne ganz lange Phase <<hm>> bis ich von diesem, ersten, **könnte** das denn sein, mal wirklich n aktiven Schritt gemacht habe und mal wirklich zu dieser [Name einer Gruppe für junge Lesben] wirklich **hingegangen** bin also den=den Termin

genommen hab und gesagt hab so und ich setz mich jetzt **wirklich** aufs Fahrrad und=und **treff** geh da jetzt einfach in diesen **Raum** rein <<ja>> und guck mal was mich da so, was mir da so begegnet <<hmhm ja>> (2) das war ne Phase von bestimmt nem **Jahr** <<hmhm ja>> in dem ich da so rumgeciert bin <<ja>> (4)« (TW, 20/22–33).

Tanja Webers erster Schritt ist es, in eine lesbische Coming-out-Gruppe zu gehen. Sie wählt damit die ihr vertraute Form der Vergemeinschaftung, um einen Zugang zum sozialen Bereich ihres Interesses und eine Klärung ihrer Irritationen zu erreichen. Schließlich war sie lange in Gruppenzusammenhängen ihrer katholischen Gemeinde aktiv und hat sich dort aufgehoben gefühlt. Trotz der homosexuellenfeindlichen Sexualmoral der katholischen Kirche kann daher die konkrete Erfahrung der Biografin in ihrer Gemeinde als ein unterstützender Faktor verstanden werden. Die Erfahrung bestärkt sie, die Irritation, sich für Frauen zu interessieren, gemeinsam mit anderen einzuordnen. Die Biografin beschreibt diese Phase ihres Lebens als eine zweite Adoleszenz, mit allen Anstrengungen, die mit dieser Zeit verbunden sind:

»also dieser Ansatz das n Coming-out wie so ne Pubertät ist hab ich **voll** empfunden <<ja>> hab gedacht mein Gott das hatt ich doch schon mit fünfzehn schon mal <<hm>> so fragte wie sprech ich denn die jetzt an oh Gott ((beide lachen)) also ganz, ganz schüchtern auf einmal wieder, ähm, was ich von mir jetzt auch=auch aus meinen Männerbeziehungen nicht kannte auf einmal wurd das ganz, ganz **schwierig** <<ja>> da so den ersten Ansatz zu finden« (TW, 18/2–7).

In dieser Sequenz macht die Biografin die weitreichende Bedeutung von »Coming-out« als sozial organisierter und dauerhafter Prozess deutlich. Erstens ist der Biografin zunächst keineswegs klar, was sie beschäftigt. Es geht also weniger um ein vermeintliches Eingestehen, Akzeptieren und Veröffentlichen ihrer Empfindungen, sondern um das Finden einer stimmigen Form der sozialen Organisation derselben. Um mit den Begriffen von Simon und Gagnon (vgl. Kap. 2.2.4) zu sprechen: Es bedarf eines stimmigen kulturellen Szenarios, um ihre Irritationen im Prozess des intrapsychischen Skriptings zu bearbeiten.

Bald findet die Biografin eine Partnerin und ist daraufhin mit einer neuen Dimension ihres Outings konfrontiert:

»natürlich, waren ja bei mir in der Zeit ja auch dies- dieses Outing <<hm>> also ich hatte zwar schon in=ner in=ner Familie und in den Freunden schon vorher davon erzählt dass mich das bewegt, aber das war ja auch für mein für mich und mein Umfeld das erste Mal dass da ne reale Frau, war <<ja>> wenn ich irgendwie von der Familie zum Geburtstag eingeladen wurde dass ich dann wirklich ne Frau mitbrachte <<ja>> und nicht nen Freund <<hm>>, also da war ich ja selber noch voller, Unsicherheit wie <<ja>> wie reagieren da jetzt so alle drauf (3) wie reagiert (2) ja, so=ne Stadt, darauf <<hm>> wenn ich irgendwie händchenhaltend mit ner Frau über die Straßen gehe, all das, musste ich ja erst mal auch für mich ausprobieren und war da auch vollauf mit=mit beschäftigt das irgendwie für mich zu sortieren <<hmhm ja>>, das waren irgendwie zu viele Baustellen gleichzeitig ((lächelt))« (TW, 23/16–26).

Für die Biografin stellt sich das Coming-out als Lesbe – als solche definiert sie sich von diesem Zeitpunkt an – als eine wichtige und anstrengende Episode ihres Lebens dar, es bleibt jedoch ein wichtiger Interpretationspunkt unter vielen. Das lässt sich zumindest daraus schließen, dass – wie schon in der text- und thematischen Feldanalyse herausgearbeitet – bald wieder das Thema Partnerschaft im Mittelpunkt steht. Erneut steht dabei das Thema Nähe und Distanz im Mittelpunkt der Beziehungsgestaltung.

Die Biografin schließt ihr Studium erfolgreich ab, beginnt ihre erste Stelle und geht in dieser Zeit eine Beziehung mit einer Beamtin ein:

»ja sie hat sich sehr schwergetan sich selber zu outen <<hmhm>> das war immer ne n-, immer nen Problem so im Hintergrund <<ja>>, ihre Eltern wussten zwar von mir, mochten mich aber auch nicht akzeptieren <<hmhm>> als, die Beziehung ihrer Tochter <<ja>> ja als [Berufsbezeichnung] (3) wollte sie sich dann [Arbeitsstelle] auch nicht outen <<hm>>, nun sind jetzt die [Ortsangabe] Dörfer jetzt auch nun klein also wenn ich dann zu ihr kam, gabs eben immer son Außenleben <<hm>> ne ich war dann die gute Freundin mit der, die sie dann halt besucht hat, und, mit der sie spazieren ging, und äh, was dann in der Wohnung war, war dann so, unsere Beziehung <<ja>>, so Vorhänge zu und dann, waren da waren dann ein Paar und sobald die Wohnungstür aufging, waren wir nur gute Freundinnen <<hm ja>> also das war nen schwieriger Hintergrund <<hmhm>> hinter dem Ganzen <<ja>> und eben diese Aussichtslosigkeit, dass wir da nicht mehr, zusammen, also, eigentlich war wirklich der Wunsch auch mal, mal zusammenzuziehen und dis, dis

funktionierte irgendwie, alles nicht weil eben dieses [Behörde], da auch sie festgehalten hat <<ja>> das ist halt das blöde an Beamten da haben die ja doch relativ viel Einfluss, wann s-, wo sie einen hinsetzen« (TW, 35/16–31).

In dieser Sequenz zeigt sich, wie sich das wiederkehrende Motiv von Nähe und Distanz in Liebesbeziehungen mit den Auseinandersetzungen mit homosexuellenfeindlichen Strukturen der Gesellschaft verbindet. Es existiert sowohl eine räumliche Distanz zwischen dem Paar als auch die Schwierigkeit, zum Teil nicht öffentlich als Paar auftreten zu können. Die Biografin erzählt an anderer Stelle, dass sie zu diesem Zeitpunkt eine längerfristige Perspektive mit dieser Partnerin sucht und das Paar über ein gemeinsames Kind spricht. Die dahingehenden Überlegungen hätten sie aufgrund rechtlicher Bedenken nicht weiter verfolgt. Tanja Webers Sorgen wegen möglicher Rechtsansprüche eines biologischen Vaters und ihres fehlenden Sorgerechts für ein leibliches Kind ihrer Partnerin überwiegen.³⁵ Sie selbst möchte nicht schwanger werden. In dieser Lebensphase zeigt sich, wie die Biografie Tanja Webers durch die Folgen von Homophobie, Diskriminierung am Arbeitsplatz, der fehlenden rechtlichen Sicherheit für nicht heterosexuelle Lebensgemeinschaften und durch Besonderheiten der Familienplanung in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft geprägt wird. Ihre Beziehung kann sie nur eingeschränkt öffentlich machen und sie muss Diskriminierung im Beruf und im Alltag befürchten. Sie erlebt direkte Zurückweisung durch die Eltern ihrer Partnerin. An ihrer Arbeitsstelle entscheidet sie sich, wie ihre Partnerin, gegen ein Coming-out, da sie Sorge hat, dort Nachteile zu erleiden und Anfeindungen zu erleben (zum Thema Coming-out am Arbeitsplatz vgl. Marrs & Staton, 2016, S. 42). Das hat zur Folge, dass sie in diesem Kontext nie offen über ihre Wochenendbeziehung – und die damit zusammenhängenden Schwierigkeiten – sprechen kann. Es existiert kein rechtlicher Status für ihre Partnerschaft und für sie als mögliche Mutter eines leiblichen Kindes ihrer Partnerin. Als unverheiratetes und lesbisches Paar ist zudem ihr Zugang zu Möglichkeiten der Reproduktionsmedizin erschwert oder versperrt. Die Krankenkasse zahlt viele Formen der Behandlung nur für verheiratete Paare,

35 Zu dieser Zeit gab es weder einen Rechtsstatus für gleichgeschlechtliche Paare noch die Möglichkeit einer gemeinsamen Adoption durch unverheiratete Paare. Die Möglichkeit einer eingetragenen Lebenspartnerschaft wird erst im Jahr 2001 geschaffen, die Möglichkeit, das leibliche Kind einer Lebenspartnerin oder eines Lebenspartners zu adoptieren, ist erst seit 2005 gegeben (vgl. Berning, 2011, S. 283).

die Beschaffung von Sperma ist schwierig und die gynäkologische Unterstützung bei einer Insemination ohne eine vorhandene Ehe standesrechtlich untersagt, wenn auch nicht gesetzlich verboten (vgl. Wapler, 2010, S. 117f.). Neben diesen zahlreichen gesellschaftlichen und rechtlichen Ungerechtigkeiten und Unsicherheiten, mit denen Tanja Weber einen Umgang finden muss, ist es für sie notwendig, einen Kinderwunsch umfassender zu planen. In ihrer Partnerschaft kann eine Schwangerschaft nicht durch das Unterlassen von Verhütung beim Sex wahrscheinlich gemacht werden. Ihre Herbeiführung bedarf einer direkten Entscheidung und genauer Planung. Die Überlegungen des Paares, eine Familie zu gründen, und ihre Beziehungsgestaltung werden damit durch gesellschaftliche Bedingungen strukturiert, die von Ungerechtigkeit geprägt sind und verunsichernd wirken. Dass nach einiger Zeit die Trennung des Paares erfolgt, kann nicht als Folge dieser Strukturiertheit bezeichnet werden, aber die Wahrscheinlichkeit einer Trennung erscheint unter diesen Bedingungen deutlich erhöht.

»oh nee dachte ich jetzt echt nicht schon wieder«

Um den Jahrtausendwechsel – Tanja Weber ist etwa dreißig Jahre alt – zieht sie aus beruflichen Gründen in eine andere Großstadt. In dieser Zeit gerät sie in eine Phase, die sie wie eine erneute Adoleszenz erlebt:

»ich hatte echt das Gefühl jetzt hab ich zum dritten Mal ne Pubertät <<ja>> ((lachend)) /oh nee dachte ich jetzt echt nicht schon wieder\ <<ja>> also, es waren, irgendwie wieder dieses ja, wer bin ich denn eigentlich was will ich denn <<hm>> wer wird mich denn wollen, mit meiner Geschichte, also diesen blöden Spruch besser bi als nie hatte ich natürlich auch sofort im Kopf <<ja>> und dachte äh, ja pfh (5) kann ich mich jetzt auch auf einen Menschen einlassen die Frage, stellte ich mir natürlich auch <<ja>> oder (3) hm, weil ich es ja bis da auch nur kannte ich bin in ner Frauenbeziehung und merke ich genieße das und was mich, Männer in meinem Arm zu haben, wo ich mich schon gefragt hab ja, ist es das dass ich jetzt wirklich zwei Beziehungen habe auch wenn ich mir das irgendwie nicht vorstellen konnte aber so wie, wie krieg ich das denn zusammen <<ja>> diese (2) diese Zweigeschlechtlichkeit wie kann ich die denn irgendwie leben« (TW, 32/27–38).

Eine relativ kleine Veränderung – die Erfahrung, Männer wieder anziehend zu finden – erlebt die Biografin als eine umfassende Verunsicherung. Indem Tanja Weber von einer dritten »Pubertät« spricht, unterstreicht sie

das Ausmaß dieser Erfahrung, die keineswegs auf die Gestaltung ihres Beziehungslebens beschränkt bleibt. Sie ist gezwungen, eine erneute Statuspassage zu bewältigen. In der Sequenz wird deutlich, dass eine Strategie der Biografin im Umgang mit dieser Passage – zumindest im Prozess des Erinnerns – der Humor ist, mit dem sie sich dieser Zeit zuwendet.

Die Fragen, die Tanja Weber als Teil dieser Lebensphase beschreibt, lassen sich als typisch für die Auseinandersetzung mit potenziellen Anerkennungskonflikten in einem homosexuellen Coming-out-Prozess beschreiben (vgl. Plummer, 1994, S. 88) und sie sind Tanja Weber damit schon vertraut. In einer Erweiterung der These einer doppelten Diskriminierung von Bisexuellen (vgl. Ochs, 1996 und Kap. 3.2.2) kann in Hinblick auf die Lebensgeschichte von Tanja Weber von der Notwendigkeit einer doppelten Auseinandersetzung mit potenziellen Anerkennungskonflikten im biografischen Verlauf gesprochen werden. Der Umstand, dass die Biografin sich von Männern angezogen fühlt und damit ein Aspekt in ihr Leben tritt, der in der zeitgenössischen und regionalen sozialen Ordnung des Sexuellen in der Regel nicht von Stigmatisierung betroffen ist, ist in ihrem Fall gerade der Auslöser für diese Auseinandersetzung.

Dabei wirft die Biografin die Frage auf: »wer wird mich denn wollen, mit meiner Geschichte«? Sie beginnt, ihre Beziehungsbiografie damit als einen diskreditierbaren Teil ihrer Lebensgeschichte wahrzunehmen. Dabei bestärken sie die Stereotype über Bisexualität, die ihr vertraut sind. Der vermeintlich größeren Auswahl an Beziehungspartner_innen – die auch im von der Biografin zitierten Spruch »besser bi als nie« aufgegriffen wird – steht damit die Befürchtung der Biografin entgegen, keine geeigneten Beziehungspartner_innen finden zu können. Neben dieser Sorge beschäftigt sie die Frage, ob sie selbst nun an ihrem bisherigen Beziehungsentwurf festhalten könne. Denn sie erlebt Bisexualität nicht als ein Begehren unabhängig vom Geschlecht, wie es zum Teil entworfen wird, sondern für sie gründet sie in der Struktur der Zweigeschlechtlichkeit, in der sie eine Beziehung zu einem Mann oder einer Frau als grundlegend unterschiedlich erlebt.

Nicht nur die Folgen für ihre Beziehungsgestaltung beschäftigen Tanja Weber, sondern auch mögliche Auswirkungen auf ihr weiteres soziales Umfeld:

»ganz viel Sorge vor Ausgrenzung auf allen Seiten <<ja>> ähm, wie wird mein Freundeskreis ((amüsiert)) /Freundinnenkreis\ reagieren, die irgendwie fast alle lesbisch sind <<ja>> was, was sagen die, wenn ich auf einmal

ähm, da jetzt mit nem Mann ankommen würde, verlier ich die jetzt alle, deswegen, so wie viel Toleranz <<hm>> haben sie denn in=in der Richtung <<ja>> (4) ((lachend)) /ja ganz schlimm\ (3) die (2) Eltern tendieren ja schon auch zu so, zu so Sätzen wie ja das ist nur ne Phase das äh, das wächst sich wieder raus <<ja>> nicht böse gemeint aber so die eigene Hoffnung ne dann hats das Kind wieder einfacher, wo ich so denke na toll ((lacht)) dann hatten die auch noch recht ((lacht)) das ja jetzt echt das Letzte ((lacht)) hab ich jetzt irgendwie jahrelang gesagt quatsch ihr müsst mich jetzt so akzeptieren ich bin lesbisch das ist jetzt so, und auf einmal komm ich an ähhh vielleicht doch n Mann ((lacht)) ohh nee ((lacht)) das geht ja gar nicht ((lacht))« (TW, 32–33/38–1).

In der Sequenz wird deutlich, dass die immer noch verbreiteten linearen Vorstellungen eines Coming-out-Prozesses (vgl. dazu auch Marrs & Staton, 2016, S. 41 und Kap. 3.3.2) nicht mit dem biografischen Verlauf Tanja Webers in Einklang zu bringen sind – ein Umstand, der sie selbst irritiert. Die klassischen Modelle entwerfen Coming-out als einen Prozess, der mit einer anfänglichen Verwirrung beginnt und sich typischerweise hin zu einer zunehmenden Akzeptanz und Stabilisierung der Identität entwickelt, wobei ein wesentlicher Bestandteil der Aufbau von sozialen Beziehungen zu Menschen ist, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Tanja Weber hat in ihrem lesbischen Coming-out schon fast idealtypisch diese Phasen durchlaufen. Als Bisexuelle macht sie nun die Erfahrung, dass sie gerade aufgrund des sie zuvor stärkenden Freundinnenkreises verunsichert wird und besorgt ist, Ausgrenzung erleben zu müssen. Die Sorge, alle ihre Freundinnen zu verlieren, zeigt das ganze Ausmaß dieser Verunsicherung, die der Verunsicherung, die mit einem homosexuellen Coming-out einhergeht, in nichts nachsteht. Dabei drängt sich in ihrer Situation angesichts des geringeren sozialen Organisationsgrades Bisexueller zusätzlich die Frage auf: Was könnten die Bezüge sein, an die Tanja Weber im Falle eines Verlustes ihres Freundeskreises anknüpfen könnte?

Eine weitere Ebene des Prozesses ist die Auseinandersetzung Tanja Webers mit ihren Eltern. Sie beschäftigt sich damit, dass ihre Eltern im Falle einer Beziehung mit einem Mann, ihr Lesbischsein als Phase abwerten und damit der Status der Anerkennung, die sie durch ihre Eltern erreicht hat, verloren ist. Eine mögliche Beziehung zu einem Mann löst damit eine Aktualisierung von Erfahrungen der Abwertung ihres lesbischen Selbstentwurfes aus. Weder ein lesbisches noch ein bisexuelles Selbstverständnis erweisen sich als in solcher Weise institutionalisiert, dass sie über eine Be-

ziehungsphase mit einem Mann hinweg stabil bleiben könnten. Biografisch stellt Bisexualität dabei lediglich eine Vergangenheit dar oder einen Zukunftsentwurf. Als Teil der Gegenwart droht sie in der Biografie von Tanja Weber auf den Moment des Übergangs hin zu einer der sozial anerkannten monosexuellen Lebensweisen reduziert zu werden (vgl. Scherrer et al., 2015, S. 682 und Kap. 3.2.2). In dieser Situation hat die Biografin die berechnigte Sorge, ihre bisherige lesbische Identität aberkannt zu bekommen, ohne in der Lage zu sein, einen Selbstentwurf zu entwickeln, der ihrer bisherigen Beziehungsbiografie und ihren möglichen Beziehungswünschen gerecht wird (vgl. zu diesem Thema auch Scherrer et al., 2015, S. 683, 692).

Tanja Weber reagiert auf diese Herausforderungen mit im Prozess ihres lesbischen Coming-outs erprobten Strategien: Sie nimmt mit Bisexuellen über entsprechende Mailverteiler und Foren Kontakt auf:

»und, da hatte ich einen Mailkontakt zu nem Mann aus [Stadt] <<hmhm>> und das hat mir unglaublich gutgetan <<ja>> also wir haben, wir haben uns nie unsere echten Namen genannt, er hat mir mal irgendwann n Foto geschickt da konnte man ihn aber überhaupt nicht drauf erkennen <<hm>> und irgendwie durch diese Anonymität die wir hatten, waren wir beide sehr sehr ehrlich <<hm ja>> und er war, schon deutlich weiter, er, lebte schon länger, so diesen Wechsel von Frauen und Männerbeziehungen und erzählte auch wie seine Freunde damit umgehen wie er damit umgeht (2) und da konnte ich ihm auch so meine Sorgen, berichten aber, ich glaub vor allen Dingen so sein, sein Beispiel <<hm ja>> wie=wie kann er leben, das hat mir unglaublich gutgetan <<ja>>« (TW, 33/17–25).

Obwohl die Suche nach Kontakt zu Menschen, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben wie sie, an den Umgang mit den ersten Schritten während ihres lesbischen Coming-outs erinnern, gibt es einige Unterschiede. Anstatt eine Coming-out-Gruppe und damit eine Face-to-Face-Situation zu suchen, ist der Kontakt diesmal vermittelter. Dabei erzählt Tanja Weber, dass die Vermittlung und die Möglichkeit der Anonymität ihr in dieser Situation helfen, da sie ehrlich sein kann, sich also nicht den Beschränkungen aussetzen muss, die durch eine engere soziale Bindung entstehen. Der Kontakt erfüllt damit eine andere Funktion als ihr Besuch einer Coming-out-Gruppe. In dieser suchte sie – neben dem Austausch – Zugang zu lesbischen Zusammenhängen, Freundschaften, Beziehungen und Orten. Nun sucht sie allein den Austausch und ein Beispiel, wie ein bisexueller Lebensentwurf aussehen

könnte. Das verdeutlicht einerseits, wie sehr es Tanja Weber – obwohl sie sich nun schon eine lange Zeit in einem lesbischen Freundeskreis bewegt – an konkreten Vorbildern eines Lebens jenseits der Monosexualität mangelt. Dabei ist es nicht auszuschließen, dass einige ihrer Bekannten sich insgeheim selbst als bisexuell bezeichnen, Beziehungen oder Sexualität mit Männern und Frauen gelebt haben, leben oder darüber nachdenken. Die Situation in ihrem Freundeskreis, die Tanja Weber beschreibt, lässt die Vermutung zu, dass dort ein gewisser sozialer Druck zur Konformität herrscht, der dazu führt, dass dieses Thema nicht ohne Notwendigkeit angesprochen wird. Gerade in sozialen Gemeinschaften, die sich auf der Basis von gesellschaftlicher Ausgrenzung bilden, kann ein hoher Druck herrschen, die gruppeninternen Regeln nicht zu überschreiten. Andererseits zeigt sich die Komplexität der sozialen Situation, in der sich Tanja Weber befindet, nicht lediglich hinsichtlich des Umgangs mit ihren Freundinnen, sondern in der Herausforderung der Neuordnung beinahe aller ihrer privaten Bezüge. Ohne die Herausforderungen, die mit einem lesbischen Coming-out-Prozess verbunden sind, infrage stellen zu wollen, existieren in diesem Fall – auch aufgrund der Erfolge der Frauen- und Lesbenbewegung – verfügbare und eindeutige soziale Skripts des Handelns, an denen sich Tanja Weber in dieser Phase orientieren konnte. Mit Blick auf ihren biografischen Verlauf hat sie ihren grundlegenden Lebensentwurf in dieser Zeit nicht modifiziert: Sie hat sich seit ihrer Adoleszenz immer in größeren sozialen Gruppen bewegt, die bestimmte Werte und Normen teilten, sie hat Wert auf ihre Bildungs- und Berufskarriere gelegt, in der Regel längere seriell monogame Beziehungen geführt, die meist in der Auseinandersetzung mit Nähe und Distanz ein Ende fanden. In ihren Beziehungen mit Frauen musste sie sich dabei mit den Strukturen institutionalisierter Heterosexualität auseinandersetzen und wurde in ihrer biografischen Gestaltungsmöglichkeit von diesen beeinflusst, was jedoch nichts an den zentralen Koordinaten der Organisation ihres Lebens änderte. Mit der Tatsache des Begehrens eines Mannes stehen diese Koordinaten – vor allem was ihr Beziehungs- und Freundschaftsleben betrifft – für die Biografin zur Disposition.

Mitte der 2000er Jahre geht Tanja Weber eine Beziehung zu einem Mann ein, nachdem sie über zehn Jahre nur Beziehungen mit Frauen geführt hat. Sie ist zu diesem Zeitpunkt Mitte dreißig:

»da muss ich sagen fand ichs, unglaublich angenehm, dass irgendwie von Anfang an, auch meine Situation, klar war <<hm ja>> weil es, nicht ne Si-

tuation danach, nach dem ersten zweiten oder fünften Treffen gab <<hm>> () ach du übrigens ich muss dir noch was erzählen ((lacht)) <<ja>> sondern das, das war einfach klar, <<ja>> so, er wusste wo ich stehe und im Groben wie mein, mein Lebenslauf war und ich wusste wo er steht eben mit dieser, gerade erst vollzogenen Trennung von seiner Frau und der Tochter, es war von beiden Seiten irgendwie n sehr fairer Start <<ja>> (5) da, das war ja sozusagen das erste Mal dass ich so was, irgendwie machen musste und da hab ich aber auch gleich gemerkt das ist, das ist so mein Weg <<ja>> also da (3) wo ich immer noch denke wenn, ich kann ja verstehen wenn es für jemanden zu kompliziert ist, sich auf nen Bimenschen einzulassen aber dann ((lächelt)) soll es auch er oder sie es auch gleich von Anfang an wissen <<ja>>, und sich dann entscheiden können <<hmhm ja>> also dann kann keiner nachher sagen so, ach du bist ja ganz anders als ich dachte <<hm>> und Überraschung Überraschung, nee (3) dann solln se halt, von wenn die wenn die Vorurteile oder die eigenen Sorgen zu groß sind dann solln se auch gleich, dann solln se gleich Abstand halten <<ja>> (5)« (TW, 35–36/41–6).

Tanja Weber erlebt es als erleichternd, dass ihr Partner schon vor der Aufnahme ihrer Beziehung weiß, dass sie bisexuell ist. Im anderen Fall hätte das für sie einen komplexen Abwägungsprozess nach sich gezogen, vor allem hinsichtlich der Wahl des geeigneten Zeitpunktes. Damit macht sie deutlich, dass für sie in dieser Situation ihre Vergangenheit und vor allem ihre Beziehungsbiografie eine neue Relevanz bekommt. Weder in ihren anfänglichen Beziehungen mit Männern noch in ihren dann folgenden Anbahnungen von Partnerschaften mit Frauen sah sie sich gezwungen, in diesem Ausmaß über ihre Vergangenheit aufzuklären: Heterosexualität und Homosexualität stellen – wenn auch in unterschiedlichen Formen – Institutionen dar, die die Präferenz eines Geschlechts bei der Partner_innenwahl in Vergangenheit und Zukunft als Selbstverständlichkeit setzen. Da Tanja Webers Vergangenheit nun mit dieser Selbstverständlichkeit bricht, sieht sie die Notwendigkeit sich zu erklären. Die Erfahrung der Offenheit, die in ihrer Beziehung besteht, in diesem Fall ohne sich explizit erklären zu müssen, bestärkt die Biografin, Offenheit als Teil eines festen Ablaufplanes bei der Anbahnung von Beziehungen zu etablieren. Mit diesem Vorgehen entlastet sie sich von Entscheidungs- und Differenzierungsdruck. Sie muss nicht mehr grundsätzlich darüber nachdenken, ob und was sie gegenüber einem potenziellen Beziehungspartner oder einer Beziehungspartnerin

preisgibt. Lediglich wann und wie sie das Thema einbringt, bleibt eine Frage, mit der sie sich beschäftigen muss. Mit diesem Vorgehen möchte sie gezielt einer Überraschung, aber vermutlich auch einer Enttäuschung, vorbeugen. Sie selbst betrachtet es folglich als Form der Täuschung, mögliche Beziehungspartner_innen nicht über ihre Beziehungsbiografie zu informieren. Der Umgang Tanja Webers mit der institutionalisierten Monosexualität ist damit die Akzeptanz ihrer Relevanz und die soziale Markierung ihrer Biografie und ihrer Selbst als anders. Sie entwirft »Bimenschen«, zu denen sie gehört, als einen eigenständigen Typus. Damit gelingt ihr eine Positionierung und der Entwurf eines idealen Handlungsmodells in Bezug auf ihre Beziehungen, wobei sie gleichzeitig die sozial verankerten Vorbehalte gegen Bisexuelle (vgl. Kap. 3.2.2) bis zu einem gewissen Grad akzeptiert. Das zeigt sich unter anderem daran, dass sie eine Ablehnung von Bisexuellen als vermeintlich »komplizierte« Beziehungspartner_innen als akzeptabel betrachtet. Dabei lässt sich die Frage aufwerfen, weshalb das wechselnde Geschlecht bei den Beziehungspartner_innen größere Unsicherheit hervorrufen sollte als zum Beispiel das Prinzip der seriellen Monogamie. Schließlich haben Menschen, die seriell monogam leben, in der Regel ebenfalls schon unterschiedliche Beziehungen geführt und die Annahme einer Dauerhaftigkeit der aktuellen Beziehung beruht auf einer »Unendlichkeitsfiktion« (Burkart, 2018, S. 28), ohne dass dieses Beziehungsarrangement zu einer ähnlichen Verunsicherung führen würde. Dagegen scheint eine bisexuelle Beziehungsbiografie eine verunsichernde Endlichkeitsfiktion der Paarbindung auslösen zu können. Jenseits der Frage nach der logischen Begründbarkeit der durch eine bisexuelle Beziehungsgeschichte ausgelösten Verunsicherung zeigt sich, dass Tanja Weber sich mit dieser beschäftigen muss und dass sie dabei auf eine Strategie der Anerkennung durch ein Bekenntnis zu einem Status der Differenz aufbaut.

Neben den zahlreichen Gedanken, die sich die Biografin hinsichtlich der Anbahnung einer Beziehung macht, stellen sich in ihrer neuen Partnerschaft fast vergessene Selbstverständlichkeiten ein:

»als ich jetzt dann nach vielen Jahren Frauenbeziehungen meinen ersten Freund hatte <<hm>> fiel mir erst mal wieder auf <<hm>> wie sehr man doch immer auffällt <<ja>> also, wenn ich ihn in der Straßenbahn küsste, reagiert überhaupt niemand <<hm>> und da hab ich erst mal den Unterschied gemerkt, wie, wie wenig Reaktion man in ner Hetero-Beziehung bekommt im Vergleich dazu wie viel an Irritation an Blicken an, irgendwie Re-

aktionen man eben als Frauenpaar <<hm>> doch immer bekommt <<ja>> wenn jetzt kein, keine blöden Sprüche oder so fliegen aber es fällt, man fällt sofort auf, immer <<ja>> ich hatte das lange Zeit auch einfach weg-, einfach ausgeblendet <<hm>> und gedacht na=ja, guckt ihr halt <<ja>> und wirklich erst mit dem Mann fiel mir auf das, ich muss ja gar nix mehr ausblenden weil es ((lachend)) /guckt wirklich keiner mehr\ ((lacht herzlich)) ganz ungewohnt« (TW, 24/4–14).

Während sie sich in Hinblick auf ihre Beziehungsbiografie nun als »anders« empfindet, erlebt die Biografin in ihrem Beziehungsalltag die Entlastung von der beständigen Auseinandersetzung mit der heteronormativen Strukturiertheit der Alltagswelt, vor allem des öffentlichen Raums. Sie ist überrascht über den Perspektivwechsel, der sich einstellt. Die situationsabhängig mehr oder weniger erfolgreiche Praxis des »Ausblendens« der Reaktionen von Menschen auf zwei Frauen, die als Liebespaar auftreten, erweist sich für sie nun als unnötig. Dabei wird ihr der Aufwand bewusst, den dieses »Ausblenden« und die zahlreichen Abwägungen und Entscheidungen, die damit verbunden sind, auslöst. Durch Kenntnis des Engagements in diesen alltäglichen Situationen und der nun eintretenden Distanzierung erlangt Tanja Weber ein multiperspektivisches Bild dieser Alltagsszenen (zum Thema Erkenntnis, Engagement und Distanzierung vgl. Elias, 1983). Sie ist in der Lage, das Ausmaß der Freiheit zu erkennen, die sie im Rahmen einer gegengeschlechtlichen Beziehung hat, da sie um die Abwägungen weiß, die als gleichgeschlechtlich gelesene Paare vollziehen müssen, während sie die gleichen Handlungen ausführen. In der Auseinandersetzung mit der Kluft zwischen diesen beiden Perspektiven kommt der Biografin erneut ihr Humor zugute, durch den sie einen Umgang mit der von ihr beobachteten Ungleichheit und Ungerechtigkeit findet. Zugleich deute ich ihr Lachen als Ausdruck der Faszination davon, nun plötzlich »unsichtbar« zu sein und damit eine alte Rolle neu kennenzulernen.

Neben dieser ungewohnten Unsichtbarkeit in ihrer alltäglichen Beziehungspraxis erlebt Tanja Weber, dass ihre Befürchtungen hinsichtlich des Verlusts von Freundinnen nicht eintreten:

»also ich, hab nicht, also **keiner** von meinen engeren Freunden hat sich deswegen von mir abgewendet <<hmhm ja>> und das finde ich n, ne super Ausbeute das hätte ich nicht=nicht geglaubt dass das so, so sein wird (4)« (TW, 39/32–35).

Damit erweist sich das von ihr geknüpfte soziale Netz als stabiler, als sie es befürchtet hatte. Im Interview unterstreicht sie noch einmal, wie wichtig für sie ihre lesbischen Freundinnen sind, mit denen sie gerne tanzen geht, gerade während sie sich in einer Beziehung mit einem Mann befindet:

»das hat mir sehr, sehr g-, gutgetan, weil das so nen, weil das so n guter Gegenpol war <<hm>> nämlich ich hatte immer noch regelmäßig ne, ne Frau im Arm, was ich sehr genossen habe aber auf auch ne (4) auf ne Art und Weise die auch für alle Seiten völlig akzeptabel, war also es war auch nicht dass ich jetzt dachte ich will jetzt unbedingt **mehr** irgendwie von ihr oder ich äh, ich will ihr körperlich besonders nahe sein aber ich hatte eben diesen, diesen Körperkontakt <<hm>> zu ner Frau <<ja>> noch=noch regelmäßig (3) <<hm ja>> und das, ähm, hab ich sehr, **sehr** genossen, dass das war, und auch die, der Umgang miteinander der auch so war also in [Ort, um zu tanzen], sind eigentlich alle lesbisch mehr oder weniger, und im Freundeskreis eben auch also dieses so- dieser soziale Anteil am Lesbischsein der ging ja genauso weiter <<ja>> noch, auch gerade dadurch weils ja ne Fernbeziehung war, war das ja überhaupt kein Problem also ich war dann einfach oft auch alleine, mit=mit den Frauen dann unterwegs, und das war dann n bisschen so als wär ich Single <<ja>> halt ne, ne Singlefrau unter, unter anderen Frauen« (TW, 36/14–27).

Die Sequenz wirft ein anderes Licht auf lesbische Bezüge, die von vielen unserer Interviewpartnerinnen vor allem als abweisend gegenüber bisexuellen Frauen beschrieben werden. Ähnliche Befürchtungen der Biografin erfüllen sich nicht – ein Hinweis darauf, dass die Ausgrenzung von bisexuellen Frauen durch Lesben keineswegs durchgängig verbreitet ist. Nichtsdestotrotz weisen die Unsicherheiten und Ängste der Biografin auf die Möglichkeit eines nun prekären Status hin, in dem durchaus das Potenzial zur Ausgrenzung vorhanden bleibt. Zudem trägt sicher die langjährige Bekanntschaft mit ihren Freundinnen zur Stabilität der Freundschaften bei. Aber es bleibt eine offene Frage, ob eine bisexuelle Frau auch als Neuankömmling willkommen wäre.

Ein weiterer Punkt, den Tanja Weber zum Ausdruck bringt, ist die große Bedeutung, die ihre Freundinnen für ihren bisexuellen Lebensentwurf haben. Auch mit einem Mann als Beziehungspartner bewegt sich die Biografin im Kern lesbischer Bezüge und genießt die Vertrautheit ihrer Freundschaften und die körperliche Nähe ihrer Tanzpartnerinnen. Anstatt sich bei der Verwirklichung ihrer Wünsche nach Nähe zu Frauen zu be-

schränken, bewegt sie sich auf dem »lesbischen Kontinuum« (Rich, 1989), das jenseits der Paarbeziehung existiert.

Die Fernbeziehung der Biografin trägt – wie Tanja Weber anmerkt – sicher dazu bei, dass wenig Konflikte zwischen ihren Freundschaften und ihrer Liebesbeziehung entstehen und sie weiter in der Lage ist, ohne jede Einschränkung an den Aktivitäten der Gruppe teilzunehmen. Vielleicht war für die Biografin – obwohl sie dies nicht anspricht – gerade das erneute Eingehen einer Fernbeziehung attraktiv, da eine solche Organisation ihren Alltag erleichtert.

Nach einigen Jahren endet die Beziehung. Tanja Weber erzählt, sie habe die Fernbeziehung beenden wollen und schon eine Zusage für eine Arbeitsstelle am Wohnort ihres Partners erhalten. Ihr Partner habe die Fernbeziehung aufrechterhalten wollen, woraufhin sie die Beziehung beendet habe. Dass sie in dieser Situation bereit war wegzuziehen und damit ihren lesbischen Freundeskreis zu verlassen, erscheint ein großer Schritt angesichts der Bedeutung, die sie diesem Freundeskreis zuspricht. Im Kontext dieser Phase spricht sie das erste Mal davon, wie sie wichtige Entscheidungen in ihrem Leben aufgrund einer Liebesbeziehung trifft und nicht aus beruflichen Gründen. Auch in diesem Fall bleibt dabei die Paarbiografie Tanja Webers vom Thema Nähe und Distanz geprägt.

Mit Ende dreißig ist die Biografin damit wieder »solo« (TW, 24/25) und denkt erneut häufig über das Thema Bisexualität nach:

»es bringt schon auch ne, ne **Haltlosigkeit** <<ja>> (3) die ich wenn ich so ab und zu, irgendwie so Heterofamilien sehe <<hm>> jo (3) schon so denke Mensch ihr habts irgendwie auch **einfacher**, gehabt <<ja>>, ne ihr habt irgendwann den Mann die Frau fürs Leben gefunden ne Familie gegründet n Haus gekauft und seid jetzt irgendwie glückliche kleine Familie <<hm>>, ohne jetzt irgendwie größere Aufregung <<ja>>, also da ist sch- ist so ne Mischung aus n bisschen **Neid** und, **nee**, also pfh hätt ich jetzt auch nicht gewollt <<hm>> (6) und ich mein, gut gerade, wahrscheinlich weil ich jetzt auch solo bin, sind natürlich so diese Fragen wer, wer kann mit meiner Lebensgeschichte umgehen <<hm>> noch mal, noch mal wieder aktueller <<ja>> ich denke **in** ner Beziehung, wenn man jemand gefunden hat der, der das okay findet <<hm>> stellen sich die Fragen weniger im Moment sind sie wieder drängender <<ja>> ja wie viel, lassen sich vielleicht auch nicht auf mich ein obwohl ich sie jetzt äh attraktiv fände **wegen** meiner Lebensgeschichte <<hmhm>> (3) also schon, oah ((lacht kurz)) <<hm>>

man **kann** auch einfacher leben als ich es tue <<ja>> (3) auch wenn ich nicht=nicht s- nicht **unglücklich** damit bin« (TW, 44/17–33).

In der Evaluation ihrer Lebenssituation zum Zeitpunkt unseres Gesprächs stellt Tanja Weber das Gefühl einer gewissen »Haltlosigkeit« in den Mittelpunkt, die sie als Resultat ihrer bisexuellen Lebensgeschichte und ihres bisexuellen Zukunftsentwurfs sieht. Sie trauert um den Verlust der institutionalisierten Abläufe einer heterosexuellen Paarbiografie, die sie als »einfacher« betrachtet. Zugleich grenzt sie sich von diesen Abläufen ab, indem sie verdeutlicht, dass sie diesen nicht folgen wollte. Das heißt, in dieser Abgrenzung gelingt es ihr, sich als Gestalterin ihrer eigenen alternativen Beziehungsbio-graphie zu präsentieren. Dabei lässt sich die Frage aufwerfen, inwiefern es sich dabei um eine hilfreiche Fiktion der größeren Gestaltbarkeit und Individualität ihrer Lebensgeschichte handelt. Schließlich waren in beiden Situationen, in denen sie wünschte, ihrer Beziehung einen neuen Status zu geben, ihre Handlungsmöglichkeiten begrenzt. In einem Fall zusätzlich durch die gesellschaftliche Benachteiligung gleichgeschlechtlicher Paarbeziehung und in beiden Fällen durch die Entscheidung der Beziehungspartner_innen gegen eine Fortsetzung der Beziehung in der von Tanja Weber gewünschten Form.

Die Sequenz drückt, meiner These nach, den Versuch aus, einen Umgang mit dem erlebten Verlust von monosexueller Selbstverständlichkeit zu finden. Dabei macht Tanja Weber deutlich, dass es gerade die Phasen sind, in denen sie »solo« (TW, 24/25) ist, die sie beschäftigen, da in diesen Phasen die Unwägbarkeiten, welche die Phasen der seriellen Monogamie ohne Partnerin prägen, von den Unwägbarkeiten hinsichtlich der Reaktionen potenzieller Partner_innen auf ihren bisexuellen Lebensentwurf verstärkt werden. Dabei kann die Frage aufgeworfen werden, inwiefern »Heterofamilien« – die zwar zweifellos gegenüber nicht heterosexuellen Lebensgemeinschaften bevorteilt werden – es notwendigerweise »einfacher« haben, wie sie sagt. Dass dies nicht unbedingt der Fall ist, erlebte die Biografin in ihrer eigenen Herkunftsfamilie.

5.2.4 Biografischer Verlaufstypus: Selbstetikettierung als Anpassung

Ich komme an dieser Stelle zur Bildung des biografischen Verlaufstypus, die ich auf Grundlage des dargestellten Falles vorgenommen habe. Im An-

schluss daran fasse ich den erörterten und einen weiteren Fall aus dem gesamten Sample als Repräsentanten dieses Typus zusammen.

Verläufe, in denen die Annahme von Bisexualität als ein soziales Etikett eine Anpassung darstellt, sind durch das Erleben einer Irritation im biografischen Verlauf gekennzeichnet. Sie stehen damit im Gegensatz zu Verläufen der *Übernahme*, denn geschlechterübergreifendes sexuelles und partnerschaftliches Handeln ist in Verläufen der Anpassung nichts, was schon in der Adoleszenz ein selbstverständlicher Teil der Biografie war. Der Begriff der *Anpassung* verdeutlicht, dass die Annahme von Bisexualität als Etikett der Selbstbeschreibung ein gewisses Maß an biografischer Arbeit nach sich zieht. Der Phase der Anpassung kann dadurch eine wichtige Bedeutung im Lebenslauf zukommen, sie ist dabei anderen Erlebnissen ebenbürtig und erweist sich nicht als Prinzip der Organisation der Lebensgeschichte.

Ausgangspunkt der Entwicklung ist im Typus Anpassung eine monosexuelle Gestaltung von Sexualität und Beziehungen, was gleichgeschlechtliche oder gegengeschlechtliche Beziehungen einschließt. Zu diesem Typ gehören damit auch Biografien, in denen ein homosexuelles Coming-out stattgefunden hat. Dabei lässt sich festhalten, dass ein schon erfolgtes homosexuelles Coming-out keineswegs die Irritation mildert, die die Anpassung der Selbstetikettierung notwendig macht. Ein Grund dafür ist, dass die Erfahrung eines homosexuellen Coming-outs die vorhergehenden gegengeschlechtlichen Beziehungen zu einem Teil der Vergangenheit deklarieren, der nichts mehr mit der Gegenwart zu tun hat. Angesichts des gleichgeschlechtlichen Begehrens in der Gegenwart, wird die Möglichkeit, in der Zukunft erneut gegengeschlechtlich zu begehren, ausgeklammert. Hier zeigen sich die Folgen einer monosexuellen Organisation von Sexualität, die dazu führt, dass Homosexuelle und Heterosexuelle als zwei klar voneinander zu unterscheidende Gruppen konzipiert werden. Dieses Konzept beeinflusst – wie dieser Typus zeigt – sowohl die Fremd- als auch die Selbstwahrnehmung. Ein gleichgeschlechtliches Begehren bedeutet, in diesem kulturellen Kontext eine neue Gruppenzugehörigkeit zu erlangen. Zu diesem Prozess gehört ein »Coming-out«, das heißt ein dauerhafter Prozess des Abwägens, ob und wann ein gleichgeschlechtliches Begehren öffentlich gemacht wird. Im Falle eines Öffentlichmachens wird einer gleichgeschlechtlichen Beziehung in den meisten sozialen Kontexten die Bedeutung unterlegt, dass dies einem »Versprechen« in Hinblick auf die Zukunft gleichkommt. Die Zumutungen und Chancen eines homo-

sexuellen Coming-outs dienen damit einer Reduktion von Unsicherheit und Unwissenheit in Bezug auf die Zukunft, sowohl für die Person, die sich outet, als auch für die Menschen, die Adressat_innen der Information sind. Darüber hinaus geht ein gleichgeschlechtliches Coming-out oft mit der Bindung an homosexuelle Zusammenhänge einher. Sie ermöglichen den Aufbau eines neuen Selbstverständnisses, den Zugang zu neuen Freundschaften, mit Menschen ähnliche Erfahrung zu teilen und das Kennenlernen von möglichen Sex- und Beziehungspartner_innen sowie einen gewissen Schutz vor Diskriminierungserfahrungen. Mit Blick auf einen biografischen Verlauf der Anpassung kann sich die Bindung an eine solche Community jedoch im Falle eines geschlechterübergreifenden Begehrens als zweiseitig erweisen. Die klaren Gruppengrenzen bieten Schutz und Zugehörigkeit, erzeugen aber zugleich einen Druck zur Konformität und die Gefahr des Ausschlusses bei abweichendem Verhalten.

Ein Blick auf das gesamte Sample zeigt, wie ich anhand eines Beispiels skizzieren werde, dass auch eine monosexuell-gegengeschlechtliche Organisation von Beziehungen und Sexualität Ausgangspunkt eines biografischen Verlaufs der *Anpassung* sein kann. In diesem Fall wird der Druck zur Konformität jedoch aufgrund heteronormativer Rollenerwartungen erzeugt.

Wie in Verläufen der *Übernahme* erfolgt in solchen der *Anpassung* die Annahme des Etiketts eher spät im Lebensverlauf. Auslöser für die Anpassung ist dabei entweder die schon erfolgte Abweichung oder das Bedürfnis nach Abweichung von monosexuellen Handlungsmustern. Dabei fehlt es zunächst an sinnvollen und in verschiedenen sozialen Kontexten als legitim erachteten Etiketten, um diese Abweichung zu kommunizieren.

Vor allem das Erlebnis, sich – im Falle eines schon durchlaufenen homosexuellen Coming-outs – mehrmals im Leben anpassen und mit einem neuen sozialen Status arrangieren zu müssen, hinterlässt Spuren in der Form der Präsentation der Lebensgeschichten dieses Typus. Die Präsentation ist gekennzeichnet durch eine eher distanzierte, knappe und sarkastische Erzählweise. Dies zeigt sich im Narrativ des oben dargestellten Falles von Tanja Weber. Sie kommentiert aufkommende Träume von Sex mit Männern, nachdem sie Jahre zuvor ein lesbisches Coming-out hatte und lange Zeit allein mit Frauen Partnerschaften eingegangen war, mit den Worten: »ich hatte echt das Gefühl jetzt hab ich zum dritten Mal ne Pubertät <<ja>> ((lachend)) /oh nee dachte ich jetzt echt nicht schon wieder« (TW, 32/27–28).

Die nötige Anpassung erweist sich als kritische Statuspassage und komplexe soziale Situation, da sowohl das eigene Selbstverständnis und die entwickelten Handlungsroutrinen als auch die Fremdwahrnehmung durch signifikante Andere, wie Familie, Freund_innen und Beziehungspartner_innen, neu verhandelt werden müssen. Drängender als in der Verlaufsform der Übernahme stellt sich daher in diesem Verlauf die Frage nach der Verfügbarkeit von sozialen Etiketten von Bisexualität, die ein stimmiges Verhältnis von Selbst- und Fremdwahrnehmung herzustellen vermögen.

Handlungsmöglichkeiten

Die Annahme von Bisexualität als Etikett im Verlauf der Anpassung ermöglicht die veränderte sexuelle und partnerschaftliche Praxis in die eigene Sexual- und Beziehungsbiografie und das soziale Umfeld einbetten zu können. Sich selbst als bisexuell zu bezeichnen, bietet eine Chance sich einer normativ monosexuellen Deutung der Biografie zu widersetzen, in der das Geschlecht der gegenwärtigen Beziehung auf das Geschlecht der vergangenen Beziehungen verweist und dieses zum präferierten Geschlecht zukünftiger Beziehungen erklärt wird. Es wird möglich, signifikanten Anderen zu vermitteln, etwa elterlichen Bezugspersonen, Freund_innen oder (potenziellen) Beziehungspartner_innen, dass sie ihre bisherige Beziehungsbiografie anerkennen sollten – und das ganz abgesehen davon, welchen Geschlechts die Beziehung der Gegenwart ist. Und es wird möglich, sich selbst und das soziale Umfeld in der Kompetenz zu schulen, auf die Gewissheit über das Geschlecht zukünftiger Partner_innen zu verzichten.

Zudem hilft die Anpassung, sexuelle und partnerschaftliche Routinen zu überarbeiten. Das soziale Etikett der Bisexualität ermöglicht dabei den Zugang zu anderen Bisexuellen, um Wissen darüber zu erlangen, wie neue Routinen aussehen könnten.

Handlungsbeschränkungen

Die passende Annahme von Bisexualität als soziales Etikett bedeutet Handlungsbeschränkungen, da das Etikett der Bisexualität nicht auf eine etablierte Statusordnung einer allgemein anerkannten und gleichberechtigten sexuellen Ausrichtung aufbauen kann. Die Form der Handlungsbeschränkung besteht daher vor allem im Sinne einer Handlungsverunsicherung und der Erfahrung von zum Teil unüberbrückbaren Missverhältnissen zwischen der Selbst- und Fremddeutung. So kann eine bestehende unhinterfragte Zugehörigkeit zu homosexuellen Zusammenhängen infrage gestellt

werden, die Selbstetikettierung als bisexuell vonseiten der Eltern nicht akzeptiert werden oder es können sich Schwierigkeiten der Kommunizierbarkeit der Beziehungsbiografie und Gestaltung gegenüber potenziellen Beziehungspartner_innen ergeben (vgl. Kap. 6.2).

Zusammenfassung der den Typus repräsentierenden Verläufe

Die Biografie *Tanja Webers* repräsentiert den Typus der Annahme von Bisexualität als Etikett der Selbstbeschreibung als Anpassung. Tanja Weber wächst in den 1970er Jahren auf und lebt, bis sie Mitte zwanzig ist, ausschließlich gegengeschlechtliche Sexualität und Beziehungen. Bis zu diesem Zeitpunkt ihres Lebens war sie in dieser Hinsicht zufrieden, bemerkt aber, dass sie sich zunehmend von Frauen und lesbischen Zusammenhängen angezogen fühlt. Sie durchläuft ein Coming-out und lebt mehrere Jahre nur in festen Beziehungen mit Frauen, bis sie im Alter von Anfang dreißig beginnt, sich wieder Sex und Beziehungen mit Männern zu wünschen. Dies führt zu einem Prozess der Anpassung, in dessen Folge sie beginnt, sich als bisexuell zu beschreiben. Dieser Prozess ist von zahlreichen Unsicherheiten begleitet. Sie fragt sich, wie sie ihre zukünftigen Beziehungen gestalten soll, hat Sorgen, ihren lesbischen Freundinnenkreis zu verlieren und die erlangte Anerkennung in der Familie als Lesbe wieder einzubüßen. Viele dieser Unsicherheiten und Sorgen lassen sich klären, so verliert sie keine ihrer Freund_innen. Ihr Status in ihrer Familie als Bisexuelle stellt, wie sie befürchtet hat, die erlangte Anerkennung als Lesbe wieder infrage. Lebensphasen der Suche nach Beziehungspartner_innen und Zukunftsentwürfe sind infolge der Anpassung von einer für Bisexualität spezifischen Unsicherheit geprägt.

Nachdem ich die Typen der *Übernahme* und *Anpassung* konstruiert habe, stelle ich nun den Fall von Manfred Schäfer dar.

5.3 Falldarstellung – Manfred Schäfer

»ich weiß nur dass ich eigentlich erst so mit fußzich so richtig das Gefühl hatte endlich angekommen zu sein <<mhm>> endlich irgendwo zuzugehören« (MS, 88/37–38).

Die Biografie von Manfred Schäfer habe ich in das theoretische Sample aufgenommen, da dieser schon als junger Erwachsener geschlechterüber-

greifend Sexualität lebt.³⁶ Auch ein Engagement in bisexuellen Zusammenhängen spielt eine große Rolle. In Bezug auf diese Aspekte bildet dieser Fall damit einen maximalen Kontrast zum Fall von *Tanja Weber* (vgl. Kap. 5.2) und einen minimalen Kontrast zum Fall von Torsten Nowak (vgl. Kap. 5.1). Allerdings beschreibt sich der Biograf lange als homosexuell und die Annahme von Bisexualität als Etikett der Selbstbeschreibung ist mit Konflikten verbunden, worin dieser Fall dem von Tanja Weber ähnelt. Dieser Aspekt kommt auch in dem einleitend aufgeführten Zitat zum Ausdruck. In der Auswertung des Interviews zeichnete sich bald ab, dass sich in diesem Fall der Prozess der Annahme von Bisexualität als Etikett der Selbstbeschreibung anders gestaltet als im Typus der *Übernahme* oder *Anpassung*. Die im Folgenden dargestellte Fallrekonstruktion nahm ich daher zum Ausgangspunkt, um den biografischen Verlaufstypus der *Aneignung* von Bisexualität als soziales Etikett zu bilden.

5.3.1 Interviewkontext und Interaktionsverlauf

Zum Zeitpunkt des Interviews – im Jahr 2011 – ist Manfred Schäfer Anfang sechzig und lebt gemeinsam mit seinem Mann in einer deutschen Großstadt. Die beiden sind seit etwa drei Jahrzehnten ein Paar. Seit mehreren Jahren führt er darüber hinaus eine Fernbeziehung zu einer Frau. Sein Partner ist über die Beziehung informiert und bei Besuchen der weiteren Partnerin, leben sie zu dritt in der gemeinsamen Wohnung. Beruflich ist der Biograf im sozialen Bereich tätig, mittlerweile in Altersteilzeit.

Der Kontakt zu Manfred Schäfer entsteht über einen Mailverteiler für bisexuelle Menschen. Gleich in der ersten E-Mail schickt die Partnerin des Biografen uns Telefonnummer und Geburtsdaten von ihr und ihrem Partner und gibt über ihren Beziehungsstatus Auskunft. Damit präsentieren sich die beiden als Menschen, die offen mit ihrer bisexuellen und nicht monogamen Lebensweise umgehen. Die gesamte Kommunikation bis zum Interview übernimmt die Partnerin des Biografen, die sich mit ihm gemeinsam interviewen lassen möchte. Durch den über Sie vermittelten Wunsch, das Interview auch gemeinsam zu führen, entsteht der Eindruck

³⁶ Diesen Fall habe ich schon einmal im Rahmen eines Sammelbandbeitrages angesprochen (vgl. Ritter, 2014).

einer starken Einheit der beiden. Meine Kollegin und ich machen daraufhin telefonisch den Vorschlag, zu zweit zu kommen und die Interviews in getrennten Räumen zu führen, aber eine Aufnahme zur Verfügung zu stellen. Dieser Vorschlag wird von den beiden angenommen. Im späteren Verlauf führt dieser Rahmen zu weiteren Inszenierungen tiefer Bindung und umfassenden Wissens voneinander: Als der Interviewpartner und ich nach etwa zwei Stunden Interviewzeit eine Pause machen, um mit den anderen zu Mittag zu essen, erzählt der Biograf seiner Partnerin, dass er nichts erzählt habe, was sie nicht schon von ihm wisse. Nach abgeschlossener Rekonstruktion lässt sich diese Form der Inszenierung der Liebesbeziehung stimmig in die biografische Phase einordnen, der Manfred Schäfer diese Beziehung zuordnet: Es ist die Lebensphase, in der er endlich das Gefühl hat, ein »Zuhause gefunden zu haben« (MS, 29/28), und in der er mit einer Partnerin zusammen ist, mit der er »eine Sprache« (MS, 82/19) spreche. Die besondere Nähe und Bedeutung dieser Beziehung wird offensichtlich auch durch eine alltägliche Praxis des Bekenntnisses zu einer umfassenden Offenheit erzeugt.

Dieses Bekenntnis kann von unterschiedlichen Perspektiven aus betrachtet werden: zunächst als ein Gegendiskurs zu hegemonialen Entwürfen monogamer und monosexueller Beziehungen, in denen Sexualität und Beziehungen mit anderen Menschen nur im Rahmen eines heimlichen Seitensprungs oder einer heimlichen Affäre gedacht werden. Dagegen setzt das Paar das Prinzip der Offenheit, das inszeniert wirkt, da es zunächst ungewöhnlich ist. Die Darstellung der Nähe resultiert in dieser Lesart aus den gemeinsamen Vorstellungen der bisexuellen und nicht monogamen Beziehungs- und Lebensgestaltung, die sich von hegemonialen Mustern monogamer und monosexueller Beziehungsgestaltung unterscheidet. Zugleich drückt sich – so meine zweite Perspektive – in der Inszenierung, alles voneinander zu wissen, auch eine Norm der Beziehungsgestaltung aus, die keinen Platz für Geheimnisse lässt und den Beziehungspartner_innen auferlegt, immer alles miteinander teilen zu müssen; oder – so eine dritte Deutungsweise – eine Inszenierung einer besonders großen Offenheit kann gerade dazu dienen, etwas zu verdecken und dafür zu sorgen, dass etwas nicht offengelegt wird, da es in der Beziehung ja per Definition keine Geheimnisse geben kann.

Das Interview findet in der Wohnung der Partnerin des Biografen statt. Diese bewohnt die Partnerin des Biografen mit einer Mitbewohnerin, die sie als Lebensgefährtin bezeichnet, zu der sie jedoch keinen sexuellen

Kontakt habe. Bevor wir mit dem Interview beginnen, gehen wir zunächst gemeinsam in die Küche und trinken Tee und Kaffee, den die Partnerin des Biografen zubereitet. Entgegen der in den Interviews betonten Umkehrung der Geschlechterrollen – im Interview berichtet der Biograf von seiner Mutter als Mädchen und seine Partnerin von ihrem Vater als Junge aufgezogen worden zu sein – erscheint die Arbeitsteilung des Paares entlang traditioneller Geschlechterrollen zu verlaufen, da allein sie die Versorgung und die Kommunikation mit uns übernimmt.

Wir sprechen kurz über das Interview und erläutern, dass wir an der gesamten Lebensgeschichte interessiert sind. Daraufhin antwortet der Biograf, dass er dieses Verfahren sehr schlüssig finde. Die Geschichte seiner Sexualität sei zum Beispiel nicht ohne das schwierige Verhältnis zu seiner Mutter zu verstehen, die ihn wie ein Mädchen erzogen habe. Damit beginnt Manfred Schäfer schon während unseres gemeinsamen Vorgesprächs einige Details aus seiner Lebensgeschichte preiszugeben und nimmt auch den biografischen Grundkonflikt, den er präsentiert, vorweg. Dagegen hält sich seine Partnerin zunächst zurück.

Für das Interview gehen wir in das Wohnzimmer, wo wir ungestört sind. Während des Gesprächs ist Manfred Schäfer zum Teil emotional, weint und spricht an manchen Stellen laut. Er ist dadurch für seine Partnerin und meine Kollegin – die in der Küche miteinander sprechen – gut hörbar. In seiner Emotionalität und trotz der zum Teil schwierigen Themen mache ich mir zu keinem Zeitpunkt Sorgen um den Interviewpartner. Seine Emotionalität wirkt eher als Ausdruck schon stattgefundener Bearbeitung der jeweiligen Themen. Diese Darstellung als emotional, aber reflektiert, ist Teil seines Präsentationsinteresses.

5.3.2 Das thematische Feld der erzählten Lebensgeschichte

Manfred Schäfer knüpft an mein Forschungsinteresse an und erzählt mir im Interview zunächst die Geschichte seiner Bisexualität. Eine Überschrift für die Eingangserzählung könnte folgendermaßen lauten: »Heute bin ich ein glücklicher bisexueller Mann, aber es liegt ein langer und schwieriger Weg hinter mir«. Etwas präziser formuliert geht es in der Eingangserzählung vor allem um die Geschichte der Emanzipation von seiner Mutter und der anschließenden Versöhnung mit ihr. Wird dieser Aspekt einbezogen, lässt sich die Überschrift der Eingangserzählung erweitern: »Heute bin

ich ein glücklicher bisexueller Mann, aber es liegt ein langer und schwieriger Weg hinter mir, auf dem ich mich von meiner Mutter emanzipieren musste.« Die Präsentation folgt dabei einer klaren Dramaturgie mit eindeutig definierten Höhen und Tiefen sowie einem versöhnlichen Ende. Dadurch entsteht die Form einer abgeschlossenen Geschichte, in der der Biograf eine Balance zwischen Emotionalität und Reflexion hält. Er fügt an zahlreichen Stellen kürzere Erzählungen ein, verliert dabei jedoch nie den roten Faden. Er gibt seiner Erzählung durch die Abfolge der Themen einen klaren Aufbau, was wiederum den Eindruck der umfassenden Reflexion vermittelt.

Der thematische Ablauf der Eingangserzählung lässt sich wie folgt zusammenfassen. Nach einer sehr knappen Klärung der familialen Verhältnisse führt er sich als krankes und schwaches Kind ein. Er sei dabei schon früh den Versuchen der Mutter ausgesetzt gewesen, ihn als Mädchen zu erziehen und ihn in einer inzestuösen Form an sich zu binden, worunter er sehr gelitten habe. Diese Konstellation sei der Ausgangspunkt dafür, dass er sich später nur Männern zugewendet habe und Sexualität und Beziehungen mit Frauen ein Tabu darstellten. Dieses Tabu habe ihn sein gesamtes Leben begleitet, bis er endlich in der Lage gewesen sei, es zu überwinden. Durch diese Überwindung habe sich für ihn im Alter von 50 Jahren ein sexueller Wendepunkt abgespielt. Nach diesem Wendepunkt habe er sich mit seiner Mutter auf dem Sterbebett versöhnt. Dieser Abschnitt des Interviews fungierte als dramatischer und emotionaler Höhepunkt der Eingangserzählung. Das »Fade-out« der Präsentation bildet dann das Thema der gegliückten Integration des bisexuellen Begehrens in sein Beziehungsleben, für das vor allem die glückliche Beziehung mit seiner Partnerin und seinem Partner steht.

Auch wenn der Fokus der Erzählung eindeutig ist, wäre diese Darstellung ohne zwei weitere Aspekte des thematischen Feldes der Eingangserzählung inkomplett. Der berufliche Werdegang stellt den stabilen thematischen Rand der Erzählung dar. Er wird immer wieder in Form eines knappen Berichts eingeführt und damit als unproblematisches biographisches Kontinuum erzählt. Die dritte Komponente der Eingangserzählung ist eine Episode, in der der Biograf von einem positiven Test auf den Humanen Immundefizienz-Virus (HIV) erzählt, der sich später als falsches Testergebnis herausstellen sollte. Diese Episode besteht als abgeschlossene Geschichte innerhalb der Eingangserzählung. Sie ist thematisch eingekapselt. Nach dem Abschluss der Präsentation dieser belastenden Zeit erfolgt –

indem der Biograf in seiner Erzählung etwa zehn Jahre seines Lebens überspringt – die Beschreibung seiner Öffnung für Sexualität und Beziehungen mit Frauen. Dadurch entsteht in der Präsentation ein Kontrast zwischen den belastenden mit HIV verbundenen Themen und einem »Feuerwerk« (MS, 81/30) lustvoller Sexualität. Ihm gelingt es dadurch, die damaligen schwer belastenden Erlebnisse thematisch abzuschließen und zu positiven Erlebnissen überzuleiten.

Auffallend ist darüber hinaus, dass Erfahrungen von Homophobie gar nicht thematisiert werden. Gleichgeschlechtliche Sexualität und Beziehungen zu leben, erscheint in seiner Darstellung als völlig unproblematisch. Thematisiert wird allein die monosexuelle Beschränkung, die für den Biografen mit diesem Leben verbunden war.

Im Nachfrageteil löst sich die relativ klare Struktur der Eingangserzählung weitgehend auf und die Familiengeschichte sowie die Erlebnisse im Zusammenhang mit der HIV/AIDS-Krise rücken in den Fokus. Bestimmende Themen sind dabei das Unwissen über die Tätigkeit des Vaters in einem Rüstungskonzern während des Nationalsozialismus und die andauernde Trauer um durch HIV/AIDS verlorene Freunde. Diese Themen lassen sich anhand der Darstellung der Ergebnisse der Rekonstruktion der Familien- und Lebensgeschichte genauer beleuchten.

5.3.3 Lebensgeschichte

Der Biograf wird Ende der 1940er Jahre geboren. Er gehört damit zur Generation der Nachkriegskinder (vgl. Rosenthal, 1997b, S. 70), deren frühe Kindheit von den schwierigen Lebensbedingungen der Nachkriegszeit geprägt ist, wovon auch Manfred Schäfer berichtet:

»die ersten zwei drei Jahre nach'm Krieg waren ja nun wirklich ganz grauenhaft, <<mhm>> weil da gab's ja nun gar nix, <<ja>> und da hatte meine Mutter wirklich andere Sorgen also erstmal nur äh wo krieg ich was zu Fressen für die F- <<mhm>> für uns her nich« (MS, 24/2–6).

Dabei macht er auch deutlich, dass diese materielle Not mit seiner Geburt endet. Als Nachkriegskind symbolisiert Manfred Schäfer damit auch einen Neuanfang und die damit einhergehenden Erwartungshaltungen, was einer weiteren Typik dieser Generation entspricht (vgl. Rosenthal, 1997b, S. 70).

Der doppelseitige Bruch

Die Erzählung zu seiner Geburt verbindet der Biograf mit dem Thema Krankheiten:

»ich kann mich erinnern also selber erinnern dass ich als Kind **sehr** sehr oft krank war ich war, <<mhm>> bereits bis zum dritten Lebensjahr zweimal mehrere Wochen inner Klinik gewesen also, ich hatte äh- bin mit'm doppelseitigen Leistenbruch zum Beispiel auf die Welt gekommen <<ja>> der dann operiert wurde, also ich w-war sehr sehr oft im Krankenhaus und zwar bis zum siebten Lebensjahr <<ja>> (5) ich war sehr **klein** (2) **untergewichtig** (3)« (MS, 1/27–32).

Ein Leistenbruch bei der Geburt ist ein recht häufiger und – in der Regel – kein schwerwiegender Befund (vgl. Schumpelick, 2000, S. 130). Allerdings fügt sich diese Erzählung über den »doppelseitigen Leistenbruch« sowohl in das Erleben des Biografen ein, als Kind häufig krank gewesen zu sein, als auch in sein Narrativ seiner bisexuellen Lebensgeschichte, in der er darstellt, wie er sowohl mit einer heterosexuellen als auch mit einer homosexuellen Lebensform »bricht«. Somit wird in der Sequenz – die der Biograf gleich zu Beginn des Interviews anführt – ein zentrales Element der Selbstdarstellung des Biografen ersichtlich. Indem er deutlich macht, dass er krank, klein und untergewichtig war, findet er einen geeigneten Ausgangspunkt für die Geschichte seiner Emanzipation von der Mutter. Die Erwähnung des doppelten Leistenbruches – einer nicht zwingend biografisch relevanten Begebenheit – ist vor dem Hintergrund des Ergebnisses der Rekonstruktion zugleich ein Hinweis auf den biografischen Verlauf, der dieser Präsentation zugrunde liegt: Das biografische Handlungsmuster von Manfred Schäfer ist geprägt vom Bruch mit familiengeschichtlichen und gesellschaftlichen Konventionen und der Suche nach alternativen Formen der Zugehörigkeit.

»der iss überhaupt nich von mir«

Als »kränklicher« und kleiner Junge kann der Biograf die familiengeschichtlich tradierten Muster von Männlichkeit, die mit schwerer körperlicher Arbeit verknüpft sind, nicht erfüllen. Die Frage nach der Herstellung von Männlichkeit und familialer Zugehörigkeit wird damit für ihn schon früh relevant, was sich auch in seiner Beziehung zu seinem Vater ausdrückt:

»ich hab von meinem Vater zum Beispiel mal den Spruch gehört, auf einer **ganz** großen Familienfeier ich weiß es nich ob das Ostern war oder oder Pfingsten jedenfalls waren **alle** äh äh also rie- die ganze gesamte Familie war da, im äh u- im Haus meiner Großeltern, <<ja>> und äh wie mein Vater zu mehreren, äh äh, ähm, äh Onkeln von mir sagte dann, na ja, so unpraktisch wie **der** iss, der iss überhaupt nich von mir <<mhm ja>>, und das hat mich echt **so** getroffen (2) also das war so de- ich wurde **WACH** ich hatte da geschlafen und dann hörte ich wie mein Vater das sagte, und das hat mich echt damals **unglaublich** getroffen das hat mich so wütend gemacht also <<mhm>> (5)« (MS, 26/14–23).

In dieser Situation stellt der Vater öffentlich seine biologische Vaterschaft infrage, indem er die Fertigkeiten seines Sohnes als »unpraktisch« abwertet. Im Kern seiner Behauptung steht damit eine Anforderung, die unmittelbar mit der Konstruktion von Männlichkeit verbunden ist. Im Wissen, dass sein Sohn ihn hören könnte, beschämt er diesen im Rahmen der ganzen Familie und stellt zugleich die Beziehung zu ihm infrage. Die schon innerhalb der Familiengeschichte präsente Frage nach familialer Zugehörigkeit wird damit in der Lebensgeschichte des Biografen auf schmerzhaft Weise aktualisiert. Er wird mit für ihn nicht erfüllbaren Geschlechterkonstruktionen konfrontiert, die an die familiäre Zugehörigkeit geknüpft werden.

Das in der Eingangspräsentation dominante Thema des Biografen – das Leiden unter der Erziehung der Mutter – gewinnt in dieser Situation an Brisanz. Sie macht dem Biografen früh deutlich, dass sie sich als drittes Kind eine Tochter gewünscht hätte: »und meine Mutter immer na das iss so **schade**, und wär doch so **schön** gewesen und ich hab mir das **so** sehr gewünscht, auch ne **Tochter** zu haben« (MS, 48/1–3). Dementsprechend ist sie stolz, als der Biograf in seiner Kindheit von anderen manchmal für ein Mädchen gehalten wird:

»ich kann mich an 'n paar Begebenheiten zum Beispiel erinnern, dass wir mal auf der Straße angesprochen wurden von einer Frau, da war ich vielleicht so vier fünf Jahre alt, und die sagte dann zu meiner, Mutter, äh >ich wusste gar nich dass Sie auch noch ne **Tochter** haben< und meine Mutter war dann immer, total stolz und mir war das **super** peinlich <<ja>> also ich hab mich richtig geschämt, <<mhm>> äh und meine Mutter hat das dann zwar richtiggestellt aber irgendwie fand ich das ganz scheußlich und das iss

mehrmals passiert ich kann mich erinnern dass auch im Winter mal beim Kohlenhändler passiert iss da hatt' ich ne Kapuze auf, also man konnte das nich sehen dass ich eigentlich ganz kurze Haare hab <<ja>> und der Kohlenhändler sagte dann auch zu meiner Mutter da war ich glaub ich schon sechs oder sieben Jahre alt, also äh >ich wusste gar nicht dass Sie ne Tochter haben< und, und äh und ich fand das alles eigentlich ganz schrecklich, <<ja>> und äh (5) die stolz-« (MS, 1–2/39–1).

In dieser Sequenz verdeutlicht der Biograf, wie er schon von früher Kindheit an innerhalb und außerhalb der Familie mit vergeschlechtlichten Stereotypen konfrontiert wird, die strikt entlang einer hierarchischen Zweigeschlechtlichkeit verlaufen. Anstatt Zeit zu bekommen, sich zu entwickeln und auszuprobieren, gerät er innerhalb der Familie früh in eine paradoxe Position. Während der Vater ihm die Zuwendung entzieht, weil er familialen Männlichkeitsidealen nicht entspricht, macht die Mutter deutlich, dass sie statt ihrem Sohn lieber eine Tochter hätte, und fordert eine Inszenierung von Weiblichkeit, die nicht den Bedürfnissen des Biografen entspricht. Beide Elternteile stellen damit unerfüllbare Bedingungen an den Sohn, um Liebe von den Eltern und unhinterfragte Zugehörigkeit zum Familienzusammenhang zu erlangen.

Der Biograf berichtet von unerklärlichen Krankheitserscheinungen in dieser Lebensphase. Bis zu seinem sechsten Lebensjahr hat er demnach unerklärliche Bauchschmerzen, die zum Teil so stark sind, dass er das Bewusstsein verliert. Trotz eingehender medizinischer Untersuchungen findet sich keine körperliche Erkrankung. Bauchschmerzen sind jedoch auch ein typisches psychosomatisches Symptom, das durch Angst, Stress und Erfahrungen von Gewalt ausgelöst werden kann.

»so etwas wie ne inzestuöse Beziehung«

Ein möglicher weiterer Grund für die starken Bauchschmerzen und die Fälle von Ohnmacht zeichnet sich ab, als der Biograf seine Adoleszenz beschreibt:

»ja also ich meine in der Pubertät hat man ja schon ohne ((lacht)) Schwierigkeiten, <<mhm>> aber das war bei mir dann wirklich ganz ganz ganz extrem schwierig also ich kann mich erinnern dass ich mir am liebsten die **Schamhaare** ausgerissen hab als- äh hätte und und und äh in der in der Schulklasse die Jungs waren alle ganz stolz darauf und ich uuuäh und will

ich nich <<mhm>> und als der Bart anfang zu sprießen <<ja>> fand ich auch alles ganz grauenhaft ((atmet tief ein)) und äh- aber ich konnte das eigentlich nich wirklich richtig einordnen was da eigentlich äh äh äh, äh äh äh abläuft ((schmatzt)), und, dazu muss ich noch sagen, dass vom zwölften Lebensjahr an meine Mutter, ich sage jetzt mal **ganz** vorsichtig ausgedrückt so etwas wie ne inzestuöse Beziehung, mit mir begonnen hatte <<ja>> sie hat mich dann von da an jede Nacht zu sich in ihr Bett geholt, <<mhm>> da iss es zwar nicht wirklich zu echten sexuellen Handlungen gekommen, aber doch so tendenziell, also, meine Mutter hat mich auch immer ganz oft versucht zu küssen, und da hab ich aber immer alles massiv abgewehrt, <<ja>> ((trinkt was)) aber (2) ich hab **sehr** früh gespürt, dass ich (2) also allerspätstens ab dem 16. Lebensjahr dass andere Frauen für mich wie so'n Tabu <<mhm>> darstellten, also ich hatte das Gefühl ich kann mich nur meiner Mutter nähern, <<ja>> das iss jetzt äh äh der Fokus, was Frauen anbelangt aber, äh äh andere Frauen sind für mich völlig tabu <<ja>> (2) ((schmatzt)) und ich glaub das war so der Hauptgrund warum ich mich sexuell gesehen dann erstmal nur Männern zugewendet habe <<ja>> also so sehe ich das zumindest« (MS, 2/22–44).

Die tiefe Krise, als die der Biograf seine Adoleszenz erlebt, betrachte ich vor dem Hintergrund der Kränkung durch seinen Vater und der sexuellen Gewalt und emotionalen Ausbeutung durch seine Mutter. In der Adoleszenz erlebt er an seinem Körper und durch die Reaktionen anderer eine neue Dimension der Vergeschlechtlichung und Sexualisierung. In seiner Familie hat er jedoch erlebt, wie der Vater seine Bindung zu ihm mittels Stereotypen von Männlichkeit verneint, die Mutter sich ihn vor allem als Tochter wünscht und sein Recht auf sexuelle Selbstbestimmung missachtet. Dabei ist zu beachten, dass die Beschreibung der Ablehnung der körperlichen Entwicklungen in der Adoleszenz im Zusammenhang mit den sexualisierten Übergriffen der Mutter gelesen werden können. Es besteht aber auch die Möglichkeit eines transgeschlechtlichen Erlebens (vgl. Baltes-Löhr, 2014, S. 29), für das eine solche Ablehnung typisch ist – eine Überlegung, die der Biograf, worauf ich später noch eingehen werde, an anderer Stelle selbst anstellt.

Das Verhalten der Mutter gegenüber ihrem Sohn bewerte ich als eine Form der sexuellen Gewalt und Ausbeutung. Seine Mutter ist die wichtigste erwachsene Bindungsperson, die ihm zur Verfügung steht, und nutzt diese existenzielle Abhängigkeit gezielt aus. Sexuelle Gewalt durch einen (sozi-

alen) Elternteil kann aufgrund des frühen Alters, der Angewiesenheit auf die Eltern und der großen Vertrautheit mit der Täterin oder dem Täter besonders schwerwiegende Folgen haben (vgl. Bange, 2007, S. 71; Kindler, 2015, S. 246). Insofern ist Zwang zur Durchsetzung der Interessen der Mutter gegenüber ihrem Sohn gar nicht nötig. Trotz der (vermutlichen) Abwesenheit von handgreiflichem Zwang, kann das Handeln der Mutter als sexuelle Gewalt bezeichnet werden. Aufgrund des strukturell ungleichen Machtverhältnisses zwischen Mutter und Sohn innerhalb der Institution Familie ist Letzterer zu keinem Zeitpunkt ein gleichberechtigter Partner, der freiwillig einem körperlichen Kontakt zustimmen könnte. Sexuelle Kontakte mit Fürsorgepersonen, in die angeblich eingewilligt wurde, können genauso belastend und traumatisch für das Kind oder den Jugendlichen sein wie solche, die erzwungen werden (vgl. Neuner, 2012, S. 41). Dabei muss einbezogen werden, dass auch die Bindung zum Vater belastet ist und er bei diesem keinen Schutz vor den Übergriffen der Mutter findet. Zudem ist der Vater aufgrund seiner beruflichen Tätigkeit häufig unterwegs und übernachtet nicht zu Hause. Ferner beschreibt der Biograf an anderer Stelle, dass dieser von den Übergriffen der Mutter wusste und nicht eingriff. Damit macht der Biograf die Erfahrung körperlicher Übergriffe von einem Elternteil und das Ausbleiben von Schutz durch den anderen Elternteil.

Die Übergriffe der Mutter finden regelmäßig und – soweit Manfred Schäfer es erinnert – über Jahre hinweg statt. Das drückt sich in dem Satz »sie hat mich dann von da an jede Nacht zu sich in ihr Bett geholt« aus. Was genau in diesen Nächten stattfand, erzählt der Biograf nicht. Er spricht von »da iss es zwar nicht wirklich zu echten sexuellen Handlungen gekommen, aber doch so tendenziell«. Das Wort »tendenziell« lässt unterschiedliche Hypothesen zu, die aufgrund fehlender Erzählungen dazu, was in diesen Nächten genau geschah, jedoch nicht überprüft werden können. Es ist möglich, dass die Mutter ihre Handlungen tatsächlich gezielt in Grenzbereichen des Sexuellen angesiedelt hat, um sich durch ihre Doppeldeutigkeit schützen und legitimieren zu können. Das würde es ihr ermöglichen, dem Sohn, anderen oder sich selbst gegenüber die Behauptung aufzustellen, bei der Interpretation dieser Situationen als sexuelle Übergriffe handele es sich um ein Missverständnis. Trifft diese Hypothese zu, macht sie die sexuelle Gewalt selbst keineswegs weniger schwerwiegend, sondern nur für den Sohn oder andere schwieriger zu entschlüsseln. Mit zwölf Jahren – sollten die Übergriffe der Mutter tatsächlich erst dann angefangen haben – ist er kaum in der Lage, genau zwischen sexuellen Handlungen und nicht sexu-

ellen, erwünschten und unerwünschten Berührungen durch seine Mutter zu unterscheiden und entsprechende Grenzen durchzusetzen. Der Biograf beschreibt in der Sequenz, er habe »immer alles massiv abgewehrt«. Dieser Selbstentwurf kann als Selbstschutz und Bestandteil der Bewältigungsstrategie des Biografen betrachtet werden, indem er ein Bild von sich kreiert, in dem er stark genug ist, zu jedem Zeitpunkt seine Grenzen gegenüber der Mutter wahren zu können. Meiner Auslegung nach ist der Biograf auf dieses Selbstbild angewiesen, da er das Gegenteil erlebt, nämlich wie seine Mutter ihn über Jahre in ihr Bett holt und seine Grenzen verletzt, ohne dass er ihr etwas entgegensetzen könnte. Dieses Selbstbild des Biografen als stark und nicht verletzlich muss im Kontext eines gesellschaftlichen Geschlechterdiskurses betrachtet werden, in dem es nicht erwünscht ist, dass Jungen sich als hilflos und verletzlich zeigen. Dieser Diskurs stellt eine geschlechtsspezifische Barriere gegen eine Thematisierung von sexueller Gewalt gegen Jungen dar (vgl. Lenz 2013). Verstärkend kann sich dabei auswirken, dass in diesem Fall eine Frau die Täterin ist.³⁷ Neben der erklärlichen Relativierung der Gewalterfahrung lässt sich als ein wichtiges Moment hervorheben, dass der Biograf in der Lage ist, das Erlebte als einen Teil seiner Lebensgeschichte zu thematisieren und – an anderer Stelle noch deutlicher als hier – als Unrecht zu benennen, das er durch seine Mutter erlitten hat. Damit hat diese Erfahrung – zumindest in Teilen – einen festen Platz in seinem biografischen Gedächtnis, was gegen eine traumatische Struktur des Erinnerns spricht.³⁸

37 Weibliche Familienmitglieder als Ausübende sexueller Gewalt sind bislang selten ein Forschungsthema (vgl. Kindler, 2015, S. 247). Ein Grund dafür ist, dass deutlich mehr Männer sexuelle Gewalt ausüben. Als ein weiterer Grund für die geringere Thematisierung von Frauen als Täterinnen kann aber auch der hier thematisierte Geschlechterdiskurs angeführt werden, in dem Männern nicht verletzlich und damit keine Opfer sein sollen, wohingegen Frauen grundsätzlich Verletzlichkeit und damit eine Opferrolle zugeschrieben wird.

38 Die Besonderheit eines traumatischen Erinnerns besteht darin, dass die zu einem kritischen Lebensereignis gehörigen Sinneseindrücke, Emotionen und körperlichen Empfindungen zwar gespeichert werden, sie jedoch kein fester Bestandteil des biografischen Gedächtnisses werden, das die Ereignisse in einen zeitlichen und räumlichen Zusammenhang einordnen könnte (vgl. Neuner, 2012, S. 39). Da die Ereignisse weder zeitlich noch räumlich eingeordnet werden können, haben traumatische Erlebnisse die Eigenschaft, keinen datier- oder kartierbaren Anfang und Endpunkt zu besitzen. Sie können als eine dauerhafte Gegenwart erlebt werden, ohne dass sie zugeordnet werden können. Diese Struktur ist ein Grund dafür, dass ein traumatisches Erlebnis Menschen in ihrem Lebenslauf wesentlich hartnäckiger begleiten kann als andere belastende Erleb-

Manfred Schäfer selbst deutet das Verhalten der Mutter als Auslöser eines Kernkonflikts seiner Biografie. Ihr Verhalten habe andere Frauen mit einem »Tabu« belegt und sie daher als Beziehungs- und Sexualpartnerinnen ausgeschlossen. Indem er von einem Tabu spricht, gibt er einen Hinweis auf seine damalige Bewältigung der Gewalt durch die Mutter. Er scheint diese als Teil einer exklusiven Liebesbeziehung zu deuten, die weitere Sexualpartnerinnen nicht duldet. Die gesellschaftliche Bewertung eines Begehrens von Männern als grundsätzlich anders als das Begehren von Frauen ermöglicht ihm eine kreative Anpassungsleistung. Diese gestattet ihm, Sexualität und Beziehungen unabhängig von der Mutter aufzubauen. Ein weiterer Grund, warum er sich allein Männern zuwendet, könnte auch sein, dass die Beziehungen und die Sexualität mit Männern weniger mit belastenden Erinnerungen an die sexualisierten Übergriffe und die emotionale Ausbeutung durch die Mutter verbunden sind. Während der gesellschaftliche Diskurs zu dieser Zeit – es handelt sich um die Mitte der 1960er Jahre in einer eher ländlich geprägten Gegend Westdeutschlands – die Liebe zu Männern als problembehaftet definiert, ist sie in der lebensgeschichtlichen Konstellation des Biografen eine vorübergehende Lösung eines familialen Problems (vgl. dazu auch Bange, 2007, S. 110). Diese biografische Funktion führt dazu, dass – zumindest auf der Ebene der Präsentation – das Erleben von Homophobie und gesellschaftlicher Stigmatisierung nicht im Mittelpunkt steht. Homosexualität erscheint in der Präsentation und im Erleben lediglich problematisch, weil sie Folge des mütterlichen Tabus ist. Die Möglichkeit, geschlechterübergreifende oder eine gegengeschlechtliche Sexualität zu leben, ist dabei sowohl durch seine Erfahrungen sexualisierter Übergriffe durch die Mutter als auch durch die mangelnde Institutionalisierung einer bisexuellen Lebensweise eingeschränkt.

»weder als Mann noch als Frau«

Ähnliches lässt sich im Hinblick auf die Möglichkeiten der Entwicklung einer Geschlechtlichkeit sagen. Dass er seine Adoleszenz als »extrem schwierig« erlebt, deutet der Biograf weniger im Zusammenhang mit der

nisse. Ute Zillig weist darauf hin, dass die Möglichkeiten, traumatisch abgespeicherte Erinnerungen wieder in das biografische Gedächtnis und in ein biografisches Narrativ zu integrieren, an gesellschaftliche Rahmenbedingungen gebunden sind (vgl. Zillig, 2016, S. 308).

Gewalt seiner Mutter, sondern als einen Konflikt mit den möglichen Geschlechterkategorien:

»Weil ich mich weder als Mann noch als Frau gefühlt hab <<ja>> also heute würde man sagen transgender aber diesen Begriff- das das gab's ja nicht mal ansatzweise irgendetwas, dafür, also ich stand einfach da und wusste gar nicht was ich bin, <<ja>> also ich hab mich nicht als Mann gefühlt ich hab mich nicht als Frau gefühlt, und äh äh (3) also ich ich wusste mit mir selbst nicht w- wohin, <<ja>> also das war- das- also, also anders ich kann's gar nicht anders beschreiben also das war- **das** war das Kernproblem, meiner Pubertät dass ich mich einfach, äh plötzlich mit **keinem** Geschlecht mehr identifizieren konnte <<ja>>, ich hab mich immer gefühlt wie wie irgendwas dazwischen aber, äh, ff aber auch nicht wirklich 'n **Zwitter**, also **gar** nichts ich, ich ich ich wusste überhaupt nicht w- w- was da überhaupt äh los iss nicht <<ja>> (5) also ich merkte nur dass ich mich sexuell eben, für Männer interessiere ich meine dann, äh für Frauen das war für mich also das war mir da nicht natürlich nicht bewusst das war einfach völlig belegt von meiner Mutter« (MS, 57–58/39–5).

In dieser Sequenz macht der Biograf deutlich, dass er sich in seiner Adoleszenz nicht einer der beiden vorgegebenen Geschlechtskategorien zuordnen kann. Er weiß »nicht w- wohin«, findet also auch außerhalb seiner Familie keinen Platz für sein Erleben von Geschlechtlichkeit. Der Biograf selbst beschreibt sich aus seiner Gegenwartsperspektive als »transgender«. Dieser Begriff hat in den letzten Jahren den missverständlichen Begriff der Transsexualität abgelöst (vgl. Baltes-Löhr, 2014, S. 29). Er beschreibt, dass das Erleben des eigenen Geschlechts nicht – oder nur zum Teil – mit dem bei der Geburt zugeschriebenen Geschlecht übereinstimmt (vgl. Gronenberg, 2014, S. 74). Ein solches Erleben wurde lange als Form einer psychischen Krankheit diagnostiziert und stigmatisiert. Heute setzt sich auch in der Psychiatrie zunehmend die Erkenntnis durch, dass »Transgender« oder »Transgeschlechtlichkeit« eine der vielen Varianten von Geschlechtlichkeit darstellt (vgl. Rauchfleisch, 2012, S. 24). Krank machen können jedoch die Konflikte, die aus den Anforderungen der Zweigeschlechterordnung entstehen, die eines der zentralen Organisationsprinzipien der westlichen Industriestaaten darstellt.

Die Konfliktfelder, in denen sich der Biograf bewegt, sind also sowohl durch die Zurückweisungen und die Gewalt beeinflusst, die er in der Fami-

lie erlebt, als auch durch die monosexuelle Zweigeschlechterordnung der Gesellschaft. Damit fehlt ihm ein familialer und sozialer Kontext, in dem er seinen Entwurf von Sexualität und Geschlechtlichkeit entwickeln und erproben kann. Als besonders unterstützend und hilfreich für die Möglichkeiten einer sexuellen Selbstverwirklichung gelten dabei das Recht auf ein differenziertes Verhältnis von Nähe und Distanz, ein kreativer Bezug auf Sexualität, das Kennenlernen von vielen Dimensionen sexuellen Handelns und die Möglichkeit, ein differenziertes und liebevolles Sprechen über Sexualität lernen zu können (vgl. Kirchner, 2012, S. 223). Diese Bedingungen sind im biografischen Verlauf Manfred Schäfers nicht gegeben.

Schule und Ausbildung

Parallel zu diesen familiären Auseinandersetzungen handelt der Biograf in den Bereichen Schule und Ausbildung gradlinig und konsequent. Er beginnt mit 16 Jahren eine Lehre in einem Berufsfeld, das ihn nicht interessiert, um die Zeit zu überbrücken, bis er die erwünschte Ausbildung im sozialen Bereich antreten kann. Er schließt diese Lehre erfolgreich ab und beginnt im Alter von 18 Jahren – es handelt sich um die Zeit Ende der 1960er Jahre – eine Ausbildung im erwünschten Tätigkeitsfeld. Das sich hier abzeichnende biografische Handlungsmuster spiegelt sich auch auf der Ebene des erzählten Lebens wider, in der die Thematisierung der Berufsbioografie einen stabilen Rahmen der Erzählung bildet. Mit seiner Berufswahl im sozialen Bereich schließt der Biograf – zumindest der Familienerzählung nach – an einen Berufswunsch der Mutter an, dem nachzugehen ihr selbst von ihrer Familie nicht gestattet worden war.

Coming-out

Die Herstellung von Handlungsfähigkeit in einer prekären Position zeigt sich auch auf weiteren Ebenen der Biografie. Der Biograf nutzt zu Beginn seiner Ausbildung die Möglichkeit einer gewissen Distanzierung von seinen Eltern. Er zieht in ein katholisches Wohnheim in die nächste größere Stadt, die sich etwa 50 Kilometer entfernt befindet. Die Wahl der Ausbildung und der Ausbildungsstätte in einer katholischen Organisation legt zunächst eine Orientierung an katholischen Werten nahe, die auch in der Familiengeschichte verankert ist. Allerdings markiert sein umfassendes Coming-out als homosexuell Ende der 1960er Jahre – er ist zu diesem Zeitpunkt 19 Jahre alt – einen grundlegenden Bruch mit katholischen Moralvorstellungen, ohne gleichzeitig einen Bruch mit katholischen Organisationen darzustellen:

»zu meinem Coming-out, äh zu kommen also ich, habe das dann (4) dort meinen Kolleginnen, also ich war der einzige männliche äh Teilnehmer in dem Ausbildungsjahr, denen hab ich das gesagt also so etwa zeitgleich mit, meiner äh, mit meinen Eltern, und das hat auch nich ganz lange gedauert ich glaube zwei oder drei Tage später musste ich zu meiner leitenden Schulschwester kommen, <<ja>> und die, hat mir dann gesagt ja da iss mir was zu Ohren gekommen und, äh ich hab ihr dann gleich das Wort abgeschnitten und hab gesagt ja das iss mir klar ich hab das und das und so ist es auch, na ja und dann äh, hat sie äh (2) dann versucht, so nach dem Motto das iss doch alles ganz **schrecklich** und das iss doch alles ganz fur- und da hab ich ihr nur gesagt wissen Sie Schwester [Name], darf ich mal ganz kurz unterbrechen, ich habe **nirgendwo**, in meiner bisherigen Jugend **so** viele schwule Männer kennengelernt, wie unter katholischen Geistlichen, <<ja>> ich sach und da, glauben Sie mal, das wissen Sie wie ich das weiß, also erzählen Sie mir nichts da wurde die **puterrot**, <<mhm, ja>> sachte **kein** Worte mehr und meinte na dann können wir das Gespräch ja hier beenden, äh aber ich möchte nicht dass Sie da ständig mit hausieren gehen ich sach das muss ich auch nich das weiß jetzt jeder und ansonsten muss ich das nich ständig vor mich hertragen also das iss- ich wollte nur dass das wirklich auch bekannt ist, und nich dass da hinter meinem Rücken ständig irgendwie getuschelt wird sondern den Leuten möchte ich den Wind aus den Segeln nehmen <<ja>> mehr nicht ((schmatzt)) dann musste ich noch zur äh, äh zur Oberin kommen also das iss dann so die sogenannte Äbtissin, also nich die wirklich Äbtissin die saß ja ganz woanders die saß nich in [Großstadt] aber die Oberin des Hauses, <<ja>> das war ja auch äh ne Ordensschwester da ging das ganz ähnlich ab, also der hab ich das dann auch gleich gesagt also äh dass sie mich da bloß nich irgendwie äh äh, äh äh für dumm verkaufen kann, <<mhm>> und dann war das genauso schnell dieses Gespräch beendet und dann am- damit war mein Coming-out in der Örtlichkeit durch« (MS, 35–36/43–21).

Wie offensiv und erfolgreich der Biograf sein schwules Coming-out umsetzt, ist bemerkenswert. § 175 StGB war zu diesem Zeitpunkt noch in seiner nationalsozialistischen Fassung in Kraft (vgl. Dworek, 2012), sodass es sich bei gleichgeschlechtlichen sexuellen Handlungen zwischen Männern um strafbare Handlungen handelte, die mit einer Gefängnisstrafe geahndet werden konnten. Allerdings muss dabei berücksichtigt werden, dass sein Coming-out in eine Phase gesellschaftlichen Wandels fällt, die neue Handlungsspielräume eröffnet (vgl. Schmidt 2005, S. 158 und Kap. 2.1). Dieser Wandel

spiegelt sich in der im Jahr 1969 stattfindenden Reform von § 175 StGB wider. Allerdings bleibt es fraglich, in welchem Umfang diese gesellschaftlichen Veränderungen das katholische Umfeld erreichten, in dem der Biograf sich bewegte. Das katholische Internat hätte die Möglichkeit gehabt, ihn zu verweisen und das Ausbildungsverhältnis zu kündigen. Es handelt sich damit in jedem Fall um ein Vorgehen, mit dem er in Kauf nimmt, seine Ausbildung zu verlieren und innerhalb des katholischen Umfelds eine Außenseiterposition einzunehmen. Wird seine prekäre Position, die er durch sein Outing erhielt, auf die Familiengeschichte bezogen, zeigt sich, dass seine Mutter sich ebenfalls in einer prekären Position befand. Aufgrund ihres Status als uneheliches Kind war auch sie eine Außenseiterin in Bezug auf die katholischen Moralvorstellungen und hat – den Aussagen Manfred Schäfers nach – daher die katholische Kirche gehasst. Beide Konstellationen verweisen auf eine sozial als illegitim erklärte sexuelle Praxis. Im Unterschied zur Mutter, die nicht handelnd Einfluss auf ihre Lage nehmen konnte, wählt der Biograf eine aktive und offensive Strategie der Positionierung. Eine Grundlage für die Möglichkeit dieser Handlungsstrategie ist die unterstützende Reaktion der Eltern auf sein Coming-out, das kurz vor dem Outing bei seiner Ausbildungsstelle stattfindet:

»und da hab ich dann ja wie gesagt mit 19 das erste Mal 'n sexuellen Kontakt mit'm Mann gehabt und hab dann sofort mein Coming-out, <<ja>> gehabt, ((schmatzt)) und äh, hab das dann auch sofort meinen Eltern gesagt, und äh, die haben also wirklich da super reagiert also das hätt ich äh- also gerade für Menschen aus der Generation die ja noch ganz wahnsinnig viel Vorurteile hatten, <<ja>> und so aber da war gar nichts also pfff (3) fanden das toll dass ich das gesucht hab dass ich so ehrlich war und und, und äh, und sie bestanden am ersten Abend gleich darauf, dass wenn ich 'n Freund hab dass ich den bitte auch mitbringe sie wollen unbedingt meinen Umgang kontrollieren, <<mhm>> dass ich auch nich auf die schiefe Bahn komme also sie wollen äh, immer die Männer kennenlernen und das war auch tatsächlich so, also ich hab jeden Freund ganz ganz schnell äh äh äh da mit nach Hause gebracht und die durften auch mit dort bei uns zu Hause schlafen, <<ja>> als das war das war wirklich ganz ganz ganz liberal an dem <<ja>> Punkt« (MS, 31/32–45–10).

Indem er seiner Familie eröffnet, dass er homosexuell ist, bricht er erneut mit hegemonialen Männlichkeitsidealen und gerät in eine Position unterdrück-

ter Männlichkeit (vgl. Connell, 2015). Allerdings reagieren seine Eltern eher unterstützend und positiv auf diese Neuigkeit. Durch seine offensive Handlungsstrategie begegnet der Biograf erfolgreich der Gefahr von Stigmatisierung und juristischer Verfolgung. Sein neuer sozialer Status als homosexueller Mann führt nicht zu einem Bruch mit dem Elternhaus oder der katholischen Ausbildungsstätte. Auch er selbst vollzieht diesen Bruch nicht.

»du bist bisexuell«

Seine ersten sexuellen Kontakte und festen Beziehungen hat der Biograf mit Männern, definiert sich selbst jedoch schon bald als bisexuell:

»meinen ersten sexuellen Kontakt überhaupt in meinem Leben hatt ich mit 19 <<ja>> und das mit nem Mann dann, <<mhm>> ((schmatzt)) (2) und hatte dann in diesen ersten Jahren immer nur ganz ganz sporadisch äh mal sexuelle Kontakte, mit Männern (3) habe dann für ne **ganz** kurze Zeit so ungefähr vier Monate mal ne Beziehung mit nem Mann gehabt <<mhm>> aber der war damals äh äh schon so um die vierzig <<ja>> (2) das iss aber ganz schnell auseinander gegangen, und **dann** hab ich einen verheirateten Mann kennengelernt der bisexuell war <<ja>>, und der **mich** dann gefragt hat ob ich mir vorstellen könnte, äh mit ihm und seiner Frau gleichzeitig was zu haben da war ich 23, muss einflechten hatte zu der Zeit meinen **ersten** äh Freund der dann äh äh fast gleichaltrig war also ich war da 23 der [Name] war 21, <<ja>> diese Beziehung hat achteinhalb Jahre angehalten, und äh hab also wie gesucht innerhalb dieser Beziehung dann diesen Kontakt zu diesem Ehepaar dann aufgenommen, <<ja>> ((schmatzt, holt tief Luft)) (2) die waren beide deutlich älter also ich war 23, sie war 28 und er war 32 <<mhm>> zu dem Zeitpunkt <<ja>> (2) und diese Beziehung hat ungefähr sieben Jahre gehalten, <<mhm>> das war allerdings immer ne rein sexuelle Beziehung <<ja>> das war sporadisch, aber was für **mich** ganz klar wurde als ich das erste Mal also jetzt mit [Name der Frau] Sex hatte <<ja>>, war einfach klar, ja, du bist bisexuell also das iss äh das das läuft für dich eigentlich genauso gut wie mit Männern auch und der Wunsch wurde dadurch also noch **deutlich** verstärkt <<ja>>, nach dem ersten sexuellen Kontakt <<ja>> und von da an wusste ich eigentlich ich bin bisexuell habe mich aber nach **außen** hin **immer** als schwul definiert <<ja>>« (MS, 3/8–30).

Der Biograf entwickelt damit eine klare Trennung zwischen einer Definition als »schwul« nach »außen« und seiner Selbstdefinition als bisexuell.

Damit fügt er sich den von ihm wahrgenommenen Anforderungen sich zu einem dauerhaften Begehren für eine der beiden verfügbaren Geschlechtskategorien zu bekennen. Seine insgeheime Selbstbezeichnung und sexuelle Praxis weicht von dieser Außendarstellung ab. Diese Differenzierung zwischen insgeheimer Selbstbeschreibung als bisexuell, der sexuellen Praxis und eines öffentlichen Status als schwuler Mann, zeigt eine Variante im Umgang mit einem kulturellen Szenario, das von institutionalisierter Monosexualität geprägt ist. Zumeist wird eine solche Differenzierung allein entlang der Linien einer gleichgeschlechtlichen sexuellen oder romantischen Praxis gegenüber eines öffentlichen Bildes als heterosexuell gedacht. Diese Denkweise erweist sich – wie der Fall von Manfred Schäfer zeigt – als verkürzt, da sie nicht einbezieht, dass auch ein öffentliches homosexuelles Selbst ein für die gelebten (sexuellen) Beziehungen unzureichendes Etikett sein kann.

Einige Jahre später kommt es zu einem ungewollten bisexuellen Coming-out gegenüber den Eltern, als diese ihn in seiner Wohnung spontan besuchen und – offensichtlich mit einem Schlüssel ausgestattet – ihn mit einer Freundin beim Sex überraschen:

»[B:] **Dich** mit ner **FRAU** im Bett anzutreffen, und dann noch in dieser Situation, das **kann** doch nicht wahr sein, ich denke du bist schwul? \ ich sag na ja es hat sich 'n bisschen in den letzten Jahren getan (2) nein sacht se, sacht se zu meinem Vater [Name] **kannst** du mir sagen, von **wem** der **das** hat?, du **bist** doch **Ferkel**! ((lacht))

I: ((lacht))

B: Was musst du Männer **und** Frauen haben dann kannst du dich doch auch für irgendwas entscheiden ich sach genau das iss es, das kann ich nicht <<mhm, ja>> (2) nich also das das war auch sone Situation aber, da wurde dann danach da nich mehr drüber gesprochen und mein **Vater**, der war total happy der hat **genau** ge-ent-entgegen-entgegen gesetzt, hat er hat er mich gefragt sag mal hast du dann auch mal vor irgendwie ne Frau zu heiraten oder so ich sag na ja du wenn sich das mal ergibt dann ja« (MS, 33/31–46).

Die Mutter bezeichnet den Sohn als Ferkel, schreibt ihm also »schmutziges« Verhalten zu, stellt ein solches Verhalten in einen klaren Gegensatz zu den familialen Normen und fordert ihn auf, sich zu entscheiden. In der Bemerkung der Mutter kommt eine Verknüpfung von Bisexualität mit Maß- und Zügellosigkeit zum Ausdruck – als Gegenbild zur vermeintli-

chen maßvollen Monosexualität. Dagegen betrachtet der Vater die Szene als ein Anzeichen dafür, dass der Sohn möglicherweise wieder heterosexuell leben könnte. Der Vater wertet damit implizit die Option eines gleichgeschlechtlichen Lebensentwurfs ab, während er die Möglichkeit einer geschlechterübergreifenden sexuellen und romantischen Praxis gar nicht erst berücksichtigt. Es zeigt sich daher in der Sequenz zugleich eine Abwertung einer geschlechterübergreifenden Sexualität, die Abwertung einer gleichgeschlechtlichen Lebensweise und das Unsichtbarmachen eines bisexuellen Lebensentwurfs. Sie können als typische Erlebnisse von Abwertung und Marginalisierung beschrieben werden, die Bisexuelle in einer monosexuell organisierten Gesellschaft machen (vgl. Kap. 3.2.2 und Kap. 6.2).

Im Hinblick auf die Lebensgeschichte des Biografen hat die Bemerkung der Mutter eine weitere Komponente. Es war ein Bestandteil der sexualisierten Übergriffe gegenüber ihrem Sohn, ihn als einen vermeintlichen Beziehungspartner zu adressieren und damit emotional und sexuell für sich zu beanspruchen. Dieses Vorgehen der Mutter ist auch für den Biografen die Erklärung dafür, dass er sich lange auf Sexualität und Beziehungen mit Männern beschränkte. Indem Manfred Schäfer nun mit Frauen schläft, bricht er mit dem Besitzanspruch der Mutter, die daraufhin mit bisexuellenfeindlichen Bemerkungen reagiert und ihren Sohn zu disziplinieren versucht.

Berufliche und partnerschaftliche Kontinuität

Im weiteren Verlauf der Biografie ist der berufliche Bereich des Biografen durch Konsequenz, Kontinuität und einen Statusgewinn im Rahmen der Möglichkeiten seines Berufsfeldes geprägt: Er bildet sich fachlich fort und übernimmt bald eine leitende Funktion. Mit seinem Partner bleibt er acht Jahre zusammen. Die Beziehungen zu Männern repräsentieren damit eher Kontinuität und Alltag, die Affären und Beziehungen zu Paaren und Frauen – die er zusätzlich zu seiner Partnerschaft hat – sind bis zu diesem Lebensabschnitt weniger verbindlich und damit außeralltäglicher.

Es ist eine Krankheit, die einen biografischen Umbruch einleitet. Mit Anfang dreißig setzt bei Manfred Schäfer eine Depression ein. Sie wird durch seinen Vorgesetzten bei der Arbeit erkannt, der ihm zu einer sofortigen Behandlung rät. Der Biograf lässt sich daraufhin längerfristig krankschreiben, nimmt eine Therapie auf und beginnt Antidepressiva einzunehmen.

»jetzt lebst du nur noch rein schwul«

Dem Durchlaufen eines therapeutischen Prozesses folgen größere Veränderungen in seinem Leben: die Trennung vom Partner und – vermutlich mit Abschluss der Therapie – ein Umzug in eine andere Großstadt.

»da war ich (2) war ich [Alter Anfang dreißig] genau und da hab ich meine erste Therapie gemacht, <<mhm>> und ähm, bin **dann** (2) als die beendet war, **ganz** schnell nach [Großstadt] gezogen <<ja>> da war ich [Altersangabe, einige Jahre später] Jahre alt <<mhm>> (3) und da hab ich dann f- also für mich eigentlich ((belustigter Tonfall)) / die **dümmste** Entscheidung gefällt die man sich nur für- \ die man sich nur vorstellen kann, also ich bin nach [Großstadt] gekommen stand am Bahnhof mit meinen Koffern und der erste Gedanke war so ab jetzt lebst du nur noch rein schwul <<ja>> (2) also du gehst irgendwie diesen diesen Zwistigkeiten mit diesen schwulen Männern und so ausm Wege und äh das muss ja alles nich sein, und äh hab dann tatsächlich äh mehrere Jahre rein schwul gelebt <<mhm ja>>« (MS, 3–4/46–5).

Der Umzug von einer mittelgroßen Stadt in eine Großstadt Anfang der 1980er Jahre bedeutet eine grundsätzliche Veränderung. Es erfolgt eine Distanzierung zum Elternhaus. Diese Distanzierung geht mit der Übernahme eines Wunsches einher, den der Biograf seiner Mutter zuschreibt: ein »rein« schwules Leben zu leben. Mit dieser Entscheidung macht sich Manfred Schäfer nicht nur einen mütterlichen Wunsch zu eigen, sondern setzt auch die gesellschaftliche Anforderung nach einem dauerhaften, eindeutigen und unveränderlichen Begehren um. Diese Anforderung wird ihm nicht nur durch Heterosexuelle vermittelt, sondern auch durch schwule Männer, was deutlich wird, wenn er den Wunsch äußert, durch ein »rein« schwules Leben »Zwistigkeiten mit diesen schwulen Männern« vermeiden zu können. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Verwendung des Wortes »rein« und die vom Biografen vor allem schwulen Männern zugeschriebene Rolle, darauf zu achten, dass eine klare Grenze zwischen Hetero- und Homosexualität gewahrt bleibt. Das Wort »rein« ruft die Assoziation des Gegenteils »unrein« hervor und damit die Vorstellung Bisexualität sei im Gegensatz zu Hetero- und Homosexualität etwas »Unreines«. Diese Wortwahl erinnert an die Formulierung der Mutter des Biografen, die ihn als »Ferkel« bezeichnete und damit als ein Tier, das mit Schmutzigkeit in Verbindung gebracht wird. Die Zuschrei-

bung »unrein« ist auch Teil homosexuellenfeindlicher – und dabei vor allem schwulenfeindlicher – Zuschreibungen. Im Fall von Manfred Schäfer stellt Homosexualität die »reine« Alternative dar und es sind die vom Biografen vermuteten Reaktionen von schwulen Männern, die ihn zu einer eindeutigen Wahl hinsichtlich des Geschlechts seiner Sexual- und Beziehungspartner_innen bringen. Die Sequenz ist daher erstens ein Beleg für Situationen, in denen Bisexuelle eine doppelte Diskriminierung erleben (vgl. Ochs, 1996), indem sie Homosexuellenfeindlichkeit durch die Mehrheitsgesellschaft erleben und zudem Bisexuellenfeindlichkeit, in diesem Fall durch schwule Männer (vgl. Kap. 3.2.2); zweitens ist sie ein Hinweis darauf, dass sich die Interessen der hegemonialen Gruppe der Heterosexuellen und der marginalisierten Gruppe der Homosexuellen durchaus verbinden können, wenn es um das Anliegen der klaren Grenzziehung zwischen den beiden Gruppen und der Regulierung des Grenzübertritts geht (vgl. Yoshino, 2000; Ochs, 1996 und Kap. 3.2.2).

Während der Biograf seinen Wohnort ändert und damit einhergehend nicht nur eine schwule Selbstbeschreibung, sondern auch eine monosexuell-gleichgeschlechtliche sexuelle Praxis annimmt, setzt er weiter auf berufliche Kontinuität und zieht erst um, als er eine geeignete neue Arbeitsstelle gefunden hat. Bald nach seiner Ankunft begibt er sich in schwule Zusammenhänge, in denen er Sexpartner, neue Freunde und bald einen neuen Partner findet. Diesem Partner erzählt er davon, dass er sich auch Sex mit Frauen wünsche. In seiner alltäglichen sexuellen Praxis spielt dies – aufgrund seines getroffenen Entschlusses schwul zu leben – jedoch keine Rolle.

Das Erleben von HIV und AIDS

Relativ kurz nach dem Umzug erhält Manfred Schäfer eine positive Diagnose auf HIV:

»und am [Datum Mitte der 1980er Jahre] ging ich morgens an den Postkasten ich hatte an dem Tag ab 14 Uhr Dienst <<ja>>, und fand einen Brief vom Robert-Koch-Institut vor und, konnte da erst gar nix so mit anfangen Robert-Koch-Institut was wollen die denn von dir, <<ja>> ja ((schmatzt)) öffne diesen Brief und dann, lese ich nur, Ihre Blutprobe vom mmm mmm dem und dem, Datum wurde auf HIV getestet setzen Sie sich bitte sofort mit Ihrem Hausarzt [Name] in Verbindung, <<mhm>> in Ihrer Blutprobe wurden Antikörper des damals hieß es noch äh äh HTLV3 heute heißt es ja HI-Virus, <<ja>> und äh äh damals hieß es wie gesagt HTLV3-Virus und

dann sind Antikörper- also Sie müssen davon ausgehen dass Sie äh sich mit Aids infiziert haben, <<ja>> und mir fiel natürlich-, ich also ich hab- also da brach <<ja>> irgendwie die ganze Welt zusammen « (MS, 4/38–49).

Medizinisch dokumentiert wurden die ersten Fälle der Infizierung mit dem HI-Virus – der erst 1988 diesen Namen bekam – und damit zusammenhängende Erkrankungen im Jahr 1981 in den USA, also fünf Jahre bevor der Biograf das Testergebnis erhält (vgl. Hartl, 2003, S. 73). Die Zeit zwischen den Jahren 1981 und 1986 kann sowohl gesellschaftlich als auch gesundheitspolitisch als Ausnahmezustand beschrieben werden (vgl. Rosenbrock & Scheffer, 2003, S. 10). Es gibt zu dieser Zeit lediglich rudimentäre Behandlungsmöglichkeiten des HI-Virus und eine möglicherweise durch den Virus ausgelöste Erkrankung an AIDS verläuft in den meisten Fällen tödlich.

Der Biograf gibt an, dass der HIV-Test – ein Test, der erst kurz zuvor entwickelt worden war – ohne sein Wissen durchgeführt wurde. Er hatte einige Zeit zuvor einen Test auf Hepatitis machen lassen, da er sich entsprechend impfen lassen wollte. Dieser ungewollte Test auf HIV kann in die Gesundheitspolitik dieser historischen Phase eingeordnet werden. Der Biograf wurde Opfer einer gesundheitspolitischen Strategie der Kontrolle und Eindämmung (vgl. Rosenbrock, 1993, S. 11). Die Träger des HI-Virus sollten über den neu entwickelten Test identifiziert und isoliert werden. Es wurden zudem seuchenpolizeiliche Maßnahmen diskutiert und zum Teil angewendet, wie die Meldepflicht für HIV-Positive, die Untersuchungspflicht für sogenannte Risikogruppen, die Kennzeichnung und Internierung erkrankter Menschen und die Zerschlagung homosexueller Gemeinschaften als vermeintliche Ausgangspunkte der Ansteckung (vgl. Wießner, 2003, S. 47). Insbesondere homo- und bisexuelle Männer wurden durch diese Politik stigmatisiert und ausgegrenzt (vgl. ebd., S. 20).

In der Mehrheitsgesellschaft erreichte die Debatte um AIDS Mitte der 1980er Jahre einen Höhepunkt, was sich daran zeigt, dass »AIDS« zwischen 1983 und 1997 zwanzigmal Grundlage einer Titelgeschichte des Magazins *Der Spiegel* war (vgl. ebd., S. 19f.) und im Jahr 1987 zum »Wort des Jahres« gewählt wurde (vgl. ebd., S. 56). Von Anfang an waren HIV und AIDS dabei eine Projektionsfläche der heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft (vgl. ebd., S. 30). Es entstand ein Mythos der Krankheit, der eine klare Grenze schuf zwischen einer vermeintlich sicheren, gesunden und monogamen heterosexuellen Welt und einer angeblich bedrohlichen, kranken und promiskuen Welt homosexueller Männer (vgl. ebd., S. 56). Implizit und auch

offen betrachtete man die Krankheit bisweilen als gerechte Strafe für einen nicht heterosexuellen und nicht monogamen Lebensstil und entmenslichte die Opfer der Krankheit (vgl. ebd., S. 43). Bisexuelle und homosexuelle Männer, die erkrankten, wurden als Täter in der Übertragung der Krankheit imaginiert, während man Frauen, Bluter und Kinder als deren Opfer betrachtete (vgl. ebd., S. 51 und Kap. 3.1.3 und 3.2.2).

Zu dieser Zeit bedeutet die Diagnose für den Biografen folglich, sich mit einer Erkrankung auseinanderzusetzen, die unzureichend behandelt werden kann, in den meisten Fällen zu einer tödlichen Erkrankung führt und mit der Gefahr gesellschaftlicher Stigmatisierung und Ausgrenzung verbunden ist. Obwohl für Manfred Schäfer in dieser Situation »die ganze Welt« zusammenbricht, erleidet er keinen psychischen Zusammenbruch. Stattdessen greift er auf erprobte Handlungsstrategien zurück und profitiert von seiner Zugehörigkeit zur schwulen Szene und seinen beruflichen Netzwerken. Er gründet mit anderen eine Selbsthilfegruppe und verortet sich damit innerhalb einer Gemeinschaft, anstatt sich allein mit seiner Krankheit auseinanderzusetzen. Er ist damit Teil einer gesellschafts- und gesundheitspolitischen Bewegung, die einen alternativen Umgang mit der AIDS-Krise durchsetzen möchte und sich gegen eine Politik der Stigmatisierung, Kontrolle und Zerstörung bestehender Gemeinschaften wehrt. Teil dieser Bewegung waren Menschen aus unterschiedlichen Zusammenhängen, darunter auch sexuelle Minderheiten, Drogenabhängige und Sexarbeiterinnen, die besonders von HIV und der mit dem Virus verbundenen gesellschaftlichen Stigmatisierung betroffen waren. Mit diesen sich gründenden Gruppen kooperierten zunehmend auch staatliche Akteure, die nicht auf eine Strategie der Kontrolle und Eindämmung setzten, sondern eine gegenläufige Strategie der »inclusion and cooperation« (Rosenbrock, 1993, S. 11) anstrebten.

Der Biograf schafft sich damit in einer Situation, in der er von Krankheit und Stigmatisierung bedroht ist, Orte der Zugehörigkeit, die ihm gleichzeitig einen Rahmen für aktive Handlungsstrategien ermöglichen. Er verleugnet die Krankheit nicht, sondern geht – auch an seinem Arbeitsplatz – offen mit ihr um und verfolgt damit einen ähnlich offensiven Umgang wie mit seinem Coming-out als schwul. In einer marginalisierten und potenziell verletzlischen Situation erlangt er dadurch dennoch Zugang zu Handlungsmöglichkeiten und sozialen Netzwerken.

Auch drei Jahre nach seiner Diagnose verschlechtert sich der Immunstatus des Biografen nicht. Dies macht ihn misstrauisch und er lässt – neben

den zahlreichen Tests, die er im Rahmen einer medizinischen Studie gemacht hat – sich in einem anderen Labor erneut auf HIV testen, zur Sicherheit gleich zweimal:

»mittags um 13 Uhr, kam der Anruf, und die Laborantin die das jetzt **nicht** wusste, sachte dann nur zu mir Herr Schäfer, es iss denk ich wie Sie's erwartet haben der Test iss negativ (4) also mir iss der **Hörer** fast aus der Hand gefallen, und mein erster Gedanke war nur ((den Tränen nah)) / was **haben** die all die Jahre mit dir gemacht« (MS, 6/4–8).

Dass der Biograf drei Jahre nach seiner Diagnose ein negatives Testergebnis erhält, stellt zwar einerseits eine große Erleichterung dar, andererseits ist das Ausmaß des Eingriffes in seine Lebensgestaltung durch einen ungewollten und falschen Test massiv. Trotz dieses negativen Testergebnisses engagiert er sich weiter in den sozialen Netzwerken, die er sich aufgebaut hat. Er engagiert sich weiterhin vor allem für die Verbesserung der gesundheitlichen Versorgung von an HIV und AIDS erkrankter Menschen.

In der Pflege von an AIDS erkrankten Menschen begegnen Manfred Schäfer immer wieder bisexuelle Männer, die nicht geoutet sind:

»das sind so Sachen das hab ich halt ganz ganz oft dort erlebt <<ja>> also, dass wirklich diese ganzen **Lügen**gebäude also das war bei Schwulen weniger weil die hatten fast immer 'n Coming-out, <<ja>> aber- äh bis auf wenige Ausnahmen, wo dann Eltern kamen und dann völlig äh, äh hysterisch reagiert haben weil sie gar nicht geahnt haben dass die Söhne schwul sind, aber das war eher die Ausnahme aber bei bisexuellen Männern hab ich das des Öfteren erlebt und das fand ich immer **ganz** schrecklich, also da hab ich auch immer gesacht also so möchte ich **nie nie** leben, <<ja>> dass ich das irgendwem einfach nicht sage, <<ja>> also vor allen Dingen Menschen wo das ganz wichtig ist nich, also, ich kann mir überhaupt keine Paarbeziehung vorstellen, wo ich etwas so Wichtiges aus meiner Persönlichkeit völlig verschweige« (MS, 42/ 31–41).

Der Biograf beschreibt an dieser Stelle eine spezifische Dimension der Auseinandersetzung mit HIV und AIDS, die vor allem bisexuelle Männer und ihre Ehepartnerinnen erleben. Belastend sind nicht nur die Erkrankung und die Auseinandersetzung mit Tod und Trauer, sondern hinzu kommt die Offenlegung geheim gehaltener Sexualkontakte oder auch sexueller

Identitäten. Zudem – wenn auch an dieser Stelle nicht vom Biografen thematisiert – stellt sich die Frage nach einer ungewollten Übertragung des Virus auf die Partner_innen. Diese Ausgangslage belastet – wie der Biograf erzählt – die Erkrankten, Sterbenden und Angehörigen in einer kritischen Situation zusätzlich.

Die von ihm beschriebene Situation lässt sich nicht nur als Folge eines innerfamiliären Geheimnismanagements der Erkrankten betrachten, sondern auch als Ausdruck der prekären Position von Bisexualität in einer monosexuellen Gesellschaft, die sich angesichts der AIDS-Krise verschärft. Männer, die Sex mit Männern haben, werden in einer institutionell heterosexuellen und monosexuellen Gesellschaftsordnung konsequent entmutigt, offen mit ihrem Wunsch, mit Männern zu schlafen, umzugehen. Ein Offenlegen eines solchen Wunsches wird in der Regel als Eingeständnis des »Fremdgehens« und eines homosexuellen Outings verstanden. Angesichts des Fehlens von institutionalisierten bisexuellen Lebensentwürfen erscheint ein Geheimnismanagement als die bessere Wahl, wenn die Erhaltung der Beziehung gewünscht ist. Ein solches Geheimnismanagement verhindert Kommunikation, zum Beispiel über das Thema von Safer-Sex-Praktiken, und ist damit auch ein Risikofaktor.

Verschärft wird diese Situation durch eine – zum damaligen Zeitpunkt bestehende – Polarisierung zwischen einer vermeintlich heterosexuellen, gesunden und monogamen Welt und einer vermeintlich kranken, promiskuen und homosexuellen Welt. Diese Polarisierung führt zu einer zusätzlichen Stigmatisierung von Menschen, die mit Männern und Frauen schlafen, da sie als bedrohliche Überträger imaginiert werden, die HIV in die Mehrheitsgesellschaft bringen (vgl. Kap. 3.1.3 und 3.2.2). Eine solche Stigmatisierung kann als Teil der – oben behandelten – gesellschaftlichen und gesundheitspolitischen Strategie der »Eindämmung und Kontrolle« betrachtet werden, die versucht, die »Verursacher« dingfest zu machen und unter Heterosexuellen ein Gefühl der Sicherheit herzustellen. Neben dem Effekt der Stigmatisierung, der die Tendenz zur Geheimhaltung verstärkt, verhindert eine solche Polarisierung eine gruppenübergreifenden Verallgemeinerung der Auseinandersetzung mit Möglichkeiten des Safer Sex. Gerade Hetero- und Bisexuelle fallen in dieser Weise durch das Raster der Safer-Sex-Aufklärung und ihnen fehlt notwendiges Wissen, um sich vor sexuell übertragbaren Krankheiten zu schützen.

Diese Lebensphase des Biografen ist von Pflege- und Unterstützungsarbeit und Sterbebegleitung geprägt. Ein an AIDS erkrankter ehemaliger Part-

ner zieht bei ihm und seinem aktuellen Partner ein. Das zeigt, wie innerhalb schwuler Zusammenhänge in dieser Zeit Fürsorge jenseits der Institution der Familie und der staatlichen Gesundheitsversorgung organisiert wurde. Zwei enge Freunde des Biografen sterben Mitte der 1990er Jahre an AIDS:

»B: tss ja, dann kam diese Scheißerkrankung und da war er weg <<ja>> (3) ((weint)) / das'n Mensch der mir heute noch fehlt <<mhm>> (3) zwei Freunde die fehlen mir heute noch, man sagt immer die Zeit heilt alle Wunden und, Menschen sind alle ersetzbar aber \ irgendwo stimmt das nich wirklich (9)

I: Das heißt bis heute trauern Sie um die?

B: Ja, um die beiden [Namen] ((weint)) trauer ich bis heute (19) die Zeit also diese ganzen (2) achtziger Jahre also ich sag jetzt mal so von 1984 bis (2) etwa 1994 so knapp zehn Jahre, das waren für mich eigentlich die schlimmsten zehn Jahre die ich in meinem Leben überhaupt erlebt hab ich hab ja- ich sag das ja auch heute noch das war wie Krieg« (MS, 40–41/49–10).

Die Trauer um die verlorenen Menschen belastet den Biografen bis heute. Er erwähnt, dass er erst heute in der Lage sei, zu beginnen, das Erlebte zu bearbeiten, und darüber nachdenke, ein Buch darüber zu schreiben. Angesichts dieser fortdauernden Trauer müssen auch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen dieses Trauerprozesses berücksichtigt werden. Diese beeinflussten nicht nur die – oft unzureichende – Versorgung der Erkrankten und Sterbenden, sondern auch die Bedingungen des Trauerns und des Weiterlebens der Hinterbliebenen. Judith Butler weist darauf hin, dass in den Vereinigten Staaten an HIV und AIDS Erkrankte nicht nur völlig unzureichend medizinisch versorgt wurden, sondern im Falle ihres Todes von der gesellschaftlichen Mehrheit nicht betrauert wurden (vgl. Butler, 1992). Dieses Phänomen lässt sich auch auf Westdeutschland übertragen (vgl. Wießner, 2003). Ein Grund für diese Unfähigkeit vieler Menschen, homo- und bisexuelle Männer, aber auch Sexarbeiter_innen und Drogenabhängige, die an der Krankheit starben, zu betrauern, war eine Zuweisung von Schuld an der Erkrankung. Gegen diese Kultur der Beschämung der Opfer entwickelten Angehörige und AIDS-Aktivist_innen sowie manche Kirchengemeinden alternative Formen der Trauerkultur, die offen mit der Erkrankung, dem Sterben und der Trauer der Überlebenden umging (vgl.

Jarchow, 2003, S. 93). Dass die Trauerarbeit des Biografen bis heute andauert, lässt sich nicht allein als Ausdruck des schweren Verlustes betrachten, sondern muss im Kontext der erschwerten gesellschaftlichen Bedingungen des Trauerns gesehen werden, in dem den an AIDS verstorbenen Menschen innerhalb des kollektiven Gedächtnisses der Mehrheitsgesellschaft nur wenig Platz eingeräumt wird. Angesichts dieses Befundes lässt sich die Frage aufwerfen, ob das ganze Ausmaß der AIDS-Krise der 1980er und 1990er Jahre und ihre bis heute reichenden Auswirkungen in einer angemessenen Form im akademischen und gesellschaftlichen Diskurs präsent sind.

Der Tod des Vaters

In dieser Phase seines Lebens erlebt Manfred Schäfer nicht nur den Tod von Freunden und Bekannten, sondern Anfang der 1990er verstirbt auch sein Vater. Dieser ist schon zuvor dement geworden und wird zeitweise vom Biografen gepflegt:

»in der Zeit hab ich ihn mal vier Wochen so gepflegt, und ich habe jedes mal wenn ich vor allen Dingen morgens dann an sein Bett kam und hab ihn dann gewaschen und so, war das für **mich**, als wenn ich 'n fremden Patienten waschen würde, und hab dann wirklich für mich auch so gespürt wie stark ich mich emotional immer von meinem Vater entfernt hab, <<ja>> was ich (2) vom **Kopf** her, so ganz furchtbar fand aber es war auch da nur ganz kopfig, <<ja>> so (3) also es w- es war'n ganz starkes Fremdheitsgefühl, meinem Vater gegenüber sehr oft, im Leben und das hat sich in der Zeit dann eben ganz ganz doll verstärkt (2) also ich hab dann natürlich auch meinen Vater noch mir angeschaut als er dann tot war, er starb dann ganz plötzlich da war ich aber nich anwesend, und äh ((schmatzt)) wurde dann am Arbeitsplatz von meinem Bruder informiert, und einen Tag bevor er beerdigt wurde bin ich dann nach [Stadt] gefahren, und hab ihn mir dann noch angeschaut und da war das aber auch genauso <<ja>> also ich sah ihn im Sarg liegen und dachte, das iss, das iss wie ne wildfremde Person die ich überhaupt nich kenne <<ja>>, ich konnte auch- am Grab hab ich gestanden und äh, hab das äh, erlebt, als wenn ich selber nich dabei wäre sondern als wenn da 'n Film ablaufen würde <<ja>> (2) da muss ich allerdings sagen dass das bei meiner Mutter genauso war, also da sch- scheine ich ganz stark zu zu neigen wenn so ganz gravierende- äh ich hab das auch auf Beerdigungen meiner Freunde erlebt <<ja>> also ich bin auf ganz vielen Beerdigungen gewesen als wenn

ich mich da völlig abspalten würde <<mhm>>, äh äh um irgendwie so'ne (2) ja Fassade aufrecht also zu erhalten also hier kann ich heulen, <<mhm>> aber ich hab noch nie an nem Grab geweint <<ja>>, das kenn ich überhaupt nich da bin ich irgendwie, als wenn ich, nur körperlich da wäre aber mental mich völlig weggebeamt hätte <<mhm ja>> (7) ja« (MS, 13/7–33).

Der Umgang mit dem Tod des Vaters, den der Biograf beschreibt, erinnert an bestimmte Formen der Dissoziation (vgl. Priebe et al., 2014, S. 10). Mit Blick auf die Erlebnisse in seiner Kindheit und auch die schwerwiegenden Verluste durch AIDS liegt es nahe, dass er möglicherweise die Fähigkeit entwickelt hat, sich von einer Situation im Hier und Jetzt und den damit zusammenhängenden leiblichen Empfindungen zu lösen. Das würde bedeuten, dass der Biograf die Distanz und Fremdheit, die er empfindet, durch seine Fähigkeit zur Dissoziation erst herstellt. Dabei besteht sowohl die Möglichkeit, dass diese Distanz auf einen spezifischen Aspekt der Beziehungsgeschichte zu seinem Vater hinweist, als auch, dass es sich um einen Umgang mit Tod handelt, der sich durch die vielen Verluste, die der Biograf erlitten hat, verallgemeinert hat.

Das Gefühl der Fremdheit gegenüber dem Vater, das der Biograf beschreibt, fügt sich stimmig in die Beziehungsgeschichte zwischen Vater und Sohn. Schließlich hat der Vater, anstatt Vertrautheit und Fürsorge herzustellen, Distanz in die Beziehung gebracht, den Sohn nicht vor den Übergriffen durch die Mutter in Schutz genommen und war räumlich häufig abwesend. Die Fremdheit zwischen Vater und Sohn drückt damit eine zentrale Qualität der Beziehung der beiden aus. Verstärkend kommt hinzu, dass der Biograf dem Vater nun in der Rolle des Pflegers gegenübergetreten ist, was eine gewisse Rollenumkehr nach sich zieht. Aufgrund der mangelnden Vertrautheit zwischen den beiden fehlen Bindungsqualitäten, die helfen könnten, eine solche Rollenumkehr zu bewältigen.

Bisexuelles Coming-out

Im Anschluss an die Phase der AIDS-Krise und den Tod des Vaters zeigt sich zwischen den Jahren 1992 und 1999 eine größere Lücke in den biografischen Daten, aber auch in den Erzählungen. Die Lücke lässt den Eindruck entstehen, dass in diesen Jahren kaum etwas im Leben des Biografen geschieht. Ich gehe von einem spezifischen Zusammenspiel von Präsentation und Erleben aus. Sicherlich benötigt der Biograf einige

Jahre, um sich von seinem Verlust, der Pflege und der Sterbebegleitung zu erholen. Zudem spielt sich in diesem Zeitraum eine rasante Verbesserung der Möglichkeiten einer medikamentösen Behandlung von an HIV/AIDS Erkrankten ab und es vollzieht sich eine gewisse Normalisierung der Krankheit (vgl. Rosenbrock & Scheffer, 2003). Dies führt zu einer grundlegenden Verbesserung der Situation der Erkrankten und die Diagnose HIV ist nicht mehr im selben Maße lebensbedrohlich. Wie in Kapitel zum thematischen Feld ausgeführt, handelt es sich bei dieser Lücke aber ebenso um eine narrative Strategie des Biografen. Durch diese gelingt es ihm, sich von den Erzählungen über seine Erlebnisse im Zusammenhang mit HIV/AIDS zu lösen und zum Thema der lustvollen Wiederentdeckung einer geschlechterübergreifenden sexuellen Praxis überzuleiten. Diese beginnt mit einer Reise im Jahr 1999 und den Anschluss an die dortige Swingerclub-Szene. Er ist zu diesem Zeitpunkt Anfang fünfzig. Dort hat er seit langer Zeit das erste Mal wieder Sex mit einer Frau:

»und dann hab ich, das, paar Monate später im Urlaub, durch Zufall, aber nun ich sach ja immer irgendwie gibts Zufälle irgendwie vielleicht auch nich, bin jedenfalls in sone Swingerclubclique reingeraten <<ja>> [Ort], ((holt tief Luft)) und hab dann dort auch meine ersten sexuellen Kontakte wieder mit Frauen gehabt und also gleich beim ersten sexuellen Kontakt das war wirklich wie (2) wie so'n wie so'n **Feuerwerk**, äh, wo ich wirklich dachte ey was **hast** du da mit dir selber gemacht, <<ja>> du bist **so BESCHEU-ERT** gewesen ne <<mhm>> also und da war's mir dann einfach auch klar« (MS, 7–8/49–1).

Für den Biografen ist ein eher zufällig entstandener sexueller Kontakt mit einer Frau – nach fast 20 Jahren, in denen er nur Sex mit Männern hatte – Initialgeber für eine Reihe von Veränderungen. Dabei ist es interessant, dass er weniger eine bestehende sexuelle Anziehung als ausschlaggebend beschreibt, sondern das »Feuerwerk«, das erst aus der sexuellen Praxis heraus entsteht. Dass es sich um einen Urlaub handelt, den er weit entfernt von seinem Wohnort und ohne seinen Partner verbringt, schafft vorteilhafte Bedingungen für eine solche »zufällige« Begegnung. Diese Entfernung ermöglicht ihm, Abstand von den alltäglichen partnerschaftlichen und szenetypischen Handlungsrouninen zu gewinnen. Es bietet sich vor Ort ein anderes kulturelles Szenario, in dem – auch wenn er dies im

Interview nicht ausführt – vermutlich seine sexuellen Routinen nicht ohne Weiteres anwendbar sind. Der »Zufall« wird ebenfalls durch seine Einbindung in eine »Swingerclubclique« erleichtert, in der sexuelle Interaktionen explizit eingeschlossen sind und sicher auch eine größere Offenheit herrscht, unterschiedliche Konstellationen zwischen den Mitgliedern der Gruppe zu erproben. An anderer Stelle berichtet Manfred Schäfer, dass er sich in der Folge in eine Frau aus der Gruppe verliebt. Durch seine sexuelle Erfahrung wird eine romantische Zuneigung geweckt, die bislang in Bezug auf Frauen für ihn gar keine Rolle gespielt hatte. Seine Erfahrungen mit der »Swingerclubclique« werden für Manfred Schäfer zu einem Katalysator für einen lebensgeschichtlichen Umbruch, der weit über eine Urlaubserfahrung hinausgeht:

»**B:** und dann hab ich dann auch wirklich mit äh [Anfang fünfzig] dann äh bei uns [Arbeitsstelle] dann noch mein bisexuelles Coming-out gehabt <<ja>> (2) und da hat dann wirklich reingehauen wie ne Bombe ((lacht))

I: ((lacht))

B: Weil ich war natürlich- es war einfach für alle klar ich war da ja schon so viele Jahre, dass ich schwul bin und ich hab damals in ner ganz kleinen Einheit <<mhm>> mit nur einer Kollegin gearbeitet <<ja>> und wir haben immer gesucht, wir sind- wir beiden sind mehr zusammen als wir mit unseren Partnern, <<ja>> ((schmatzt)) Maria [Name der Kollegin anonymisiert] und ich wir waren auch fast gleichaltrig, und haben uns super gut verstanden und ich kam dann ausm Urlaub ((trinkt was)) das war der Urlaub, wo ich mich dann in [Name] verliebt hatte, <<ja>> und, und, also sie- wir kannten uns gegenseitig so gut wir ham die kleinsten Kleinigkeiten sofort bemerkt ich kam morgens und wir kamen immer beide ganz früh dass wir noch ne, gute dreiviertel Stunde so'n bisschen miteinander quatschen konnten, dann sachte sie zu mir, also Manfred, du hast ja grade gesucht dein Urlaub war so toll, aber irgendwas stimmt nicht <<mhm, ja>> du machst'n **Eindruck** als wenn **irgendwas** passiert wäre sacht se ich kann's nich einordnen aber da iss irgendwas in deinem Urlaub passiert <<mhm>>, hab ich gesagt ja Maria stimmt es iss es iss auch was passiert, und dann kam noch unsere Sekretärin (2) ((schmatzt)) die also- dies- wir waren immer das Dreigestirn [Arbeitsstelle] <<mhm>> und dann sachte die auch sofort, sacht se ((energisch)) Manfred irgendwas **stimmt** doch mit dir nich da hab ich gesagt okay, ich hab mich verliebt, da sagt [Name] toll aber was sacht dein Freund denn dazu dass

du dich jetzt in einen anderen noch verliebt hast, sag ich das iss ja das Problem es iss kein Mann, das iss ne Frau, **WAS?**

I: ((lacht))

B: du hast dich inne **FRAU** verliebt? **NEIN** das gibt's doch gar nich ((lacht)) na ja, und dann hab ich ihr das erzählt ich sach Maria und ich **muss** dir jetzt- ums- um jetz **alles** aufn Tisch zu bringen, ich sach muss ich dir sagen, eigentlich war ich immer bisexuell, <<mhm>> ich hab das nur nie gesagt <<ja>>, nich, da sacht se jetzt bin ich- ich bin **fasungslos**, ((belustigt)) / du bist doch immer wieder für Überraschungen gut \« (MS, 8–9/29–14).

In der Sequenz wird deutlich, wie klar Manfred Schäfer bis zu diesem Zeitpunkt in seinem Leben zwischen seinem öffentlichen Auftreten als schwuler Mann und seinem Selbstempfinden als bisexuell getrennt hat. An anderer Stelle berichtet der Biograf, er habe seinem Partner bei der Aufnahme der Beziehung von seinem sexuellen Interesse für Frauen erzählt. Offensichtlich hat er diese Information darüber hinaus mit niemandem geteilt. Die enge Verbindung mit seinen Kolleginnen ermöglicht es ihm, die im Urlaub gemachte Erfahrung in seinen Alltag zu übertragen und ihr damit eine neue Bedeutung zu verleihen. Er wird damit das erste Mal von ihm nahestehenden Menschen als bisexueller Mann wahrgenommen. Die freundschaftliche und enge Verbindung mit seinen Kolleginnen, deren Anerkennung er sich unabhängig von seiner sexuellen Selbstbezeichnung sicher sein kann, ermöglichen ihm einen vertrauten Kontext der Erprobung seiner neuen Rolle.

An sein Handeln in früheren Lebenssituationen anschließend sucht er im weiteren biografischen Verlauf den Kontakt zu anderen bisexuellen Menschen. Hier zeigt sich ein Muster des Umgangs des Biografen mit lebensgeschichtlichen Umbrüchen: Nach seinem schwulen Coming-out mit Mitte zwanzig sucht er den Kontakt zu homosexuellen Zusammenhängen, nach seiner – sich später als falsch herausstellenden – positiven HIV-Diagnose mit Mitte dreißig organisiert er sich in der AIDS-Hilfe und nun beginnt er, sich mit Anfang fünfzig in bisexuellen Gruppen zu bewegen. Den Austausch in diesen Gruppen erlebt er als sehr bereichernd:

»Äh, also es war immer besonders stark wenn mir andere Bisexuelle so was, also gerade so am Anfang aus ihrem eigenen Lebens- äh -konzept was erzählt haben oder was sie selber auch erlebt haben schon <<ja>>, also dann hatte

ich so das Gefühl ((atmet auf)) **ach**, is ja doch ganz gut dass das nich nur dir so gegangen iss sondern dass da auch- dass es anderen ähnlich gegangen iss, und dann zu erleben ja die sind da auch mit klargekommen und die gehen so und so mit diesen Dingen um, und äh, ja das ähäh war für mich so dieses Gefühl irgendwie so'n **Zuhause** gefunden zu haben im übertragenen Sinn, ne« (MS, 89/17–25).

Manfred Schäfer verwendet bei der Beschreibung seiner Gefühle in bisexuellen Zusammenhängen die gleichen Worte wie Torsten Nowak (vgl. Kap. 5.1): Er hat in diesen das Gefühl, ein Zuhause gefunden zu haben. Damit zeigt sich auch in diesem Fall die biografische Bedeutung dieser Zusammenhänge. Sie ermöglichen ein Gefühl der Vertraut- und Geborgenheit, das in anderen gesellschaftlichen Bereichen – und dazu gehören auch homosexuelle Zusammenhänge – nicht ohne Weiteres erlebt werden kann. Dabei hebt Manfred Schäfer in der Interviewsequenz vor allem den Aspekt spezifischer lebensgeschichtlicher Erlebnisse hervor, die er im bisexuellen Kontext als geteilte Erlebnisse erfahren kann. Ein Gefühl der Fremdheit, da offensichtlich niemand die eigenen Erfahrungen teilt, wird damit in ein Gefühl der Vertrautheit verwandelt. Die Erleichterung über diese Erfahrung drückt sich im Interview auch dadurch aus, dass der Biograf laut aufatmet.

Er engagiert sich im Folgenden kontinuierlich in bisexuellen Zusammenhängen und geht erste Beziehungen mit Frauen ein, was sein Partner akzeptiert. In einer Psychotherapie, die er in dieser Zeit durchläuft, hat er in Bezug auf seine gewünschte Beziehungsgestaltung Auseinandersetzungen mit seinem Therapeuten:

»mein Therapeut hat mich **so** gewarnt, nehmen Sie keine bisexuelle Frau nehmen Sie eine heterosexuelle Frau ich sage das iss- überlassen Se mal gefälltst mir selbst aber das das äh konnte er nich verstehen <<ja>> also er hat ja immer zu mir gesagt ich bin nicht äh bisexuell er hat immer zu mir gesagt das iss alles nur durch Ihre Mutter entstanden Sie sind heterosexuell und das äh sollten Sie endlich auch ankucken <<mhm>>, das fand ich überhaupt nicht <<ja>>, also da fand ich da hat er sich völlig geirrt, und das wäre ja nicht der erste Analytiker oder der erste Therapeut der da irrt« (MS, 82/21–29).

Es ist auffallend, wie der Therapeut entlang einer monosexuellen Ordnung argumentiert und dementsprechend die gewünschte Beziehungsgestaltung

des Biografen bewertet. Die sich entwickelnde sexuelle und romantische Zuwendung zu Frauen ist für den Therapeuten offensichtlich nur akzeptabel, wenn sie auf das Ziel einer mono- und heterosexuellen Lebensform hinausläuft. Es ist möglich, dass in dieser Bewertung des Psychologen der schon bei Sigmund Freud angelegte Entwurf sexueller Entwicklung eine Rolle spielt, in dem eine erwachsene Sexualität zu erlangen bedeutet, sich dauerhaft auf ein sexuell begehrtes Geschlecht festzulegen. In diesem Entwurf wird auch eine homosexuelle Objektwahl als eine erwachsene Sexualität akzeptiert. Ein bisexuelles Begehren wird dagegen lediglich kindlichen Stadien der sexuellen Entwicklung zugeschrieben (vgl. Freud, 1977, S. 22; Kap. 2.2.2 und 3.1.1). Ganz im Sinne Freuds lässt sich ebenfalls die deterministische Argumentation des Therapeuten beschreiben, in der er die sexualisierten Übergriffe der Mutter als alles bestimmende Koordinaten in Manfred Schäfers Lebensgeschichte auffasst, während alles, was danach passiert ist, als irrelevant erscheint. In dieser Erfahrung, die der Biograf mit seinem Therapeuten macht, spiegelt sich ein sich in der Lebensgeschichte wiederholendes Erleben Manfred Schäfers wider: Durch seine Mutter, seinen Vater, in schwulen Zusammenhängen und nun durch seinen Therapeuten wird die Anforderung der Erfüllung eines monosexuellen Ideals an ihn herangetragen. Das Recht auf sexuelle Selbstbestimmung des Biografen spielt für diese signifikanten Anderen dagegen keine Rolle. Damit findet der Biograf – außerhalb bisexueller Zusammenhänge – nur wenig Raum, um – jenseits normativer Erwartungen – über seine sexuellen und romantischen Wünsche zu reflektieren und zu sprechen. Stattdessen muss er seine Energie darauf verwenden, die an ihn herangetragenen Erwartungen abzuwehren.

Der Tod der Mutter

Mitte der 2000er Jahre – etwa fünf Jahre nach dem bisexuellen Coming-out des Biografen – liegt die Mutter Manfred Schäfers im Sterben. Am Abend vor ihrem Tod spricht er noch einmal mit ihr:

»und hab das dann auch wirklich **alles** erzählt <<ja>>, wie schrecklich ich das fand und äh äh wie sehr mich das einfach in meiner Entwicklung also auch in meiner sexuellen Entwicklung Frauen gegenüber behindert hat, <<ja>> und äh äh wie viel Schmerz und wie viel Leid da für mich auch entstanden ist, und (2) ((schmatzt)) hab ihr dann aber zum Schluss gesagt dass das- dass ich ihr das einfach auch total verzeihe und mein letzter Satz

war einfach ((weint)) / du bist die Frau die mir mein Leben geschenkt hat, <<mhm>> du bist die Frau die für immer und alle Zeiten einen festen Platz in meinem Herzen hat <<ja>> (2) und (2) du sollst wissen, ich vergesse dich nie (2) und ne Viertelstunde später war sie tot, es liefen ihr noch'n paar Tränen aus'n Augen raus, und dann starb sie ne Viertelstunde später (2) und, ich hatte in den Jahren, vorher wirklich ich hab- ich hab das immer meinem Analytiker so bildlich ich kann's auch gar nicht anders erklären wie so'n Waffenarsenal gegen meine Mutter gesammelt <<ja>> \ (2) wissen Sie wie, wie 'ne Kaserne die bis zur Decke voller Waffen iss so eine Wut hatte ich, und in dem Moment, wo ich diesen Satz diesen letzten gesach- Satz gesacht hab das das hab ich wie wie'n Bild vor meinen Augen regelrecht gesehen als wenn sich die Erde auftun würde und diese Kaserne würde da drin versinken, <<mhm>> und, alles wäre weg« (MS, 11/24–42).

In der nicht durch meine Fragen unterbrochenen biografischen Eingangserzählung Manfred Schäfers bildet diese Szene den dramaturgischen Höhepunkt. Mit Blick auf die Abfolge des erlebten Lebens zeigt sich, dass dieses Verzeihen gegenüber dem Handeln der Mutter erst nach dem bisexuellen Coming-out des Biografen stattfindet. Es ist anzunehmen, dass das bisexuelle Coming-out und die Etablierung einer geschlechterübergreifenden sexuellen und romantischen Praxis sowie einer öffentlichen bisexuellen Selbstbezeichnung die Voraussetzung für diese Form des Abschiednehmens von der Mutter darstellen. Schließlich hat der Biograf damit – nach vielen Jahren – eine Variante gefunden, seine eigenen sexuellen und romantischen Bedürfnisse in den Vordergrund zu stellen und seinen, durch seine Erlebnisse mit der Mutter initiierten und durch bestehende gesellschaftliche Strukturen verstärkten, gleichgeschlechtlich-monosexuellen Lebensentwurf zu verändern. Das macht es ihm möglich, von der »Wut« gegenüber der Mutter abzulassen, die ihn in Kindheit und Jugend durch das Erleben sexualisierter Übergriffe weiter emotional an sie gebunden hat.

»endlich angekommen«

Einige Zeit nach dem Tod seiner Mutter beginnt der Biograf eine Beziehung zu Sabine, mit der er bis zum Zeitpunkt des Interviews – mehrere Jahre später – zusammen ist. Er erzählt davon, wie sie sich arrangieren, wenn Sabine in der gemeinsamen Wohnung von ihm und seinem Partner Klaus zu Besuch ist:

»ja wir wohnen jetzt in einer, relativ großen Wohnung zusammen [genaue Beschreibung der Wohnung] so dass wir uns wenn wir wollen sehr gut separieren können <<mhm>>, nich wenn Sabine dann Sabine kommt ja auch regelmäßig zu uns nach [Ort], <<ja>> dann sind wir immer im hinteren Teil der Wohnung, weil wir haben im Wohnzimmer ne doppelte Schlafcouch, <<mhm>> wo man sehr sehr gut zu zweit drauf schlafen kann und da schlaf ich dann mit Sabine, <<ja>> in der Zeit steht dann mein richtiges Bett im Schlafzimmer dann, äh leer, <<mhm>> (5) am Anfang war ich natürlich auch son bisschen skeptisch, weil [Name einer ehemaligen Partnerin] die wohnte ja auch in [Wohnort] <<ja>> da war das ja nie so, die kam höchstens mal aufn Kaffee bei uns <<ja>> vorbei nich aber, am Anfang war das dann schon so dass ich dann auch so dachte oh je wenn jetzt, äh Sabine Tage- mehrere Tage da iss na wie wird das <<ja>> aber es iss irgendwie dann doch, letztendlich, ganz gut gelaufen also <<mhm>> (4) jaja (4) von daher bin ich da sehr froh dass ich Klaus äh, dass ich in Klaus 'n Menschen gefunden hab der das alles so mitmacht auch ne« (MS, 72/25–42).

Das von Manfred Schäfer beschriebene Arrangement macht es möglich, darüber nachzudenken, inwiefern die Präsentation des Biografen, er habe sich von Handlungsmustern, die an Erlebnisse mit seiner Mutter gebunden waren, gelöst, mit seiner in dieser Textstelle beschriebenen Alltagspraxis übereinstimmt. Wird einbezogen, dass Klaus in dem beschriebenen kleinräumigen Besuchsarrangement möglicherweise hört, wie Manfred Schäfer und seine Partnerin miteinander Sex haben, lassen sich Verbindungslinien zu der Situation ziehen, in welcher der Biograf sexualisierte Übergriffe durch seine Mutter erlitten hat. Schließlich gab es in dieser Situation ebenfalls einen Zeugen, der »das alles so mitmacht«, den Vater Manfred Schäfers. Es lässt sich daher die Frage aufwerfen, ob der Biograf ein solches Setting gestaltet, um sich den Sex und die Beziehung zu einer Frau zu gestatten und ob dieses Setting von ihm, seinem Partner – der »das alles so mitmacht« – und seiner Partnerin tatsächlich in der Weise konfliktfrei erlebt wird, wie es vom Biografen dargestellt wird.

Solche Konflikte spielen im Narrativ Manfred Schäfers in Bezug auf seine gegenwärtige Lebensphase keine Rolle. Er evaluiert diese folgendermaßen:

»also äh ich weiß es nicht ich ich, ich- aber ich überleg da auch nich mehr sehr viel, <<ja>> drüber äh ich weiß nur dass ich eigentlich erst so mit fuff-

zich so richtig das Gefühl hatte endlich angekommen zu sein <<mhm>>
endlich irgendwo zuzugehören <<ja>>« (MS, 88/36–39).

Es gibt Hinweise darauf, dass – trotz dieser positiven Evaluation des Biografen – die Erlebnisse in seiner Kindheit eine größere Rolle für seine Gegenwart spielen, als er es im Interview darstellt. Das wäre nicht verwunderlich, schließlich sind solche langfristigen Folgen des Erlebens sexualisierter Gewalt durch einen Elternteil ein häufiges Phänomen (vgl. Bange, 2007, S. 71; Kindler, 2015, S. 246). Diese Folgen zeigen sich ganz unabhängig von der sexuellen Ausrichtung der betroffenen Menschen, weswegen es wenig sinnvoll erscheint, an dieser Stelle – wie es etwa der Therapeut des Biografen tat – das Thema der Bisexualität des Biografen in den Mittelpunkt zu stellen. Es geht darum, wie er diesen bisexuellen Lebensentwurf gestaltet. Das Besondere im Fall von Manfred Schäfer ist dabei, dass in seinem biografischen Narrativ von Bisexualität wenig Raum bleibt, Konfliktbehaftetes zu thematisieren, da es darauf angelegt ist, seine neue Lebensphase als ideal darzustellen. Die Erlebnisse von Manfred Schäfer mit seinem Therapeuten einbeziehend kann dabei von zwei Narrativen von Bisexualität gesprochen werden, die sich gegenüberstehen: einmal das eines notwendig problembehafteten Lebensentwurfs, den es zu überwinden gelte. Dieser Darstellung steht – vertreten von Manfred Schäfer – eine Erzählung von Bisexualität als ein idealer und konfliktfreier Lebensentwurf gegenüber, den es in schwierigen Ausgangsbedingungen zu verteidigen gilt. Zwischen diesen beiden Polen des Diskurses bleibt wenig Raum, Bisexualität als einen alltäglichen und dauerhaften Lebensentwurf zu thematisieren, der weder notwendig problembehaftet noch notwendig frei von Konflikten ist.

5.3.4 Biografischer Verlaufstypus: Selbstetikettierung als Aneignung

Ich verlasse an dieser Stelle erneut die Ebene der biografischen Fallrekonstruktion und komme zur Bildung eines weiteren biografischen Verlaufstypus.

Biografische Verläufe der *Aneignung* von Bisexualität als ein soziales Etikett der Selbstbeschreibung sind – im Gegensatz zu Verläufen der *Übernahme* (vgl. Kap. 5.1.5) und *Anpassung* (vgl. Kap. 5.2.4) – dadurch geprägt, dass Bisexualität zwar schon früh Teil des sexuellen Handlungs-

repertoires ist, dieses Handeln jedoch als verboten, unerwünscht oder konflikthaft erlebt wird. Die Repräsentant_innen dieser Fälle erleben eine Beschränkung ihres sexuellen Handelns, die umfassender ist als das Fehlen eines stimmigen Etiketts. Sowohl in Bezug auf Sexualität als auch auf die Geschlechtsidentität und den gesamten Körper können sich in manchen Phasen der Lebensgeschichte Konflikte ergeben. Während für eine Selbst-etikettierung als bisexuell im Typus Übernahme keine zusätzliche biografische Arbeit nötig ist und sich diese in den Fällen der Anpassung auf eine beschränkte Phase des Lebens konzentriert, gestaltet sich der Verlauf der Aneignung als ein lang andauernder Vorgang, der einen großen Teil der Biografie umfasst und diese dadurch wesentlich beeinflusst.

Es ist dabei hervorzuheben, dass sowohl eine gleichgeschlechtliche als auch eine gegengeschlechtliche sexuelle Praxis als konflikthaft besetzt empfunden werden kann. Institutionalisierte Monosexualität und Heterosexualität erweisen sich in den Verläufen der Aneignung in dieser Hinsicht als gleichermaßen wirksam. Es lassen sich auf Basis des erhobenen Falles soziale Bedingungen konstruieren, in denen es zu einer Beschränkung des Zugangs zu einer lustvollen gegengeschlechtlichen Sexualität und auch Beziehungspraxis kommt. Diese Beschränkung kann dabei sowohl durch familiäre Machtstrukturen gefördert werden als auch durch die vorwiegend monosexuelle Organisation der gesamten Gesellschaft verstärkt werden. Ein Beispiel für Letzteres ist die Forderung nach konformem Verhalten in vielen homosexuellen Zusammenhängen. Dabei geht es vor allem um die Beschränkung auf gleichgeschlechtliches sexuelles und partnerschaftliches Handeln. Abweichungen von dieser Anforderung werden bisweilen mit Ächtung und Ausschluss sanktioniert, wie dies schon hinsichtlich typischer Verläufe der Anpassung deutlich wurde.

Unter diesen Bedingungen erweist sich die Aneignung von Bisexualität als Etikett der Selbstbeschreibung als herausfordernd und langwierig. Dabei muss der Umstand berücksichtigt werden, dass die Verfügbarkeit von Bisexualität sich als soziales Etikett der Selbstbeschreibung im Alltagswissen als beschränkt erweist. Eine umfassende Aneignung des Etikettes kann daher bisweilen erst im fortgeschrittenen Lebensalter erfolgen. Diesen Umstand bringt der Repräsentant dieses Typus *Manfred Schäfer* in einer Interviewsequenz auf den Punkt:

»also äh ich weiß es nicht ich ich, ich- aber ich überleg da auch nich mehr sehr viel, <<ja>> drüber äh ich weiß nur dass ich eigentlich erst so mit fuff-

zich so richtig das Gefühl hatte endlich angekommen zu sein <<mhm>>
endlich irgendwo zuzugehören <<ja>>« (MS, 88/36–39).

Die *Aneignung* des Etiketts wird – wie in den anderen typischen Verläufen auch – durch einen Zugang zu explizit bisexuellen Zusammenhängen erleichtert. Dagegen kann die enge Bindung an homosexuelle Zusammenhänge, aufgrund des schon erwähnten Konformitätsdruckes, hinderlich sein. Im Mittelpunkt der Bindung an bisexuelle Zusammenhänge steht dabei ein – im Zitat erwähntes – Gefühl der Vertrautheit und Zugehörigkeit, das den Repräsentant_innen bislang versagt blieb. Die Annahme des Etiketts führt zu einem grundlegenden Wandel der Deutung der Vergangenheit als von nicht selbst gewählten Beschränkungen besetzt, der Gegenwart, die voller neuer Möglichkeiten erlebt wird, und Zukunftsentwürfen, die nun mehr Handlungsspielräume versprechen.

Handlungsmöglichkeiten

Der Zugang zu bisexuellen Zusammenhängen erweist sich als eine zentrale Ressource zur Erweiterung der Handlungsmöglichkeiten. Die sexuellen und partnerschaftlichen Wünsche erfahren hier neue Legitimität, werden als von anderen Menschen geteilte erlebt. Es entsteht die Möglichkeit, sich auszutauschen und einen sozialen Zusammenhang zu erfahren, der vor den lange empfundenen Zumutungen institutionalisierter Monosexualität geschützt ist. Die Übernahme des Etikettes ermöglicht geschlechterübergreifendes sexuelles und partnerschaftliches Handeln, das zuvor negativ besetzt war, nun lustvoller zu genießen und als legitim zu erleben. Es eröffnen sich zudem neue Möglichkeiten der Gestaltung von Sexualität, Beziehungen und eine Flexibilisierung von Geschlechterrollen.

Handlungsbeschränkungen

Auf der Ebene der Präsentation neigen die Repräsentant_innen dieses Typus dazu, die *Aneignung* des Etiketts zu idealisieren. Das ist angesichts der Entlastung und Handlungserweiterungen, die durch die Aneignung erreicht werden, nachvollziehbar. Auf der Ebene des biografischen Verlaufs wird deutlich, dass diese Idealisierung die Tendenz zeigt, mögliche ungelöste Konflikte zu überdecken und damit der Aufmerksamkeit und Bearbeitung zu entziehen.

Als beschränkend erweist sich darüber hinaus die mangelnde gesellschaftliche Etablierung von Bisexualität als soziales Etikett und gleichberechtigtem Lebensentwurf. In den Fällen der Aneignung wird dies beson-

ders deutlich, da die Frage aufkommt, wie langfristige und über schwierige Phasen hinweggeführte Beziehungen auch nach der *Aneignung* des Etiketts weitergeführt werden können. Etablierte Beziehungsmuster der seriellen Monogamie erweisen sich in dieser Situation möglicherweise als unbrauchbar. Mögliche Alternativen, wie die Gestaltung von Mehrfachbeziehungen, werden marginalisiert und sind in ihren Möglichkeiten der rechtlichen Absicherung beschränkt. Mit Blick auf die Verläufe dieses Typus halten die rechtliche Situation und die gesellschaftliche Debatte um Mehrfachbeziehungen mit der gesellschaftlichen Entwicklung nicht Schritt.

Zusammenfassung der den Typus repräsentierenden Verläufe

Der Verlauf der Lebensgeschichte von *Manfred Schäfer* (Kap. 5.2) repräsentiert diesen Typus. Im biografischen Verlauf von Manfred Schäfer ist es die sexuelle Gewalt, die er durch seine Mutter erlebt, die seinem Wunsch nicht nur mit Männern zu schlafen, sondern auch mit Frauen, entgegensteht. Die monosexuelle Ordnung der Gesellschaft bestärkt ihn in seinem daraus resultierenden Versuch, allein mit Männern als Liebes- und Sexualpartnern glücklich zu werden. Zwar hat Manfred Schäfer im Laufe seines Lebens immer wieder Affären mit Frauen, aber eine Selbstbezeichnung als bisexuell und eine feste Beziehung mit einer Frau – neben seiner langjährigen Partnerschaft zu einem Mann – realisiert er erst im Alter von Anfang fünfzig. Bestärkt wird er dabei durch ein Engagement in bisexuellen Zusammenhängen. Der biografische Verlauf von Manfred Schäfer kann als Beispiel dafür gelten, dass Verläufe der Anpassung auch die Gefahr der Idealisierung und Verdeckung von Konflikten im biografischen Narrativ beinhalten. So zeigen sich in seinem Fall in der von ihm idealisierten bisexuellen und polygamen Beziehungsgestaltung Muster, die auf die Situation der Übergriffe verweisen, die der Biograf in Kindheit und Jugend durch seine Mutter erlebt hat. Das wirft zumindest Fragen auf, ob die von ihm als ideal beschriebene Beziehungsform nicht konfliktbehaftet ist.

Im Folgenden stelle ich zwei weitere Fälle dar, welche die Grundlage eines vierten Verlaufstypus bilden.

5.4 Falldarstellungen Birgit Müller und Susanne Albers

Die Falldarstellungen *Birgit Müller* und *Susanne Albers* fasse ich in einem Kapitel zusammen, da ich sie beide einem biografischen Verlaufstypus zuge-

ordnet habe. Die Darstellung des Falles von Birgit Müller (vgl. Kap. 5.4.1) basiert auf einer globalanalytischen Auswertung (vgl. Kap. 4.3.4).

5.4.1 Birgit Müller

»mh also es is wirklich und das war ah ganz, große Zäsur also wirklich mit vorher und nachher« (BM, 1/21–23).

Birgit Müller³⁹ lebt, bis sie Mitte dreißig ist, gegengeschlechtlich-monosexuell. Die Übernahme von Bisexualität als ein Etikett der Selbstbeschreibung erlebt sie – wie sie es in dem oben stehenden Zitat selbst beschreibt – als eine »Zäsur« in ihrem Leben. Ein Engagement in bisexuellen Zusammenhängen spielt nur eine untergeordnete Rolle. In dieser Hinsicht bildet der Fall einen minimalen Kontrast zum Fall von Tanja Weber (vgl. Kap. 5.2). Allerdings zeigte sich in der Rekonstruktion bald, dass ihr biografischer Verlauf sich anders gestaltete. Er bildete die Grundlage für die Konstruktion des biografischen Verlaufstypus der Annahme von Bisexualität als Etikett als *Überbrückung*.

5.4.1.1 Interviewkontext und Interaktionsverlauf

Zum Zeitpunkt des Interviews – das etwa zwei Stunden dauert – ist Birgit Müller Anfang fünfzig, arbeitet im sozialen Bereich und lebt mit ihrem Mann und mehreren leiblichen Kindern zusammen. Die Kinder sind zum Zeitpunkt des Interviews alle im jugendlichen oder jungen Erwachsenenalter. Seit mehreren Jahren führt Birgit Müller eine Beziehung mit einer Frau, die ebenfalls verheiratet ist und mit ihrem Partner und Kindern zusammenlebt. Ihr Mann weiß von der Beziehung, möchte jedoch, dass sie diese vor den Kindern und dem sozialen Umfeld geheim hält. Die Biografin kommt diesem Wunsch ihres Mannes nach, sagt aber, dass sie ihre zweite Beziehung gegenüber ihren Kindern und dem familiären Umfeld lieber offen thematisieren würde.

Der Kontakt zu Birgit Müller entsteht über ihre Beziehungspartnerin, mit der ich mich zuvor zu einem Gespräch treffe. Bei diesem Interview er-

39 Dieser Fall wurde von mir auch im Rahmen eines Beitrages für einen Sammelband angesprochen (vgl. Ritter, 2014, S. 209).

zählt sie mir von dem Interesse ihrer Partnerin, ebenso ein Interview zu geben. Der gesamte weitere Kontakt, um einen Gesprächstermin auszumachen, erfolgt über die Partnerin von Birgit Müller. Ich erhalte zu diesem Zeitpunkt weder eine Mailadresse noch eine Telefonnummer, um sie zu erreichen. Ich gehe davon aus, dass dies an der Geheimhaltung gegenüber ihren Kindern liegt, die sie ihrem Mann zuliebe wahren möchte. Zu diesem Zeitpunkt denke ich darüber nach, ob es nicht vor allem die Partnerin von Birgit Müller ist, die sie zu einem Interview überreden möchte.

Bei einem Telefonat sagt mir die Partnerin von Birgit Müller, dass diese mir immer noch gerne ein Interview geben würde, sich aber Sorgen mache, frei über ihre Lebensgeschichte zu berichten. Ich erkläre, dass das Interview eher dazu angelegt sei, zu erzählen, aber selbstverständlich nur das, was von den Interviewten erwünscht sei. An diesen Aussagen wird deutlich, wie groß die Bedenken Birgit Müllers sind, ein Interview zu geben. Es zeigt auch noch einmal, wie hochschwellig der von uns gewählte Zugang ist, womit wir notwendigerweise einen Ausschluss von Menschen vollziehen, die Sorge haben, zu viele Informationen preiszugeben.

Die Partnerin der Biografin schlägt zunächst vor, dass wir einen Termin ausmachen, an dem wir über ihre und die Lebensgeschichte ihrer Partnerin sprechen. Ich bitte darum, die geplanten Interviews besser auf zwei Tage hintereinander zu verteilen, da mir die Durchführung von einem Folgeinterview und einem anschließenden ersten Interview als zu umfangreich für einen Termin erscheint. Auf dieses Vorgehen einigen wir uns. Eine Woche vor unserem Gespräch rufe ich die Partnerin von Birgit Müller noch einmal an, um auf den anstehenden Termin einzugehen. Diesmal frage ich auch nach einer Kontaktmöglichkeit zu Birgit Müller, woraufhin ich die Zusage erhalte, dass Birgit Müller mich zurückrufen werde. Einen Kontakt bekomme ich weiterhin nicht. Birgit Müller ruft mich am selben Tag zurück. Als wir über den Ablauf des anstehenden Interviews sprechen, bittet sie mich, ihr die Fragen, die ich habe, schon vor dem Gespräch mitzuteilen, damit sie sich vorbereiten könne. Daraufhin erläutere ich ihr, dass ich sie zu ihrer gesamten Familien- und Lebensgeschichte befragen werde und dabei die Auswahl der Themen bei ihr liege und ich ihr nichts vorgeben möchte.

Das Interview findet in der Wohnung der Partnerin von Birgit Müller statt. Wir sind allein, da diese und ihr Mann arbeiten und deren Kinder in der Schule sind. Birgit Müller ist sichtlich aufgeregt. Sie hat mehrere Papiere dabei. In der Vorbereitung des Interviews habe sie dort ihre Lebensgeschichte notiert, wie sie mir gleich zu Beginn mitteilt. Das unterstreicht

noch einmal, wie wichtig ihr unser Gespräch ist und wie intensiv sie sich darauf vorbereitet hat. Ihre Notizen hat sie – wie sie später erzählt – in der Nacht vor unserem Interview erstellt und daher kaum geschlafen. Während wir sprechen, blickt sie immer wieder in ihre Notizen, als wolle sie sich an diesen festhalten. Von Anfang an ist sie im Interview emotional, insbesondere wenn es um das Thema Bisexualität geht. Auf meine Nachfragen im internen Teil reagiert sie überfordert und merkt immer wieder an, dass sie Zeit zum Nachdenken brauche, sie könne nicht spontan antworten. Ich versuche, sie im Gespräch immer wieder zu beruhigen und erkläre ihr, dass sie sich für die Beantwortung der Fragen so viel Zeit nehmen könne, wie sie bräuchte. Zudem äußert die Biografin in einer Pause den Wunsch, noch mehr Menschen kennenzulernen, die wie sie leben, und fragt mich, ob es solche gebe. Ich versichere ihr, dass wir noch mehr Menschen interviewt hätten, die eine ähnliche Geschichte und Lebensentwurf hätten, und dass sie mit ihrem Lebensentwurf nicht allein sei.

Das gesamte Interview fällt Birgit Müller sichtlich schwer. Sie bittet bei für sie schwierigen Passagen immer wieder um Pausen und verlässt den Raum, um sich zu sammeln, und zudem wird ihr schwindelig. Schließlich bekommt sie Kreislaufprobleme und muss sich auf einem Sofa hinlegen. Ich bringe ihr ein Glas Wasser und sie fragt mich, ob ich sie einen Moment alleinlassen könne. Ich komme ihrem Wunsch nach, bitte sie jedoch, mir Bescheid zu sagen, wenn es ihr schlechter gehe. Zu diesem Zeitpunkt bin ich zunehmend besorgt und überfordert mit der Situation. Nach etwa zehn Minuten geht es Birgit Müller besser und sie möchte – obwohl ich Bedenken anmelde – das Interview gerne fortsetzen. Nach einiger Zeit muss sie sich aufgrund von Kreislaufproblemen erneut hinlegen. Ich entscheide nun, das Interview an dieser Stelle zunächst zu beenden, da ich den Zustand der Biografin und den Grad der Belastung durch das Gespräch nicht einschätzen kann. Den Vorschlag der Biografin, sie könne im Liegen weitersprechen, nehme ich daher nicht an. Stattdessen rufe ich – nach Rücksprache mit der Biografin – ihre Partnerin an und erzähle dieser, dass das Interview für Birgit Müller anstrengend war und es ihr nicht so gut gehe. Ihre Partnerin ist davon nicht überrascht und teilt mir mit, dass sie nun mit ihrem Sohn nach Hause komme. Aufgrund der instabilen Verfassung der Biografin warte ich, bis Birgit Müllers Partnerin nach Hause kommt. So lange bleibe ich im Flur sitzen und erkundige mich in regelmäßigen Abständen nach dem Befinden der Biografin, die sich weiter auf dem Sofa ausruht. Als die Partnerin der Biografin mit ihrem Sohn nach Hause kommt,

begrüßt sie mich herzlich, dann geht sie zu Birgit Müller und schließt sie fest in die Arme. Die Vertrautheit und Nähe der Geste berührt mich. Ihre Partnerin bietet Birgit Müller dann an, bei ihr zu übernachten, was diese ausschlägt, da sie zurück zu ihrer Familie müsse. In dieser Interaktion kommt für mich einerseits die große Nähe des Paares zum Ausdruck, die sie auch vor dem anwesenden Sohn der Partnerin nicht verbergen. Auf der anderen Seite zeigen sich auch die Herausforderungen in der Organisation der Beziehung der beiden verheirateten Frauen, in der eine Übernachtung nichts Selbstverständliches darstellt, sondern immer einen gewissen Grad an Aushandlungen und organisatorischem Aufwand bedeutet.

Auf meinem Weg in mein Hotel bin ich beruhigt, da die Biografin zunächst in Obhut ihrer Partnerin ist. Ich bin froh, dass wir das Gespräch an keinem anderen Ort geführt haben. Zugleich mache ich mir Sorgen, ob ein lebensgeschichtliches Interview – in der gegenwärtigen Lebenssituation der Biografin – eine zu große Intervention darstellt. Am nächsten Tag treffe ich mich noch einmal mit der Partnerin von Birgit Müller, die mir versichert, dass es dieser schon viel besser gehe.

Als Kontakt habe ich von Birgit Müller während des Interviews eine E-Mail-Adresse erhalten. Kurz nach unserem Interview schreibe ich ihr und frage, wie es ihr gehe. Ich biete ihr zudem ein weiteres Treffen an, bitte sie, was dies betrifft, ihre Grenzen zu wahren, da eine Erzählung der Lebensgeschichte in manchen Lebensphasen eine große Anstrengung sein könne. Sie antwortet mir auf meine Mail:

»Liebe Kim Ritter, ganz herzlichen Dank für die lieben Zeilen und die Frage nach meinem Befinden! Eigentlich hätte ich ihnen gleich eine Rückmeldung schicken wollen, doch bei dem, was sich danach getan hat, ist es vorerst in den Hintergrund gerückt. Auch wenn es anstrengend war, hat mir das Gespräch sehr gut getan. Es hat mir noch einmal klar gemacht, dass ich von meiner Seite aus alles versucht habe, um meinen Leben in den früheren Bahnen weiterlaufen zu lassen und dass es so, wie es jetzt ist, ganz genau mein Weg ist, mit allen Konsequenzen. Letztlich hat mich diese Zusammenschau mit Ihnen als Gegenüber sehr bestärkt.« (BM, E-Mail, 1/1–8).

Die Mail legt nahe, dass – trotz der sichtlichen körperlichen Anstrengung während des Interviews – die Möglichkeit, ihre gesamte Lebensgeschichte zu erzählen, eine für sie positive Wirkung hatte (vgl. zu diesem Thema Rosenthal, 2002). Zu dieser Wirkung beigetragen hat – wie auch der E-Mail

zu entnehmen ist – die Möglichkeit für Birgit Müller, eine ZuhörerIn zu haben, der sie ihre gesamte Lebensgeschichte mitteilen kann – eine Möglichkeit, die im Alltag sonst selten gegeben ist. In unserer Begegnung handelt es sich jedoch nicht um ein therapeutisches Setting, für das ich nicht ausgebildet bin. Ich halte vielmehr gerade meine Rolle als Sozialforscherin für einen Grund der positiven Wirkung des Interviews. Schließlich hat Birgit Müller an verschiedenen Stellen unseres Gespräches die Frage aufgeworfen, ob es noch andere Menschen gebe, die eine ähnliche Geschichte und einen ähnlichen Lebensentwurf wie sie haben. Durch unseren Kontakt konnte sie sich der Existenz ähnlicher Lebensweisen vergewissern und ihre Lebensgeschichte – die sie in wichtigen sozialen Bereichen ihres Lebens, wie ihrer Familie, nicht erzählen kann – als Teil einer gesellschaftlich relevanten und legitimen Erfahrung artikulieren. Zu diesem Aspekt lässt sich hinzufügen, dass die Biografin ihre Zuneigung zu Frauen als einen plötzlichen und schmerzlichen Bruch mit ihrem vorherigen Leben erlebt hat. Sie konnte das Interview daher auch dazu nutzen, zusammenhängend, im Rahmen ihres Relevanzsystems, über diesen Bruch zu sprechen. Sie nutzt das Interview als eine Chance, die schwierige, aber für sie bestärkende Arbeit anzugehen, angesichts des Erlebens eines biografischen Bruches eine erzählerische Kontinuität in Bezug auf ihre gesamte Lebensgeschichte herzustellen.

Die Biografin schlägt vor, ein zweites Gespräch über einen Video-Chat durchzuführen, was wir dann auch einige Wochen später machen. Zu diesem zweiten Gespräch bittet sie mich, ihr meine Fragen vorab zu mailen, wobei ich dieser Bitte nachkomme. In diesem zweiten Gespräch wirkt Birgit Müller gut gelaunt und viel ruhiger als bei unserer ersten Begegnung. Aufgrund der entfernten Gesprächssituation und des letzten Gespräches beschränke ich meine Fragen etwas und führe kein Genogrammgespräch⁴⁰ durch. Das führte dazu, dass die Datengrundlage dieses Interviews geringer ist als bei den meisten anderen Interviews.

5.4.1.2 Das Thematische Feld der erzählten Lebensgeschichte

Birgit Müller beginnt die Erzählung ihrer Lebensgeschichte, indem sie einen entscheidenden Wendepunkt ihres Lebens einführt:

⁴⁰ In der Regel habe ich mit den Interviewten einen Familienstammbaum erstellt und sie zu den jeweiligen Angehörigen befragt.

»ich hätt mir dis vor fünfzehn Jahren, eigentlich nicht vorstellen können <<hmhm>> dass, mein Leben mal diese Wendung nimmt <<ja>> ich bin((lacht)) <<ja>> (3) mh also es is wirklich und das war ah ganz, große Zäsur also wirklich mit vorher und nachher« (BM, 1/20–23).

Indem sie mit diesen Worten ihre Eingangserzählung beginnt, entwirft sie eine beinahe idealtypische Form der Erzählung, die von einem »Interpretationspunkt« (Rosenthal, 1995, S. 143) ausgeht, der die Gestalt der gesamten Lebenserzählung erfasst und sie temporal strukturiert. Die Biografin unterscheidet eindeutig zwei Lebensphasen voneinander, die für sie kaum vergleichbar sind.

Nachdem sie kurz die »Wendung« als einen zentralen Moment ihres Lebens einführt, geht sie nicht darauf ein, was damals vor fünfzehn Jahren passiert ist. Stattdessen kontrastiert sie ihre Gegenwartsperspektive mit dem, was in der Zeit vor dem Wendepunkt im Mittelpunkt ihres Lebens stand:

»i hab mei Perspektive war eigentlich immer, äh ja an Mann lieben und heiraten und Kinder kriegen <<hmhm, ja>> und die großziehen, auch in Treue so also wie=s, meine Eltern ham mir das auch vorgelebt« (BM, 1/23–25).

Die Bildung dieses Kontrastes gibt einen Hinweis auf das thematische Feld, das die Eingangserzählung Birgit Müllers strukturiert: Es geht ihr um den Versuch der Eingliederung der Geschehnisse der letzten fünfzehn Jahre ihres Lebens in den Zusammenhang ihres Lebens zuvor und in ihren Wertehorizont. Sie befindet sich im Prozess der Herstellung einer neuen kohärenten Lebenserzählung, die in der Lage ist, die erlebte »Wendung« zu integrieren. Das ist kein leichtes Unterfangen, insbesondere da die Biografin verdeutlicht, dass ihre ursprüngliche »Perspektive« keinerlei Raum für einen bisexuellen Lebensentwurf vorsah. Im Mittelpunkt stand für sie zuvor die Rolle der treuen Ehefrau und Mutter. Dabei handelt es sich um Rollenentwürfe, in denen sie für andere da ist und in denen wenige Spielräume vorgesehen sind, eigene Interessen und Bedürfnisse zu verfolgen.

An diesen Einstieg in die Erzählung anschließend beschreibt Birgit Müller das Aufwachsen auf dem Hof der Eltern, in dörflichem Umfeld. Dabei finden sich deutliche Hinweise, dass der damalige Lebensentwurf der Biografin weniger heteronormativ war, als sie dies aus der Gegenwartsperspektive heraus darstellt. In diesem Abschnitt der Erzählung

steht die Selbstdarstellung als einsames Kind und Außenseiterin im Vordergrund. Gegenüber diesen dominanten Themen verblassen andere Themenfelder, wie der Hinweis der Biografin, dass sie lieber auf dem Hof geholfen habe, als im Haushalt zu arbeiten oder dass sie davon träumte, Tierärztin zu werden, da sie die Tiere des Hofes liebte und sich ihnen nahe fühlte. Sie spricht auch wenig darüber, wie sie – trotz des Status als Einzelgängerin und Außenseiterin – erfolgreich eine schulische Ausbildung abschließt oder aktiv in einem Verein tätig ist. Diese Aspekte der Lebensgeschichte würden es möglich machen, ein anderes lebensgeschichtliches Narrativ zu entwerfen. Sie werden jedoch an den Rand verwiesen. Diese Marginalisierung vollzieht sich durch das thematische Feld der Lebenserzählung Birgit Müllers, das darin besteht, das ursprüngliche Selbstbild als treue Ehefrau und Mutter mit der von diesem Selbstbild abweichenden Gegenwart zu kontrastieren. Diese Erzählweise kann als eine Möglichkeit der Legitimierung eines bisexuellen Lebensentwurfes gelesen werden. Birgit Müller verdeutlicht dadurch, wie sie alles unternommen habe, die mono- und heterosexuellen Rollenvorgaben des sozialen Umfelds zu erfüllen, anstatt Erinnerungen auszubauen, die eine andere Deutung ermöglichen würden.

Dementsprechend spricht sie auch über die Aufnahme ihres Studiums eher als eine Form der Anpassung. Gerade ihr erfolgreich abgeschlossenes Studium baut sie in ihrer Erzählung kaum aus, sondern unterbricht ihre Eingangserzählung an dieser Stelle und fährt – nachdem ich anmerke, sie könne einfach erzählen, wie es damals weiterging – mit dem Kennenlernen ihres Mannes fort. Sie entwirft dabei ein Narrativ, in dem sich die »Ablösung« (BM, 2/32) aus dem Elternhaus, ein Erlangen eines – wie sie sagt – »vom Körperlichen her, hin auf=n Normalmaß wieder« (BM, 3/10) und das Kennenlernen ihres zukünftigen Ehemannes im Alter von achtzehn Jahren nahtlos ineinanderfügen.

Dann erfolgt in ihrer Erzählung ein thematischer Bruch und sie fügt an, ein »bissel« (BM, 3/18) über Sexualität sprechen zu wollen. Hier beschreibt sie ein »zwiespältiges« (BM, 32/19) Verhältnis ihrer Mutter zur Sexualität, die sich Offenheit gewünscht, diese aber nicht vorgelebt habe, und wie sie selbst in ihrer Kindheit und Jugend wenig über Sexualität gelernt habe: »äh so Jungs und Männer das war scho bisschen das unbekannt- äh, bisschen unbekanntes Wesen« (BM, 3/28–29). Vor allem habe ihr Mann – dem Sexualität sehr wichtig sei und der in diesem Bereich »unverkraupfter« (BM, 3/31) als sie gewesen sei – ihr geholfen, »offener«

(BM, 3/34) zu werden. Auch wenn es sich um einen thematisch neuen Einschub handelt, folgt die Biografin dabei dem Muster, sich selbst selten als handelnde Person einzuführen. Ihr wäre es schließlich auch möglich gewesen zu beschreiben, wie sie sich trotz ihrer geringen Erfahrungheit einen Mann suchte, der offen ist und wie sie sich mit diesem eine gemeinsame und lustvolle Sexualität erschließt. An diese Beschreibung schließt sie eine Argumentation an, in der sie deutlich macht, dass es in der Bibel nicht die kirchliche »Abwertung der Sexualität« (BM, 3/38) gebe, sondern auch »total erotische Stellen« (BM, 3/38), die ihr in diesem Bereich als »Richtschnur« (BM, 3/40) dienen würden. Damit verweist sie auf eine Strategie der Emanzipation von der kirchlichen Sexualmoral, mit der sie aufgewachsen ist, und ihrer Aneignung einer religiösen Sexualmoral, die sie sich erst als Erwachsene angeeignet hat und die ihr neue sexuelle Handlungsspielräume eröffnete. Im Gegensatz zum Beschreiben ihres Aufwachsens zeigt sich die Biografin in ihrer Argumentation als keineswegs zurückhaltende Kritikerin der kirchlichen Sexualmoral, wobei sie darauf bedacht ist, ihrer Kritik eine religiöse Grundlage zu geben.

Nach diesem kurzen Einschub berichtet sie sehr kurz über ihre Heirat und den Abschluss ihres Studiums mit einem Anerkennungsjahr, das ihr den Berufseinstieg ermöglicht habe. Interessanterweise erzählt sie diese Geschichte des Einstiegs in das Berufsleben eher als eine Geschichte des Scheiterns, da sie betont, sie habe sich in einer beruflichen »Sackgasse« (BM, 4/8) befunden. Sie beschreibt, wie sie in der Folge mehrere Kinder bekam und Krisen in ihrer Ehe immer bewältigen konnte. Damit wird das Muster einer heterosexuellen Normalbiografie präsentiert, in der sie die Rollenanforderung an eine Mutter und Ehefrau immer erfüllte.

Dann thematisiert sie, wie sie sich »Hals über Kopf« (BM, 4/21) in eine Bekannte verliebte. Auf diese Beschreibung folgt eine Pause von sechzehn Sekunden. Damit erhält der erlebte Bruch auch die Gestalt einer Unterbrechung in der Erzählung, in der die Biografin zunächst keine Worte mehr findet. Sie setzt nach dieser Pause zu einer Argumentation an, dass sie ihrem Wunsch nach einer »weiblichen Zärtlichkeit« (BM, 4/39) damals aufgrund ihres Wunsches treu zu sein nicht nachkommen konnte und daher den Kontakt zu ihrer Freundin abbrach. Dann bittet die Biografin um eine Pause und es erfolgt der erste Abbruch der Aufnahme. Dieser Ablauf zeigt die Mühen der Biografin, den Bereich ihrer Lebensgeschichte vor der Wende gemeinsam mit dem Wendepunkt selbst und seinen Folgen in einer zusammenhängenden Geschichte zu erzählen. Wie ich oben be-

schrieben habe, hat die Biografin nicht die Intention, das Interview an dieser Stelle abubrechen, sondern es trotz der sich einstellenden Kreislaufprobleme weiterzuführen. Das Interview gestaltet sich damit als eine anspruchsvolle Form der biografischen Arbeit, in der Birgit Müller ihrer Lebensgeschichte eine neue Kohärenz verleihen möchte, die zuvor verloren gegangen ist.

In Bezug auf die gesamte Erzählung ist auffallend, dass Beschreibungen, Argumentationen und Evaluationen alle Ausführungen des »nachher« (BM, 1/23) – also der Zeit nach dem Wendepunkt – bestimmen. Sie berichtet weder von konkreten Ereignissen noch aus anderen Lebensbereichen, wie ihrem Beruf im sozialen Bereich, den sie nun ausübt, oder über ihre Kinder. Stattdessen beendet sie ihre Eingangserzählung relativ plötzlich mit der Anmerkung, es falle ihr nun nichts mehr ein. Als ich noch einmal frage, was denn nach dem Kennenlernen ihrer Partnerin passiert sei, wünscht sie erneut eine Pause der Aufnahme. Als wir wieder beginnen, setzt sie zu einer Evaluation in Bezug auf ihre gegenwärtige Mehrfachbeziehung an.

Dieses Thema bleibt damit dominant gegenüber allen Lebensbereichen und lässt sich an diesem Punkt ihres Lebens noch nicht als eine Geschichte mit einem Anfang und einem Ende in ihre Erzählung einfügen. Das Interview ist damit Teil eines Prozesses der Integration des neuen Lebensentwurfs der Biografin in ihre Lebensgeschichte, der noch nicht abgeschlossen ist.

Nach dieser Analyse der biografischen Erzählweise gehe ich im Folgenden genauer auf den biografischen Verlauf ein, der dieser Präsentation zugrunde liegt.

5.4.1.3 Lebensgeschichte

Die Biografin wird in eine Familie geboren, die auf dem Dorf lebt und in Familienbetrieb einen Hof führt.

Eine »Sonderstellung im Dorf«

Die Eltern hatten sich in einem katholischen Verein kennengelernt und waren in den Geburtsort der Biografin gezogen:

»ja die hatten ne Sonderstellung im Dorf weil die eben da net ansässig warn sondern, praktisch einen verkrachten Hof übernommen haben und <<hmhm>> und den wieder aufgebaut <<ja>> also was sicher auch Neid

her- äh hervorgerufen hat oder jedenfalls <<ja>> also war, mir warn einfach so schon Randstellung oder Außenstellung« (BM, 1/33–37).

Die Biografin wird damit in eine Situation hineingeboren, in der die Zugehörigkeit zur dörflichen Gemeinschaft nicht als selbstverständlich betrachtet wird und der – nach einiger Zeit erfolgreich wirtschaftende – Betrieb Neid im Dorf hervorruft. Schließlich führt die Familie einen Hof zum Erfolg, der zuvor von einer – vermutlich ansässigen Familie – aufgegeben werden musste. Im Interview beschreibt die Biografin einen weiteren Ausdruck dieser Sonderstellung im Dorf darin, dass ihre Mutter zunächst keine Freundinnen im Dorf hatte.

Typisch für eine Bauernfamilie spielt Arbeit eine wichtige Rolle innerhalb der Familie, was die Biografin anhand eines Beispiels illustriert:

»um das anschaulich zu machen ist, äh dass zwar, eine Hausbank gab so zum sich hinsetzen <<ja>> dass sich aber nie jemand drauf hingesezt hat <<hmhm>> weil sich äh irgendwie so beim Müßiggang oder beim Faulsein äh, sehen zu lassen <<hmhm>> des war ((lacht)) () eher noch über die andern gelästert oder wenn welche wirklich äh, Nachbarn die jetzt keinen Hof hatten, wenn die auch mal im Liegestuhl im Garten lagen, ähm mer hat die vielleicht insgeheim beneidet <<ja>> ja aber dann doch eher abfällig darüber gesprochen« (BM, 32–33/41–1).

Damit beschreibt Birgit Müller ein Aufwachsen in einer Bauernfamilie mit einer für diese Familienform typischen Arbeitsethik, der das Konzept der Freizeit fremd ist. Freizeit als ein legitimer und selbstverständlicher Teil der Alltagswelt beginnt sich erst mit dem Strukturwandel der ländlichen Gesellschaft – der sich im Zeitraum der Geburt der Biografin Anfang der 1960er Jahre beschleunigt – auch in landwirtschaftlichen Familienbetrieben zu etablieren (vgl. Hildenbrand, 2005, S. 122).

Die Sequenz legt nahe, dass die Familie auf ihren Status als Zugezogene mit Anpassung reagiert. Sie legt sowohl nach innen als auch nach außen großen Wert darauf, sich als eine fleißige und hart arbeitende Familie zu präsentieren, weshalb die Nutzung der Bank vor dem Haus tabu ist. Zudem weist Birgit Müller in der Sequenz auf eine naheliegende Möglichkeit hin, sich gemeinsam von Familien abzugrenzen, die sich in ihren Gärten aufhalten, ohne tätig zu sein. Diese gemeinsame Abgrenzung kann auch als eine Möglichkeit verstanden werden, als Zugezogene Anerkennung und

womöglich sogar Zugehörigkeit zur bäuerlichen Gemeinschaft im Dorf zu erlangen. Dabei muss der oben erwähnte Strukturwandel der ländlichen Gesellschaft berücksichtigt werden, der sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vollzieht. Dieser zeichnet sich durch eine verstärkte Rolle von nicht landwirtschaftlichen Arbeitsformen in abhängiger Beschäftigung, eine Urbanisierung ländlicher Familien, die Reduzierung der Familiengröße auf die Kernfamilie und erhöhte Individualisierung aus – in der sich die Familienmitglieder zunehmend nicht mehr allein über ihre Funktion für die Familie definieren (vgl. Hildenbrand, 2005, S. 122f.). Allerdings erfassen die traditionelle Bauernfamilie, die im Familienbetrieb arbeitet, diese Veränderungen nicht im gleichen Ausmaß (vgl. ebd., S. 123). Die Beschreibung der Biografin, wie »abfällig« über Dorfbewohner_innen gesprochen wurde, könnte daher auch Ausdruck des Zusammenschlusses der bäuerlichen Familien angesichts grundlegender Veränderungen in der ländlichen Gesellschaft sein.

Dabei muss bedacht werden, dass aus einem verschuldeten Betrieb eine erfolgreiche Landwirtschaft zu machen, der Familie sicher ein großes Arbeitspensum auferlegt hat – ganz unabhängig von einem Präsentationsinteresse der Familie gegenüber dem Dorf.

»lieber im Stall«

Die Biografin wird Anfang der 1960er Jahre als erstes Kind in die Familie geboren und es folgen in kurzer Abfolge mehrere Schwestern und dann ein Bruder. Dass die Eltern nach der Geburt des jüngsten Sohnes keine Kinder mehr bekommen, kann ein Hinweis darauf sein, dass es eine wichtige Rolle spielte, einen männlichen Nachkommen zu haben. Im Interview finden sich zahlreiche Hinweise darauf, dass – trotz der Arbeit der Mutter in Familie und Betrieb – der Hof als Besitz des Vaters betrachtet wurde und formaljuristisch ihm gehörte. Der patriarchalen Tradition entsprechend bedurfte es eines Sohnes in der Familie, um die Erbfolge vom Vater zum Sohn aufrechtzuerhalten. Patrilineare Erbfolge und patriarchale Familienstrukturen prägten – und prägen zum Teil bis heute – viele Bauernfamilien, wobei sich Frauen in diesen Strukturen Handlungsspielräume erarbeitet haben (vgl. Schmitt, 2005, S. 213). In ihrer Familie erlebt die Biografin, wie sie, obwohl sie die Erstgeborene ist, nicht als mögliche Erbin des Hofes in Betracht gezogen wird. Trotzdem kommt ihr die Aufgabe zu, im Betrieb und Haushalt mitzuarbeiten. Dabei evaluiert die Biografin in unserem zweiten Gespräch per Skype, dass sie – im Gegensatz zu der dominieren-

den Beschreibung im ersten Gespräch – ihre Kindheit als nicht besonders schwierig erlebt habe:

»also das Schöne ist wirklich dass wir als Kinder willkommen und erwünscht warn <<ja, ja>> und äh, wir a schöne oder äh, eine wenig kontrollierte Kindheit hatten <<hmhm>> also mit viel Freiraum, und ah so mit mehreren Geschwistern, doch Einiges, ja, dass das zum Eigenleben beigetragen hat <<ja>> hmhm, genau« (BM, 33/8–11).

In dieser Sequenz beschreibt sie das Gefühl, in ihrer Familie willkommen zu sein, und dass sie dabei nicht von den Eltern zu spüren bekommen habe, dass sie kein männlicher Nachkomme sei. Im ersten Interview hob sie dagegen die Erfahrung von Einsamkeit trotz einer großen Familie hervor:

»äh, dass dass ich als Kind, als Kind so allein war des, is vielleicht bissel untergegangen, es warn immer viele Leute am Hof <<ja>> mh, also Lehrlinge Hauswirtschaftslehrlinge die mei Mutter ausgebildet hat <<ja>> und noch Großeltern und unverheiratete Geschwister von meinem Vater, un mei Vorliebe war dann eigentlich immer so, äh, ja draußen zu sein <<hmhm>> das war immer, hab immer lieber im Stall mit geholfen <<ja>> und auf=n Feld, und so im Haus mitzuhelfen das hab ich so meiner nächsten Schwester überlassen <<hmhm>> die is so nur elf Monate jünger als ich (und des passt der) und es war dann gleichzeitig auch so a Möglichkeit meinem Vater bissel äh, ja bissel näher zu sein <<ja>> weil dadurch dass er einfach beruflich so eingespannt war, ja schon irgendwie, oft weit weg war« (BM, 1–2/39–5).

Birgit Müller fühlt sich allein und findet wenig Anschluss in der Familie, obwohl sie einen Haushalt und Betrieb beschreibt, der voller Menschen ist. Die Sequenz legt die Lesart nahe, dass sie sich gerade wegen der vielen Menschen allein gefühlt hat, da Mutter und Vater sich vor allem auf ihre häusliche und außerhäusliche Arbeit konzentrieren. Während die Biografin sich vor allem als alleingelassen beschreibt, besteht auch die Möglichkeit einer alternativen Lesart. In dieser wird die Biografin nicht nur alleingelassen, sondern sie sucht Distanz zu den Frauen der Familie – vor allem zur Mutter und der Schwester –, die im Haus Tätigkeiten ausführen müssen, die Birgit Müller nicht interessieren. Anders als ihr Präsentationsinteresse es nahelegt, lässt sich dies als eine aktive Strategie betrachten, sich der vergeschlechtlichten Arbeitsteilung in ihrer Familie zu entziehen.

Diese Strategie beinhaltet die Suche nach Nähe zum Vater, der diese Zuwendung ihrer Erzählung nach kaum erwidert. Diese Distanz des Vaters kann auch in den Kontext der patriarchalen Form der Organisation des Betriebes gesetzt werden, in der seine älteste Tochter keine angemessene Arbeiterin außer Haus und keine potenzielle Erbin sein kann. Die Einsamkeit der Biografin resultiert damit aus ihrem Bruch mit der Form der vergeschlechtlichten Arbeitsteilung in ihrer Familie, in der sie sich eher außerhalb des Haushaltes sieht und zum Vater hingezogen fühlt. Ihr Engagement wird nicht gefördert und ihre Zuwendung findet keine Erwidering; deshalb sucht sich die Biografin an anderen Orten die gewünschte Nähe:

»also bisschen für das Alleinsein so ä Ersatz warn die Tiere <<hmhm>> also so sowohl vom Hof und ich hab dann a im Grundschulalter eigene Tiere gehabt, Meerschweinchen <<hmhm>> oder Enten <<ja>> und das hat dann wohl auch den Wunsch dann genährt, dass ich Tierärztin, ich wollt dann Tierärztin werden weil irgendwie klar war <<ja>> dass mein Bruder wohl mal den Hof übernehmen würde« (BM, 2/5–10).

Indem sie die Gesellschaft der Tiere sucht, verbindet sie den Wunsch danach, außerhalb des Hauses zu sein, mit dem, Nähe zu empfinden, die ihr in ihrer Familie fehlt. In der Sequenz wird die Selbstverständlichkeit deutlich, mit der in ihrer Familie die patrilineare Erbfolge eingehalten wird – eine Praxis, die bis heute, etwa vierzig Jahre später, in Familienbetrieben die Regel ist (vgl. Schmitt, 2005, S. 213). Es wird ihr in dieser Zeit »irgendwie« (BM, 2/9) klar, dass der Bruder den Hof erben wird und nicht sie, trotz ihres Interesses für die Arbeit auf dem Hof. Ihre Idee, den Beruf der Tierärztin zu ergreifen, ist ein Hinweis darauf, dass sie durchaus engagiert darüber nachdenkt, was ihre Alternativen sein könnten.

Adoleszenz

Mit dem Einsetzen der Adoleszenz nimmt die Biografin an Gewicht zu:

»mit neun zehn Jahren, also ich bin sehr früh in die Pubertät gekommen <<ja>> weil das mit zehn Jahren schon mal das erste mal meine Tage kriegt, mh, ich wurde immer runder, äh, also Essen hat bei uns scho ä Rolle gespielt sich irgendwas Gutes zu tun <<ja>> gleichzeitig hat sich mei Mutter auch geschämt für mich, also <<hmhm>> die äh mh, hat scho versucht an mich hinzureden dann weniger zu essen oder, so eine Sache war das, warn=mer,

war=mer mal in der Kreisstadt unterwegs, und sie hat gesagt äh, siehst gar nicht wie die andern hinter dem Rücken über dich lachen <<hmhm>> () so ungefähr <<ja>> also sie hat sich da, wohl auch unwohl gefühlt (3) ja, also mein klar, als dickes Kind äh dass mer, also s hoat, es hat schon ne zentrale Rolle gespielt <<hmhm>> also äh, so für mein Selbstbild san irgendwie andre ((Räuspern)) andre Dinge einfach ah dann, äh hinten runter gefallen< (BM, 18–19/33–4).

Es liegt nahe, dass Essen in der Familie ein wichtiger Ausgleich für hohe Arbeitsbelastung und Stress darstellt. In der Situation der Biografin, die sich nur unzureichend mit ihren Eltern und Geschwistern verbunden fühlt, kann Essen möglicherweise auch die Funktion einer emotionalen Versorgung erfüllen. Sie versucht, einen Mangel zu kompensieren, der aus ihrem Erleben rührt, Außenseiterin in der Familie zu sein. Indem die Mutter ihre Tochter beim Besuch in der Kreisstadt aufgrund ihres Gewichtes beschämt, verstärkt sie eine negative Dynamik, indem sie das Körpergewicht der Tochter – das auch eine Folge der mangelnden Anerkennung darstellt – zu einem weiteren Anlass für Zurückweisungen der Tochter nimmt. In der Form der Beschämung der Tochter spielt erneut eine große Rolle, was »die andern« denken könnten, also was für ein Bild die Familie nach außen hin zeigen soll. Vermutlich betrachtet die Mutter das Dicksein als unvereinbar mit dem Bild der arbeitsamen Bauernfamilie, das sie vermitteln möchte, und will ihre Tochter auch aus diesem Grund disziplinieren.

Während sie in der Familie vor allem negative Erfahrungen sammelt, ist die Biografin in der Schule sehr erfolgreich. Die Eltern fördern die Tochter darin, die Hochschulreife anzustreben, einen Abschluss, den sie selbst nicht haben. Die Möglichkeit, ihren Wunsch Tierärztin zu werden zu verwirklichen, hätte die Biografin unter diesen Voraussetzungen. Dabei entwirft sie kein Narrativ, in dem sie ihre schulischen Erfolge hervorhebt, sondern verknüpft diese mit Ausgrenzungserfahrungen:

»also Situationen warn halt dadurch dass ich immer die Beste war, also dass i halt wenn ((lacht)) mer war in der Schule zusammen, also ich musste da teilweise Aufsicht führen wenn ((lachend)) /da\, wenn der Lehrer da nich da war, mein was nicht, unbedingt jetzt meine Stellung da <<ja>> ((lachend)) /gefördert hat\ <<hmhm, das glaub ich>> ja, ja umgekehrt wurde dann ah moal ge- gehänselt oder so, also äh mei, wenn mer, dass ich von, andern Kindern Kakao drübergeschüttet gekriegt habe <<hmhm>> oder, äh (2) ja oder

schlicht und einfach das Bild, (glaub beginnt) in der zweiten Klasse, also ich sitz halt einfach alleine in der Bank <<ja>> (14) na=ja oder ((Räuspern)) meins gab () Situationen, wenn de Nacht dann raus bin zu meinen Tieren oder so <<hmhm, ja>> (12) hmhm, ja da weiß noch ah ((Räuspern)) so Bilder () das sei ah Fotos so vom achten Geburtstag, äh ((Räuspern)) also do hoat mei Mutter scho versucht immer so kleine Geburtstagsfeier zu organisieren also sitzen auch da so, also, man es war einfach ah in mei Mädch-, in meim meinem, Alter ah kein Mädchen da« (BM, 15/10–22).

In der Schule erfolgreich zu sein, aber keine Freundschaften schließen zu können, erinnert vom Muster her an die Stellung der Familie im Dorf. Auch diese ist erfolgreich, aber nicht fest in der Dorfgemeinschaft etabliert. Der Ausschluss der Biografin, der ihren Andeutungen zufolge in der Schule zum Teil Mobbingstrukturen annimmt, kann durch die Sonderstellung der Familie im Dorf verstärkt worden sein. Damit erlebt auch die nächste Generation in der Familie einen Ausschluss aus der Dorfgemeinschaft. Die Mutter zeigt sich dabei durchaus bemüht um die Tochter. Als die Schwierigkeiten auch auf einer weiterführenden Schule fortbestehen, sucht sie mit der Tochter eine Erziehungsberaterin auf. Diese rät Birgit Müller, aktiver auf Menschen zuzugehen. Die Biografin erläutert dies: »konnt ich nicht, äh weil ich ja nicht wusste ((Räuspern)) des was jetzt zurückkam <<ja>> ob des ähm, ehrlich war« (BM, 15/31–32). Die von der Erziehungsberaterin ausgemachte vermeintliche Passivität erscheint der Erzählung Birgit Müllers nach weniger die entscheidende Schwierigkeit gewesen zu sein, sondern die wiederholte Erfahrung von Zurückweisung durch Gleichaltrige und ein daraus resultierender Vertrauensverlust.

In ihrer beginnenden Adoleszenz beschäftigt sich die Biografin auch zunehmend mit dem Thema Sexualität. Der Erzählung nach bestimmen Erfahrungen mit der Mutter die erste Beschäftigung mit dem Thema Sexualität, ihre Schwestern spielen in der Erzählung keine Rolle:

»von der Mutter her wars eben sehr zwiespältig <<hmhm>> also na, sie hat immer so geäußert dass, das eigentlich was Natürliches ist <<hmhm>> ähm, aber etwas anderes ausgestrahlt, äh eine Situation weiß ich noch, ah da war ich, war ich noch nicht so alt, vielleicht elf oder <<ja>> zwölf, wo ich eben entdeckt habe, äh so in der Badewanne, wenn ich da den Brause-schlauch auf meine Scheide richte dass das einfach angenehme Gefühle gibt <<ja>> also überhaupt sich da anzufassen s war überhaupt gar kein Gedanke

<<ja>> aber meine Mutter ist da eben grade reingekommen <hmhm>> und hat nur gesagt äh, Birgit, du machst mir große Sorgen, also das war nur diese eine Bemerkung <<hmhm, ja>> aber das hat scho, also das hat alles gesagt <<hmhm, ja, ja>> ah gleichzei- oder später aber (3) aber andererseits ham=mer zum Beispiel schon mitbekommen oder auch, ah mal, äh, na bei meiner Mutter auch äh, so sexuelle Literatur gefunden <<hmhm>> also sie äh, sie hat () selber ah ä ganz zwiespältiges Verhältnis <<ja, ja>> oder Wünsche aber, eben also so dieses, Thema was ja bei Sexualität auch wichtig ist, einfach eigene Wünsche zu äußern und dazu zu stehn äh, hat sie selber nicht gekonnt« (BM, 32/8–22).

Einerseits bezeichnet die Mutter Sexualität als etwas »Natürliches«, andererseits vermittelt sie ihrer Tochter, den Brauseschlauch auf die Vulva zu halten, weil es sich schön anfühlt, sei etwas Falsches und Besorgniserregendes. Birgit Müllers Verhalten wird dabei von der Mutter als problematisch etikettiert. Die Mutter bewertet dabei nicht lediglich das Verhalten als falsch, sondern beschreibt die ganze Entwicklung ihrer Tochter als »besorgniserregend«, weil sie masturbiert. Diese biografische Erfahrung Birgit Müllers kann als eine typische Form der Verknüpfung von einem Verhalten, das von Erwachsenen als sexuell etikettiert wird, mit Scham betrachtet werden. Diese Praxis wirkt sich in diesem Fall als eine Entmutigung aus, eine eigenständige Sexualität zu entwickeln, die nicht von den jeweiligen Sexualpartner_innen abhängt. Zu masturbieren kann als eine Möglichkeit betrachtet werden, in einer lustvollen Weise eine autonome Sexualität zu entwickeln. Dabei ist es sicher kein Zufall, dass Selbstbefriedigung ein vergeschlechtlichtes Phänomen ist, das lange deutlich mehr Männer als Frauen praktizierten. In einer Gesellschaft, die nach dem Prinzip der hierarchischen Zweigeschlechtlichkeit organisiert ist, wird Frauen eine eigenständige Sexualität abgesprochen. Sie wird vor allem als eine Sexualität in Bezug auf Männer dargestellt (vgl. Gagnon & Simon, 1973, S. 61 und Kap. 2.2.3). Dabei ist in der Bundesrepublik ein eindeutiger Wandel zu beobachten. Masturbierten in den 1950er Jahren schätzungsweise etwa 20 Prozent der Frauen, sind es in den 1990er Jahren etwa 60 Prozent (vgl. Schmidt 2005, S. 115). Dieser gesellschaftliche Wandel kann mit der intergenerationellen Spannung – die sich in der Interviewsequenz ausdrückt – in Verbindung gebracht werden, in der die Mutter eine größere sexuelle Offenheit wünscht, diese aber ihrer Tochter nicht zugesteht, während die Tochter sich dennoch eine lustvolle und eigenständige Sexualität aneignet.

In diesem Kontext lässt sich auch die Aussage lesen, in der es darum geht, sexuelle Wünsche artikulieren zu können, was der Mutter noch kaum möglich war, der Tochter aber im Laufe ihres Lebens immer besser gelingt.

Der katholische Verein

Als Jugendliche – Mitte der 1970er Jahre – beginnt Birgit Müller sich in einem katholischen Verein zu engagieren. Die Eltern unterstützen dies, da sie selbst Teil dieses Vereins waren. Insofern kann dieses Engagement als ein an den Eltern orientiertes Verhalten verstanden werden. Neben den guten Leistungen in der Schule, die von den Eltern erwartet werden, entsteht ein weiterer Bereich, in dem die Biografin sich den elterlichen Wünschen anpasst. Sie selbst betrachtet es eher als eine Möglichkeit, sich von den Eltern – vor allem der Mutter – zu lösen:

»also ich bin dann auch in de, äh so in [katholischer Verein] äh reingewachsen <<ja>> ne Kindergruppe geleitet, hab da dann, eben so mit äh Fünfzehn Sechzehn dann doch, mehr eigene Kontakte <<hmhm>> äh gekriegt (3) es war, zum einen wars da, es war da e Möglichkeiten mich so bissel abzulösen <<ja>> a von mein äh, von meiner Mutter, und, ja die Tiere sind dann () unwichtig geworden <<hmhm>> und der Wunsch ist dann so eher auch ähm ein bissel gewachsen, so ja ehm so=n kirch- einen kirchlichen Beruf zu ergreifen <<hmhm, ja>> « (BM, 2/25–31).

Die Biografin nutzt ein mit den Wünschen der Eltern konformes Engagement, um sich von diesen zu emanzipieren. Indem sie sich in dem Verein einbringt – und zunehmend auch Verantwortung und Ämter übernimmt –, erschließt sie sich einen eigenständigen Bereich jenseits von Haus, Hof und Schule, wo sie sich oft allein fühlt. Dabei nutzt sie im Verein eine Organisationsform, die eine wichtige Rolle innerhalb der ländlichen Gesellschaft spielt, die sich – wie oben angesprochen – in den 1970er Jahren mitten in einem Strukturwandel befindet. Der Anteil der bäuerlichen Familienbetriebe und Mehrgenerationenfamilien verringert sich, immer mehr Menschen sind als Arbeiter_innen und Angestellte tätig und vormalig selbstverständliche nachbarschaftliche Beziehungen beginnen sich zu lockern und zu verändern (vgl. Rückert-John, 2005, S. 26). Es lässt sich zwar feststellen, dass sich das Vereinsleben im Zuge dieser Differenzierung der Gesellschaft ebenso ausdifferenziert, dennoch spielt es gerade innerhalb dieser Veränderung der sozialen Beziehungen eine wichtige Rolle für die symbolische und

soziale Integration innerhalb von Dörfern und Gemeinden (vgl. Becker & Hainz, 2002, S. 110). Dies gilt insbesondere für ein kirchliches Engagement, wie es Birgit Müller ausübt (vgl. Rückert-John, 2005, S. 31). Damit wählt die Biografin eine für sie gut zugängliche Möglichkeit der Integration in soziale Bezüge jenseits ihrer Familie. Zugleich distanziert sie sich von ihren bisherigen Zukunftswünschen, indem sie darüber nachdenkt, einen kirchlichen Beruf auszuüben. Hinsichtlich der Erzählungen der Biografin, was sie in ihrer Kindheit und Jugend begeisterte, ist dieser Wunsch überraschend, da sie bislang kaum darüber gesprochen hatte, dass sie Interesse für Kirche und Glauben hatte. Diese Zuwendung wird durch das Gefühl der Zugehörigkeit erklärlich, das sie in kirchlichen Zusammenhängen erlangen kann. Dabei muss berücksichtigt werden, dass sie mit dem, was sie bisher begeisterte, kaum Anerkennung in ihrer Familie fand und keine Chance bekam, eine realistische Zukunftsperspektive zu entwickeln. Im katholischen Vereinsleben findet sie nicht nur Zugehörigkeit, sondern Zugehörigkeit in einem durch ihre Eltern und ihr soziales Umfeld anerkannten Feld, was sie in einer Berufswahl in diesem Bereich bestärken kann. Diese These lässt sich auch anhand anderer Passagen des Interviews belegen:

»des hat auch soa Phase geben wo ich mir dann überlegt hab dann ins äh Kloster <<hmhm>> (als ob nicht) ins Kloster zu gehen, (4) also e klein wenig hat da vielleicht da mitgeschwungen dass äh, ja so das Gefühl also mich mag sowieso kein Mann oder also <<hmhm, ja>> äh (6) aber das war jetzt net der Hauptgrund, also des war äh, also das war wirklich so der Wunsch jetzt irgendwie so, äh, ja weil so der Glaube war einfach was Tragendes <<hmhm>> und des irgendwas des hat irgendwie im Leben äh, umzusetzen <<ja>> oder ganz dafür einzusetzen (2) und in der Zeit, s war so, () das war so das zweite, nach=em zweiten vatikanischen Konzil <<hmhm>> is=ses neu aufgekommen, dass Laien auch Theologie studieren durften <<ja>> und voll, also mit der gleichen Ausbildung wie=a Priester <<hmhm>> als Laien, en en kirchlichen Beruf ausüben und, äh, wie=i dadrauf gestoßen bin, war es dann so, ja auch äh mein, mein Ziel« (BM, 2–3/44–5).

Neben dem Aspekt der mangelnden Anerkennung durch Familie und soziales Umfeld beschäftigt Birgit Müller die Sorge, keinen Partner finden zu können. In dieser Sorge kommt auch zum Ausdruck, dass sie in dieser Phase ihres Lebens eine heterosexuelle Normalbiografie vor Augen hat,

in der zwischen dem Leben als Ehefrau und einem Leben ohne Mann im Kloster, wenige alternative Entwürfe bestehen.

Während einer Veranstaltung im Rahmen ihrer Vereinstätigkeit findet sie dann trotz ihrer Bedenken einen Partner:

»also mit, mit Fünf, äh so mit Sechzehn Siebzehn <<hmhm>> is des eben mit der Ablösung mir es dann ah gelungen, also vom, vom Körperlichen her, hin auf=n Normalmaß wieder, herunterzukommen <<ja>> mir sind mit, äh ja, () Nebensache (2) bei, san Persönlichkeitsseminar so in der Jugendarbeit <<hmhm>> das war dann mit Achtzehn, also Achtzehneinhalb hab=i dann mein Mann kennengelernt« (BM, 3/8–13).

Wie ich oben schon in der Analyse des thematischen Feldes ausgeführt habe, verknüpft die Biografin an dieser Stelle die Ablösung von den Eltern, ein Erfüllen der gesellschaftlichen Körpernorm und das Kennenlernen ihres ersten Partners, den sie bald heiratet. Die Ablösung Birgit Müllers von ihren Eltern ist damit auf der Ebene des biografischen Verlaufs eng an die Partnerschaft mit ihrem Mann gebunden. Zugleich entwirft sie ein Narrativ, das nahelegt, dass das Kennenlernen ihres Partners nur möglich war, da sie dünner geworden sei.

Trotz dieses Bildes einer starken Anpassung an familiäre und gesellschaftliche Normen zeigt sich, dass die Biografin durchaus mit bestimmten Konventionen bricht – etwa, dass sie und ihr Mann längere Zeit ein Paar waren, ohne verheiratet zu sein, was von der Mutter kritisch kommentiert wird:

»ah also noch eine Bemerkung von meiner Mutter war dann, ganz äh viel später, äh ich hab da e Freisemester gemacht in [Ort] <<hmhm>> und bin dann Weihnachten nicht nach Hause gekommen zum ersten Mal, sondern mein zukünftiger Mann, also es war dann schon klar dass wir im Sommer dann heiraten wenn ich zurück äh, wenn ich zurückkomme <<ja>> er hat mich besucht und meine Mutter hat hinterher nur gemeint ob jetzt die Flitterwochen vorbei sind, also so jetzt <<hmhm>> äh, vor der Ehe miteinander zu schlafen des war für sie eben auch äh, verwerflich <<hmhm, ja>> oder nicht ((kichert)) nicht moralisch <<ja>> hm, genau, obwohl für mich halt eher gezählt hat äh, also für mich jetzt net Ehe irgendwie auf n Papier, nicht zählt was auf Papier steht sondern <<hm>> so die innere Einstellung einfach zueinander« (BM, 32/26–36).

An dieser Erzählung lässt sich zeigen, dass die Biografin nicht allein auf Strategien der Anpassung setzt. Ihre Argumentation zeigt, wie sie sich in ihrer Zuwendung zu ihrem Studium der Theologie und ihrem Mann von den religiösen Werten ihrer Familie distanziert. Die Mutter bewertet das Verhalten der Tochter als moralisch falsch, während diese weniger mit Abwehr denn mit einer neuen Legitimationsstrategie reagiert. Für sie wird Sexualität damit zwar weiterhin durch eine verbindliche Partnerschaft legitimiert, dafür ist aber für sie nicht der kirchliche Segen nötig. In der Annahme dieser alternativen Legitimation erweitert sie ihre Handlungsspielräume stückweise.

Studium

Ende der 1970er Jahre beginnt die Biografin ein theologisches Studium in einer Großstadt. Damit entfernt sie sich aus dem ihr vertrauten dörflichen Umfeld, von ihrer Familie und ihrer tradierten Form der Arbeit. Obwohl sie einen Partner kennenlernt, der bald schon seinen Beruf antreten wird – über die Tätigkeit des Partners erzählt die Biografin, vermutlich aus Discretion, nichts –, zeigt sie keinerlei Interesse daran, Hausfrau zu werden. Trotz der Tragweite dieser Entscheidung erzählt die Biografin diese Episode ihres Lebens nicht als eine Geschichte der Emanzipation und des Bildungserfolges, wie ich weiter oben schon ausführte – meiner These nach, da dies nicht zu ihrem Präsentationsinteresse der treusorgenden Ehefrau passt. Dagegen spricht der sich abzeichnende biografische Verlauf nicht dafür, dass sie in dieser Zeit allein das Ziel verfolgte, Ehefrau, Hausfrau und Mutter zu werden.

Diesem Muster folgend spricht sie wenig über ihre Studienzeit. Sie erwähnt lediglich, dass sie noch während ihres Studiums heiratet und eine Fernbeziehung mit ihrem Mann führt, der in dieser Zeit schon berufstätig ist. Nur den Abschluss ihres Studiums Mitte der 1980er Jahre thematisiert Birgit Müller ausführlicher:

»also ich konnt mer (nich) vorstellen dass alles was ich jetzt innerlich äh, was mer das innerlich bedeutet hat, das irgendwie zu vermitteln <<ja>> und, hab aber dann trotzdem, also ich hab da zwischenzeitlich ah, scho zwei Ausbildungsplätze zur Krankenschwester <<hmhm>> angebo- oder mh, mir organisiert gehabt und dann mich aber doch entschlossen das Studium fertig zu machen, und bin dann sogar noch gefragt worden also ob ob ich noch das Anerkennungs-jahr <<ja>> mache für Pastoralassistenten, ich war dann noch e Jahr in ner Gemeinde <<hmhm>> also, s war eigentlich Sack-

gasse wo gan klar war <<hmhm>> äh, dass das nicht mein Weg ist, äh ja das is ah bissel a wunder Punkt äh, <<hm>> in, also würd ich aus heutiger Sicht <<ja>> anders entscheiden« (BM, 4/1–10).

Zum Ende ihres Studiums, das sie erfolgreich abschließt, hat Birgit Müller tiefe Zweifel, ob sie im erlernten Bereich arbeiten möchte, wobei das Spektrum der möglichen Tätigkeiten sehr breit wäre. Stattdessen denkt sie darüber nach, in die Pflege zu gehen. Angesichts der Erzählung der Biografin in anderen Abschnitten des Interviews verwundert diese Überlegung. Sie versuchte schon als Jugendliche, reproduktive und häusliche Tätigkeiten zu vermeiden und an ihre Schwester zu delegieren. Es besteht die Möglichkeit, dass der Biografin in dieser Phase ihres Lebens die Ressourcen fehlen, um die Statuspassage in das Berufsleben als Akademikerin zu bewältigen. In jedem Fall muss diese Entscheidung im Licht gesellschaftlicher Klassen- und Geschlechterverhältnisse betrachtet werden, in denen Frauen aus Bauern- und Arbeiter_innenfamilien sich mit einer ungleichen Verteilung von Ressourcen und Mechanismen der Ausgrenzung und Abwertung konfrontiert sahen. Diese Mechanismen können Ängste auslösen, in akademischen Zusammenhängen nicht bestehen zu können (vgl. Morris, 2011, S. 221). Ausgrenzung und Abwertung hat Birgit Müller als Kind und Jugendliche erfahren. Diese gesellschaftlichen Voraussetzungen könnten sie entmutigt haben, einen akademischen und besser bezahlten Beruf auszuüben, während sie sich einem schlechter bezahlten und feminisierten Beruf zuwandte. Ein Beleg für diese Lesart stellt für mich die Präsentation ihres erfolgreichen Abschlusses ihrer Berufsausbildung in der Interviewsequenz dar, den sie fast schon als eine Form des Scheiterns beschreibt.

Familiengründung

Mit dem Ende ihres Studiums bringt Birgit Müller ihr erstes Kind zur Welt. Der Zeitraum legt nahe, dass es sich um ein Wunschkind handelt. Gleich im Jahr darauf bekommt sie ein weiteres Kind. Sie spricht im Interview nicht viel über diese Phase – vermutlich, weil sich in der Gegenwart eine starke Trennung zwischen ihrem Familienleben und ihrer Liebe zu ihrer Partnerin etabliert hat, die sich ebenfalls in ihrer Lebenserzählung niederschlägt. Es wird in den Interviewpassagen zu dieser Lebensphase deutlich, dass sich nach der Geburt des Kindes eine traditionelle Rollenverteilung etabliert, was das Paar ursprünglich nicht beabsichtigt habe, wie sie sagt:

»mir ham, obwohl mir uns eigentlich äh so scho, gewünscht hätten uns ä Arbe- äh so Arbeit und Familie äh bisschen mehr aufzuteilen dadurch dass ich in mein Beruf nicht arbeiten **konnte**, oder **wollte**, war halt so, ham=er halt wirklich ganz starke Rollenteilung gehabt, also ich war wirklich voll für die Kinder <<hmhm>> ähm, äh verantwortlich und mein Mann wenig, mit wenig Zeit für die Familie und auch für sich« (BM, 5/11–14).

Die Biografin beschreibt, wie sie gegen ihre eigentlichen Wünsche – und wohl auch gegen die Wünsche ihres Mannes – Hausfrau wird. Dabei ist es auffallend, dass sie in der Sequenz zwischen »**konnte**, oder **wollte**« schwankt, als sie von der Möglichkeit spricht, ihren Beruf aufzunehmen. Das heißt, es bleibt unklar, inwiefern sie die Entscheidung, nicht als Pastoralassistentin tätig zu werden, als selbst- oder fremdbestimmt beschreibt. Sie erlebt diese Wendung ihres Lebens als widersprüchlich, was sicher auch daran liegt, dass diese vermeintlich freie Entscheidung durch gesellschaftliche Klassen- und Geschlechterverhältnisse strukturiert ist, die nicht durch individuelles Wünschen verändert werden können.⁴¹ Die Biografin ist mit keiner der zu diesem Zeitpunkt möglichen Optionen zufrieden, da sie weder in ihrem Beruf arbeiten noch allein im Haushalt tätig sein möchte. Eine dritte Option scheint in dieser Phase ihres Lebens nicht realisierbar zu sein.

Die Biografin erlebt ihre Ehe, bis sie Mitte dreißig ist, als stabil, mit einigen Krisen, die sich immer klären lassen können:

»also in der Ehe es gab scho auch mal Krisen <<hmhm, ja>> also dergestalt () also zwei mal, gabs eben die Situation dass ich für=n andern Mann geschwärmt hab <<hm>> oder mich verliebt hab <<ja>> und für mich äh, war das immer, ein Alarmzeichen dass mer uns in der Nähe um unsre eigene Beziehung kümmern <<hmhm>> und, dann auch Wochenenden mitgemacht und was da da immer ah dazu geführt hat dass mer wieder näher zusammen gefunden ham <<ja>> und ah, so ganz, e ganz erfüllte Zeit gehabt haben zusammen <<hmhm>> auch sexuell gesehn« (BM, 4/13–20).

41 Diese Etablierung einer geschlechterhierarchischen Arbeitsteilung nach der Geburt eines Kindes in einer heterosexuellen Partnerschaft, obwohl dies nicht den erklärten Rollenvorstellungen und Wünschen der Beziehungspartner_innen entspricht, lässt sich als ein typisches Phänomen in heterosexuellen Lebensverläufen seit den 1970er Jahren beschreiben (vgl. Krüger & Born, 2000; Wetterer, 2005 und Kap. 2.1).

Während die hierarchische Rollenverteilung in der Ehe von der Biografin nicht als konflikthaft beschrieben wird, deutet sie ihre zeitweiligen Schwärmereien und Verliebtheiten für andere Männer als Beziehungskrisen. Allerdings handelt es sich um Krisen, die sie handhaben und für die Vertiefung ihrer Ehe nutzbar machen kann. Schwärmereien sind – diesem Narrativ nach – nichts, dem die Biografin einfach nachgehen würde. Damit benennt sie zwar offen ihr zeitweiliges Schwärmen für andere Männer, unterstreicht aber gerade in dieser Offenheit ihre Treue zu ihrem Ehemann. Schwärmereien für Männer stehen in dieser Deutung nie für sich, sondern sind immer ein Anzeichen für die Qualität der Beziehung zu ihrem Mann. Dabei bleibt unklar, ob die Biografin nicht in manchen Situationen Lust gehabt hätte, einer solchen Schwärmerei zu folgen oder auch ihren Mann zu verlassen. Schließlich legt der Begriff der Krise nahe, dass sie diese Phasen als durchaus erschütternd für ihre Beziehung betrachtet hat. In ihrer rückblickenden Erzählung sieht sie ein Ende der Beziehung zu keinem Zeitpunkt als eine gewünschte Option. Die Ehe als Institution erscheint in dieser Biografie als nicht verhandelbar. In dieser Haltung bleibt die Biografin durchaus einer traditionellen christlichen Ethik verpflichtet.

»lichterloh verliebt«

Als die Biografin in ihren Dreißigern ist – es handelt sich um die Mitte der 1990er Jahre – befreundet sie sich mit einer Frau, die sich gerade von ihrem Mann trennt:

»so, und als dann wirklich so weit war dass sie sich getrennt hatte von ihrem Mann, und sie halt dann gekommen ist zum Erzählen oder halt Herzausschütten, also äh, ja son mh, laufenden engeren Kontakt ähä (4) also, war ich eben lichterloh verliebt <<hmhm, ja>> gäh, ich kann das nur so sagen, oder, einfach ah diese Sehnsucht äh, nach Zärtlichkeit, also ner weiblichen Zärtlichkeit (3) und gleichzeitig äh, hat mich des also, mh, also s hoat mich zum einen, also hoat mich halt (natürlich) beglückt das das <<hmhm>> diese Besuche und dieser Kontakt (16) mir war halt gleichzeitig klar, dass sich das also so, mit dem Wunsch zur Treue, äh, überhaupt also, völlig ausschließt <<hmhm, ja>> (2) mh, ((kichert)), hm, na=ja die Konsequenz war für mich, äh, dass, dass ich dann also eher, mein hab=i sie der, dieser Frau schon erzählt <<hmhm>> aber dann äh, ja, einfach gewünscht dass mer den Kontakt abbricht <<ja>> (5) mh (3) aber damit war jetzt dieser Wunsch zu ner Frauenliebe oder Zärtlichkeit mit ner Frau das war damit nicht erledigt <<hmhm, ja>> (6) hm, das

war halt dann was was i in der Folgezeit ganz weit weggeschoben habe (5) i kann des irgendwie net erzählen, das i da <<ja>> ((stammelt unverständlich)) mh, ä ganz kurze Pause <<ja, machen wir ne kurze Pause>>« (4/35–49).

In dieser Sequenz zeigt sich die große Herausforderung für die Biografin, das Erlebnis dieser zwei unvereinbaren Wünsche in eine kohärente Lebenserzählung zu bringen, wie ich es oben ausführlich anhand der Darstellung der Ergebnisse der Text- und thematischen Feldanalyse ausgeführt habe. Die sehr lange Pause zwischen der Beschreibung des beglückenden Kontakts mit ihrer Freundin und der Ausführung ihres Wunsches treu zu sein und der zeitweilige Abbruch der Erzählung zeigen die Spuren des Erlebens einer schwer zu ertragenden Ambivalenz. Diese erlebt Birgit Müller grundsätzlich anders als ihre Schwärmereien für Männer, die sie immer auflösen konnte, indem sie sich auf die Beziehung zu ihrem Mann konzentrierte. Ihre Liebe zu ihrer Freundin beschreibt sie dagegen als nichts, was innerhalb ihres Lebensentwurfes zu handhaben ist, sondern als etwas, das diesen entweder sprengt oder in einem großen Kraftakt »weggeschoben« werden muss. Dieses »Wegschieben« wird vor allem nötig, da sich ihr »Wunsch zu ner Frauenliebe« in dieser Lebensphase als etwas Generelles verstetigt und nicht auf die Liebe zu ihrer Freundin beschränkt ist. Dieser Wunsch nach einer Beziehung und Sexualität mit einer Frau – beides stellt sich in der Sequenz als untrennbar verbunden dar – ist in dieser Lebensphase nicht innerhalb der Beziehung mit ihrem Mann zu verwirklichen. Die Frage der Möglichkeit von Treue und dem Festhalten an einem Eheversprechen steht dabei im Mittelpunkt der Krise der Biografin und weniger die Auseinandersetzung mit Homophobie.

Die Biografin beschreibt an anderer Stelle, dass sie nach diesem Erlebnis immer wieder in ihrer Vergangenheit zu suchen beginnt, ob sie sich davor schon einmal in eine Frau verliebt hatte oder sich wünschte, mit einer Frau zu schlafen, findet aber keine Anhaltspunkte. Es handelt sich um etwas, das ihr mit Mitte dreißig neu begegnet und zu diesem Zeitpunkt nicht kohärent in ihre Lebensgeschichte einzuordnen ist.

»es hoat mi doch immer wieder eingeholt«

Birgit Müller hält sich an den Abbruch des Kontaktes zu ihrer Freundin. Drei Jahre nach der Begegnung nimmt sie eine geringfügig entlohnte Beschäftigung als ungelernte Kraft im sozialen Bereich auf. Damit bricht sie mit ihrer langjährigen Rolle als Hausfrau und wählt zugleich eine Form

der Lohnarbeit, in der sie Pflegearbeit leisten muss und ein Gehalt erhält, mit dem sie sich nicht unabhängig von ihrem Mann finanzieren kann – geschweige denn die Kinder. Zusätzlich werden in dieser Phase ihres Lebens beide Elternteile pflegebedürftig und sie kümmert sich gemeinsam mit ihren Schwestern um diese. Innerhalb ihrer Familie, in ihrer Freizeit und in ihrem Beruf leistet die Biografin also unbezahlte oder geringfügig bezahlte Pflege- und Sorgearbeit. Diese Entwicklung zeigt eindrucklich, wie gesellschaftliche Strukturen der vergeschlechtlichten Arbeitsteilung die Biografie Birgit Müllers prägen: Sie gibt ihre Karriere zugunsten der Haus- und Sorgearbeit in der Familie auf und als – auch aufgrund des Alters der Kinder – eine Lohnarbeit wieder leichter aufzunehmen ist, ist diese schlecht bezahlt und nicht existenzsichernd. Zudem muss sie sich nun – kaum sind die Kinder weniger unterstützungsbedürftig – um die Elterngeneration kümmern. Die Biografin beschreibt, wie sie diese zahlreichen Aufgaben gezielt nutzt, um sich von ihrem Wunsch nach Liebe und Sexualität mit einer Frau abzulenken:

»des war dann, ja ausfüllend also Kinder und die Pflege (3) mh (3) also des warn äh, ä, ja die Arbeit war scho a Möglichkeit das jetzt irgendwie auch wegzuschieben oder mich einzusetzen äh da, ähm, mich einzubringen <<ja>> aber, es hoat mi doch immer wieder eingeholt also wenn ah hm, wenn irgend=ä Gedicht oder ä Filmszene oder <<hm>> irgendwas war, (dann war i halt wieder Tage durch n Wind) und äh, also i hab schon versucht irgendwie pf, ja (5) also die Beziehung zu mein Mann intensivieren aber das war einfach, es war so schwierig weil er war, also körperlich, körperlich richtig Widerwillen empfunden hab <<hmhm, ja>> also ich mochte ihn nach wie vor aber, ähm, gleichzeitig hab ichs ihm auch nicht gezeigt, also ich hab immer was <<hm>> äh vorgespielt (4) also es hat dann in eine Depression, in eine lange Depression gemündet <<ja>> über, ja e dreiviertel Jahr (3) oder so also das war vorher scho, also diese Jahre über, mh, also ich wollt auch so nicht mehr leben <<hmhm>> also es war (10) hmhm, ja, also mei Perspektive war ((weinend)) /immer, bis die Kinder, halt groß sind\« (BM, 5/21–33).

Birgit Müller spricht von »ausfüllend« und nicht von »erfüllend«, wenn sie von der Sorge- und Pflegearbeit, die sie verrichten muss, spricht. Die Konzentration auf diese ausfüllenden Tätigkeiten können als eine Strategie der Ablenkung von ihrem Begehren für Frauen betrachtet werden, die es

ihr möglich macht, sich in einer rollenkonformen Weise – als Mutter und Tochter – beständig zu beschäftigen. Dabei kann sie auf eine Arbeitsethik aufbauen, die sie aus ihrer Familie kennt, in der es wichtig war, immer beschäftigt zu sein und sich nie als beschäftigungslos oder erschöpft zu zeigen.

Für Birgit Müller wird bald deutlich, dass dies keine Strategie ist, die auf lange Zeit durchzuhalten ist. Ihr Versuch – wie bei ihren Schwärmereien für Männer – die Beziehung zu ihrem Mann zu »intensivieren« wirkt auch nicht, da sie sich nicht mehr auf ihn einlassen kann. Auch wenn die Biografin dies nicht ausführlich beschreibt, legt ihre Formulierung nahe, dass ihr Mann sich in dieser Zeit sexuell grenzüberschreitend verhält. In jedem Fall macht sie deutlich, dass sie einen »körperlichen Widerwillen« empfindet, den ihr Mann offensichtlich nicht wahrnimmt oder ignoriert. Zugleich verdeutlicht die Biografin auch, dass sie sich in dieser Zeit auch nicht von ihm zurückzieht oder eine Grenze setzt, sondern neben ihrer Rolle als Mutter und Tochter auch die Rolle der Ehefrau »vorspielt«.

Ihre »Depression« – ich verwende den Begriff hier nicht in diagnostischer Absicht, sondern in einer Übernahme der Bezeichnung der Biografin selbst – wird akut, nachdem ihre Mutter verstirbt. Ich halte diesen Zusammenhang für keinen Zufall. Erstens ist der Verlust eines Elternteils für sich genommen einschneidend und kann Depressionen auslösen. Zweitens fällt in dieser Situation ein Teil der Pflegearbeit weg, welche die Biografin nutzte, um sich von ihrem Leid und ihrem sexuellen Begehren für Frauen abzulenken. Ihr bleibt damit noch die Rolle als Mutter und Ehefrau, die sie in dieser für sie kaum erträglichen Situation halten. Sie entwickelt in dieser Zeit die Absicht, sich das Leben zu nehmen:

»also für mich is ja, äh=hä schon der Tag festgestanden wann ich aus dem Leben steig- äh scheiden will <<hm>> also wenn, der jüngste Zwanzig wäre <<hmhm, ja>> also wie gesagt mit Datum und Uhrzeit schon fast, und äh, ja, hab dann eine medikamentöse Behandlung bekommen <<hmhm, ja>> das Medikament, ah das hat mir schon geholfen also bissel zu einem Normalzustand zurückzufinden <<ja>> also wieder auch aktiver zu werden, und, mit diesem Hintergrund eben dass ich einfach seelisch wieder stabiler bin <<hmhm>> hab ich dann auch die Kraft gefunden also dieses Thema, äh, so les- ja einfach äh, mein Wunsch nach, eine Frau zu lieben, das mehr, mich mehr damit zu befassen <<hmhm>> oder das anzugehen, und bin dann, [Jahreszahl], zu der, zu einer Sexualberatungsstelle in [Stadt] gegangen <<ja>> das warn Gespräche im Abstand von einem Monat <<ja>>

am Anfang wars eben wie gesagt immer noch der Wunsch, äh davon weg-zukommen <<hmhm>> oder einfach diese Energie, diese starke unbändige Energie die ich da immer gespürt hab, äh, etwas wieder so meinem Mann zukommen zu lassen« (BM, 27/13–26).

Mit welcher Kraft die Biografin an ihren damaligen Lebensentwurf gebunden ist, zeigt sich an ihrer Vorstellung, ihr Leben zu beenden, wenn die Kinder erwachsen sind, und für sich selbst sorgen können. Sie denkt offensichtlich nicht darüber nach, den Abschluss dieser biografischen Phase der intensiven Sorgearbeit für die Kinder zu nutzen, um dann ihre eigenen Bedürfnisse stärker in den Mittelpunkt zu stellen. Es handelt sich um einen Moment in der Biografie Birgit Müllers, in dem für sie keine denkbaren Alternativen zu ihrer Rolle als Mutter und Ehefrau existieren.

Die Medikamente helfen der Biografin, sich zu stabilisieren und sich wieder dem grundsätzlichen Konflikt zu widmen, der sie beschäftigt. Dabei hat sie weiter den Wunsch, die Situation zu lösen, indem sie lernt, ihre Liebe zu Frauen auf ihren Mann umzuleiten. Auch wenn die Biografin dies nicht erwähnt, ist es auffallend, dass in dem Jahr, in dem sie das erste Mal eine Sexualberatung in Anspruch nimmt, auch ihr Vater verstirbt. Die Phase ihrer akuten Depression ist damit durch den Tod beider Elternteile gerahmt. Es ist möglich, dass der Tod der Eltern und die damit verbundene Trauer eine entlastende Wirkung haben, sowohl die wegfallende Pflegearbeit betreffend als auch in Hinblick auf die mit den Eltern verbundenen Rollenerwartungen an sie. Damit entsteht eine Situation, in der die Biografin in die Lage kommt, sich wieder ihren eigenen Wünschen und Bedürfnissen zuzuwenden.

Die Sexualtherapeutin vermittelt ihr zunächst weitere Adressen, bei denen sie Zugang zu einem städtischen lesbischen und schwulen Leben finden kann:

»die=äh, diese Therapeutin, hat mir dann, also die hat mir mehrere Dinge gesagt äh, zum einen hat sie mir Adressen gegeben <<hmhm>> also eben diese, Frauenbuchhandlung und, ja auch son Heft mit Kontaktadressen oder überhaupt Events für, für Schwule und Lesben <<ja>> äh, also sie hat auch gemeint, ich sollte mich von meinem Mann trennen <<hmhm>> äh was, was ich ihr, äh, na was für mich nicht richtig war <<hmhm>> und ich hab ihr später auch mal geschrieben, also wo sie sonst immer bestrebt war, so mir mir, dass ich meinen eignen, also mir selbst, mich selbst, meinen Weg finden

zu lassen <<ja>> dass sie mir da also direktiv einen Ratschlag gegeben hat, äh, ja war nicht okay« (BM, 27/29–37).

Die Biografin weist die Empfehlung, sich zu trennen, zurück. Dieser »direktiv[c] [...] Ratschlag« im Rahmen einer kurzfristig angelegten Beratung stellt eine starke Intervention dar. Meine These ist, dass dieser Ratschlag auf einer Haltung der Beraterin beruht, die eine monosexuelle und monogame Beziehungsgestaltung als ideal betrachtet und Alternativen dazu nicht bedenkt. Dieses Ideal wird dem Bedarf bisexueller Menschen – wie sich an diesem Beispiel zeigt – nicht gerecht. In der Lebenssituation der Biografin hätte die Empfehlung auch negative Folgen haben können, da gerade die vermeintliche Ausschließlichkeit der von der Biografin weiter erwünschten Ehe und ihrer Sehnsucht nach einer Beziehung mit einer Frau den sie belastenden Kernkonflikt bilden. Dieser Konflikt ist für sie nicht in einer einseitigen Entscheidung für oder gegen ihren Ehemann zu lösen. Als hilfreich stellt sich der Besuch einer von der Beraterin empfohlenen Örtlichkeit dar:

»<<ja, ja>> aber, jedenfalls bin ich am gleichen Tag dann noch in diese, in, diese Buchhandlung <<hmhm>> das war überhaupt nicht spektakulär, es ist einfach nur so diese Bücher zu sehn mit <<hmhm>> mit diesen, so frauenspezifischen Titeln und den beiden Frauen da an der Kasse, wo ich gedacht hab die sin jetzt vielleicht auch so wie ich, <<hmhm>> gäh und, äh ja das war einfach befreiend <<hmhm>> also ((Räuspern)) mein mein Tagebuch hab ich da nur reingeschrieben also äh, äh mei es war nur so ä Notiz also so meine andere Seite darf leben <<ja>> und ich **kann** wieder leben« (BM, 27/37–44).

Dass die Biografin am selben Tag einen der empfohlenen Orte besucht, spricht für ein großes Maß an Engagement, das sie in dieser Zeit an den Tag legt. In ihrer Erzählung spricht sie nicht von einer Leistung ihrerseits. Dabei spielt meines Erachtens wieder das Präsentationsinteresse der Biografin eine Rolle, sich selbst kaum als aktive Gestalterin ihres Lebens darzustellen, sondern den Schwerpunkt des Narrativs auf ihre Leidensgeschichte zu legen. Dabei geraten zwangsläufig die Aspekte, in denen Birgit Müller ein durchaus beeindruckendes Maß an Engagement in ihrem Interesse an den Tag legt, in den Hintergrund.

Hinsichtlich ihres Gangs zum Buchladen hebt Birgit Müller das Unspektakuläre ihrer Entdeckung hervor – und gerade darin, dass sie in dieser

Alltäglichkeit des Ladens, in der sie an einem öffentlichen Ort nach Büchern stöbern kann, ohne sich rechtfertigen oder bekennen zu müssen, Frauen sieht, mit denen sie sich verbunden fühlt, und dort lesbisches Leben eine gewisse Selbstverständlichkeit hat, liegt ihrer Beschreibung nach die Qualität dieser Erfahrung. Ihrem Tagebucheintrag folgend stellt diese einen wichtigen Schritt in der Anerkennung dessen dar, was sie an dieser Stelle als ihre »andere Seite« bezeichnet. Allerdings macht sie die Erfahrung, dass die Veranstaltungen für Lesben, die sie in der Folge zu besuchen beginnt, nicht zu ihrer eigenen Lebenssituation »passen«:

»es waren vier verheiratete Frauen da, vier oder fünf, und so die Situationen die die geschildert haben, hab ichs Gefühl gehabt die passen alle nicht auf mich, <<hmhm>> also die wollten alle ihren Mann verlassen oder, waren sie da praktisch am Überlegen <<ja>> und hab dann so meine Situation geschildert, und die Sexu- Sexual- die Sozialpädagoginnen haben mir dann eben gesagt dass auch Bisexualität gibt, auch äh Selbsthilfegruppe oder auch Internet- plattform dafür <<ja>> und bin bald auf diesen, auf diesen Bi-stammtisch gekommen, da war ganz schön, dass da zwei Frauen schon bisschen, ich war schon bisschen eher da und die <<hmhm>> beiden andern eben auch und die ham dann eben persönlich von sich erzählt <<hmhm, ja>> das war eben ganz, das war ganz anders als bei diesem Lesbenfrühstück, also mir konnten uns wirklich austauschen« (BM, 29–30/45–10).

Für die Biografin ist es zunächst wichtig, überhaupt zu erfahren, dass Bisexualität als ein eigenständiger Lebensentwurf existiert. Dass Birgit Müller dies erst an diesem Punkt ihres Lebens erfährt, ist ein deutlicher Hinweis darauf, wie wenig Bisexualität als ein sichtbarer Lebensentwurf gesellschaftlich verankert ist. Dabei bewegt die Biografin sich in einem großstädtischen Umfeld und es handelt sich um die Mitte der 2000er Jahre. Zugleich zeigen sich die Erfolge der bisexuellen Selbstorganisation seit den frühen 1990er Jahren (vgl. Kap. 3.1.3), da die Biografin mithilfe dieses Begriffes Zugang zu existierenden Angeboten findet, die explizit für Bisexuelle angelegt sind. Erst hier findet sie mit ihren Erfahrungen, Fragen und Bedürfnissen ein stimmigeres Umfeld und die Möglichkeit zum Austausch. Ihrem Mann erzählt die Biografin nach und nach von den neuen Begegnungen und Entdeckungen, die sie macht. Er toleriert diese Schritte ihren Angaben nach. Damit entscheidet sich die Biografin bewusst für einen integrierenden Ansatz, in dem sie nicht strikt zwischen ihrer Ehe und ihrer »anderen Seite« trennt, indem sie ihre

Schritte geheim hält, sondern ihren Partner in die Entwicklung einbezieht. Damit verfolgt sie das Ziel, an der Ehe mit ihrem Mann festhalten und eine Partnerschaft mit einer Frau eingehen zu können.

»na des hat mich wirklich vom Hocker gehauen«

Birgit Müller begibt sich schon relativ bald auf die Suche nach einer festen Freundin:

»also was ich gesucht hab das war halt nie jetzt irgendwie dann **nur** Frauenliebe sondern also ich wollt nach wie vor, ähm, ich hab ja mein Mann nach wie vor gemocht oder <<ja>> äh (2) ich wollt (en Weg wählen praktisch) mit mein Mann zusammen sein kann <<ja>> und und auch eine Frau lieben, also des beide, beide ich beides leben kann und <<ja>> und ahm, ja dann so auf der Suche, nach=er Freundin im Internet oder, es war irgendwie so völlig aussichtslos also, bei diesen Lesbenfrühstück, ((lachend)) /mei die ham\ äh, ja es war, auch keine dabei die i jetzt irgendwie sympathisch gefunden hätte <<hm>> aber auch so diese Anzeigen die ich gelesen hab, mh, entweder die Frauen suchten irgendwie ä kurzes Abenteuer <<ja>> oder, äh ä ausschließliche Beziehung, also immer No Bi« (BM, 6/26–32).

In dieser Phase ihres Lebens ist Birgit Müller zwar – nach mühevoller Arbeit – an dem Punkt, offen für eine weitere Beziehung zu sein, doch mit ihrer Vorstellung der Beziehungsgestaltung findet sie kaum passende Angebote oder diese Vorstellung wird in den Anzeigen explizit ausgeschlossen. Auf der Suche nach einer festen Freundin stellt sich ihre Ehe weniger als Privileg, sondern als Zugangshindernis dar. Das Kennenlernen von Formen der sozialen Organisation lesbischer Beziehungen und Sexualität ist für Birgit Müller ein Fortschritt, da es ihr hilft, sich in ihrer Liebe zu Frauen anzuerkennen. Bei der konkreten Suche nach einer Freundin stellen sich die hegemonialen und exklusiven Beziehungskonzepte von unverbindlicher Affäre auf der einen Seite und monogam-monosexueller Zweierbeziehung auf der anderen Seite als Problem dar. Es ist der Wunsch nach Verbindlichkeit und einer romantischen Beziehung, der die Partnerinensuche der Biografin erschwert, da sie sich weder auf das gängige Beziehungsmuster der seriellen Monogamie noch auf die verbreitete Form einer Affäre einlassen möchte. Nach einer Suche von etwa einem Jahr entdeckt Birgit Müller die Annonce einer Frau, die sich als glücklich verheiratet bezeichnet und die Beziehung zu einer Frau sucht. Nach einigen E-Mails

beginnen die beiden, sich in regelmäßigen Abständen zu treffen und eine Liebesbeziehung aufzubauen:

»**B:** Ja, na, sie hat mich dann eben geküsst und des war, des war des was mich äh, na des hat mich wirklich vom Hocker gehauen <<hmhm, ja>> äh ((Räusperrn)) mh, wie soll ich sagen weil alles, mh, bis dahin (2) ja eigentlich nur in der Vorstellung passiert ist <<ja>> und es hätt ja sein können, mh (5) äh wenns Realität is <<hmhm>> dass ich es ganz anders empfinde <<ja>> (21)

I: Hmhm, kann ich mir vorstellen dass das ein sehr wichtiger Moment war für dich in deinem Leben

B: Es war einfach so dass ich in dem Moment, mir ä jahrelange Sehnsucht erfüllt hat <<ja, ja>> (12) mein ich weiß dann nimmer wie ich überhaupt in die S Bahn gekommen bin <<ja ((kichert))>> ja, na aber, genau so, als mir ham uns immer vielleicht so, alle zwei drei Wochen <<hmhm>> getroffen, zunächst im [Name Parkanlage] <<ja>> weil ihr Mann zu der Zeit arbeitslos war und zu Hause, also mir hatten jetzt, äh keinen Platz wo mer uns äh, ((kichert)) innerhalb von vier Wänden <<ja>> treffen hätten können, aber es war ja Sommer und es war einfach dann immer sehr schön <<hmhm>> dass wir uns so Stück für Stück nähergekommen sind <<ja>> und war sehr beglückend« (BM, 29/3–17).

Diese Sequenz stammt aus dem zweiten Interview, das ich per Videochat mit der Biografin führte. In dem Abschnitt der Transkription zeigen sich die weiter oben schon beschriebenen deutlichen Veränderungen in der Präsentation der Biografin im Vergleich zum ersten Interview. Die Biografin ist gelöst, kichert und lässt sich auf kurze Erzählungen ein, in denen sie sich Raum nimmt, die für sie schönen Seiten der Wende in ihrem Leben zu schildern. In der Beschreibung ihres ersten Kusses mit ihrer neuen Partnerin wird deutlich, was für einen großen Schritt es für Birgit Müller bedeutet, dass nun eine »Vorstellung« – die sie fast ein Jahrzehnt begleitet hat – zur »Realität« wird.

»zwei Quellen«

Mitte der 2000er Jahre – ihr jüngstes Kind ist zu diesem Zeitpunkt im Grundschulalter – hat die Biografin damit eine Partnerin gefunden, mit der sie einen ähnlichen Lebensentwurf teilt. Aber schon die Beschrei-

bung des Kennenlernens der beiden verdeutlicht die Herausforderungen, vor die sie ihr gemeinsamer Beziehungsentwurf stellt. Sie haben zu dieser Zeit keinen privaten Ort, an dem sie sich treffen können. Mit der Zeit werden Absprachen möglich und die beiden können sich auch in der Wohnung der Partnerin treffen. Ihr Beziehungsmodell bedeutet einen hohen organisatorischen und kommunikativen Aufwand. Es lässt wenig Platz für Selbstverständlichkeiten oder Routine. Das wurde zum Beispiel in der Szene deutlich, die ich am Anfang dieses Kapitels in der Beschreibung des Interaktionsablaufes geschildert habe: Als die Partnerin von Birgit Müller diese fragt, ob sie nach dem für sie anstrengenden Interview bei ihr übernachten wolle, verneint diese aufgrund familiärer Verpflichtungen. Solche fehlenden Routinen resultieren zum Teil aus einer mangelnden Institutionalisierung von Beziehungsformen jenseits von exklusiver Zweierbeziehung und heimlicher Affäre. Mit dem beschriebenen Organisationsaufwand gelingt es der Biografin, ihre gesellschaftlich anerkannte Form der Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung in ihrer Ehe aufrechtzuerhalten und ihre Beziehung zu ihrer Partnerin fortzusetzen. Ein interessanter Aspekt dieses Arrangements ist, dass ihr damit eine Vermittlung zwischen ihrem Wunsch nach sexueller und romantischer Selbstverwirklichung mit einer Frau und ihrem Anspruch, ihr Eheversprechen zu erfüllen, gelingt. In ihrem biografischen Verlauf entwirft sie damit eine Alternative zum hegemonialen Muster der seriellen Monogamie und stellt diesem ein Modell entgegen, das von einer größeren Verbindlichkeit geprägt ist, da es nicht darauf aufbaut, eine Liebesbeziehung aufzulösen, wenn eine andere erwünscht ist. Im Gegensatz zu manchen seriell monogamen Beziehungsformen erscheint das Modell Birgit Müllers weniger von Beliebig- und Verantwortungslosigkeit geprägt zu sein, wobei es sich um Stereotype handelt, die gerade bisexuellen und nicht-monogamen Beziehungsentwürfen häufig zugesprochen werden (vgl. Kap. 3.2.2). Neben diesen normativen Aspekten der Beziehungsgestaltung muss aber auch die Frage aufgeworfen werden, inwiefern materielle Gründe, die Ehe aufrechtzuerhalten, eine Rolle spielen. Aufgrund ihrer von Haushalts-, Erziehungs, Sorge- und Pflegearbeit geprägten Biografie und eines lediglich geringfügig entlohnten Jobs würde die Biografin im Falle einer Trennung vor finanziellen Schwierigkeiten stehen.

Im Interview betont die Biografin – die zum Zeitpunkt des Interviews über fünf Jahre mit ihrer Freundin zusammen ist –, dass sie keinerlei Bestrebungen habe, sich von ihrem Ehemann zu trennen:

»äh, so hä, so Fantasien, also wies wär wenn ich jetzt äh mein Mann verlassen würde <<ja>> und, mit der [Name der Partnerin] zusammenleben oder, ganz allgemein mit einer Frau, ah mir würd dann auch etwas fehlen also <<hmhm, ja>> (3) also ich mag wirklich beide, so auch die Art wie mein Mann mich anberührt <<hmhm>> () und ich freu mich jetzt auch auf de [Name der Partnerin] <<ja>> hmhm (4) und jetzt auch ähm, so vom, Zusammenleben od- äh, also ich würd jetzt nicht nur mit Frauen zusammenleben wollen« (BM, 11/37–42).

Birgit Müller macht in ihrem Interview deutlich, dass sie nicht allein aus Gründen der christlichen Moral, der Gewohnheit oder der Kinder wegen mit ihrem Mann zusammen bleibt. Sie schätzt die Beziehung und erzählt, dass sie, seitdem sie eine Freundin hat, auch die Sexualität mit ihrem Mann wieder genießt. In ihrem Erleben besteht damit eine fundamentale Differenz zwischen ihrer Liebe zu Frauen und zu Männern und sie braucht beide Formen dieser Liebe in ihrem Leben:

»also, mein Bild, oder es hat immer so a inneres Bild gegeben, äh, dass, das einfach is so wie so zwei Quellen oder <<hmhm>> äh, und, wenn ich eine Seite zuschüttete, oder dann schüttet=s eh oder äh, dann schüttet=s eben die andere auch zu, <<ja>> also wenn ich halt versuch des, die frauenliebende Seite zu verdrängen, äh dann, also ich hab mich ja da wirklich innerlich wie tot gefühlt <<ja>> oder in nem Garten wo halt Rosen blühen die für mein Mann sind und wenn dazwischen andere Blumen wachsen dann kann=er die net rausreißen, äh ohne dass alles äh, praktisch, dass auch die Rosen geknickt werden« (BM, 8/7–13).

In dieser Sequenz entwirft die Biografin ein legitimierendes Bild, in dem sie sich selbst und ihrem Umfeld die Lebensnotwendigkeit des gewählten Beziehungsmodells verdeutlicht. Dieses Beziehungsmodell stellt die Biografin vor zahlreiche Herausforderungen, da sie beständig zwischen eigenen Bedürfnissen und den Wünschen ihres Mannes abwägen muss. Ihr Ehemann toleriert die zweite Beziehung, fordert jedoch die Einhaltung von Regeln. So gibt es zum Beispiel die Absprache, dass am Wochenende und in den Ferien keinerlei Kontakt zur Partnerin aufgenommen werden soll. Zudem soll die Beziehung – obwohl die Biografin das anders wünscht – gegenüber den Kindern und dem gesamten Rest der Familie geheim gehalten werden. Ein Grund für diese Regeln kann der Wunsch des Mannes sein, das Bild

einer intakten heterosexuellen Kleinfamilie nicht zu erschüttern. Dabei muss berücksichtigt werden, dass dieses Beziehungsarrangement auch für den Ehemann der Biografin mit zahlreichen Herausforderungen – und sicher auch Ängsten – verbunden ist, die er zu kontrollieren versucht.

Die Regeln innerhalb der Ehe zwingen die Biografin, ein Doppelleben zu führen, was die Frage aufwirft, wie dies die Beziehung zu ihren – mittlerweile im Jugendalter befindlichen – Kindern beeinflusst. Über diesen Aspekt spricht die Biografin nicht. Es ist anzunehmen, dass die Kinder ein Gespür dafür entwickelt haben, dass es ein Geheimnis in der Familie gibt. Dabei sollte dieser Aspekt des »Geheimnisses« nicht auf ein Problem des von der Biografin gewählten Beziehungsentwurfes reduziert werden – schließlich ist die »geheime Affäre« Teil vieler Familiengeschichten, ganz unabhängig von der Frage sexueller Ausrichtung. Die Anstrengung, die das gegebene Interview für die Biografin bedeutet, kann zu Teilen als eine Folge der Geheimhaltung und Trennung von zwei für sie zentralen Lebensbereichen gelesen werden, welche die Biografin über Jahre hinweg in ihrem Alltag aufrechterhalten muss. Im Interview deutet sich dahingehend eine langsame Verschiebung an, im Rahmen derer die Biografin beginnt, ihrem Wunsch nach einer größeren Offenheit bezüglich ihrer Beziehungsgestaltung nachzugeben.

Bevor ich zur Typenbildung und Zusammenfassung komme, stelle ich einen zweiten Fall dar, der einen ähnlichen Verlauf nimmt.

5.4.2 Susanne Albers

»das war irgendwie so ne sexuelle Revolution für mich«
(SuA, 17/20).

Den Fall von Susanne Albers zog ich zu einer Auswertung heran, da in ihrem Fall das geschlechterübergreifende Erleben romantischer Anziehung schon früh ein selbstverständlicher Teil der Lebensgeschichte ist, eine geschlechterübergreifende sexuelle Praxis jedoch zunächst nicht. Zudem interessierte mich der Verlauf der Annahme von Bisexualität als Etikett in ihrem Fall, da Susanne Albers erzählt, wie sie sich als junge Erwachsene schon einmal als bisexuell beschreibt, diese Selbstbezeichnung aber dann zunächst wieder vergisst. Erst als sie mit Mitte zwanzig beginnt, bisexuelle Zusammenhänge kennenzulernen, übernimmt sie den Begriff wieder für sich, was sie als einen zen-

tralen Wendepunkt ihres Lebens erlebt, den sie – wie im Zitat oben schon eingeführt – als »sexuelle Revolution« beschreibt. Die Verbindung der Annahme von Bisexualität als ein Etikett der Selbstbeschreibung mit einem zentralen biografischen Wendepunkt hat mich dazu geführt, auch diesen Fall – trotz seiner Unterschiede zu dem von *Birgit Müller* (vgl. Kap. 5.4.1) – dem biografischen Verlaufstypus der *Überbrückung* zuzuordnen.

5.4.2.1 Interviewkontext und Interaktionsverlauf

Susanne Albers⁴² ist zum Zeitpunkt des Interviews Ende dreißig und in einem akademischen Beruf tätig. Ich führe drei Gespräche mit ihr, die jeweils etwa drei Stunden dauern. Auf ihrer Arbeitsstelle ist sie nicht als bisexuell geoutet. Mit ihrem Partner ist sie seit über zehn Jahren zusammen. Sie hat diesen vor einigen Jahren geheiratet und lebt mit ihm und ihren Kindern gemeinsam in einer Wohnung. Ihre Beziehung bezeichnet sie zum Zeitpunkt des Interviews als monogam. Im Alter von 19 Jahren – Ende der 1980er Jahre – hat sich die Interviewpartnerin das erste Mal in einem Brief an eine Freundin als bisexuell bezeichnet. Sie erzählt jedoch, dass sie dies zunächst wieder vergaß. Erst acht Jahre später beginnt sie sich wieder als bisexuell zu bezeichnen. Das war, nachdem sie Ende der 1990er Jahre im Rahmen einer Demonstration zum Christopher Street Day auf eine bisexuelle Gruppe getroffen ist.

Susanne Albers reagiert auf eine Interviewanfrage, die wir über einen Mailverteiler für bisexuelle Menschen versendet haben. Sie präsentiert sich im ersten Kontakt als eine Person, die ihre Bisexualität offen lebt und keinerlei Bedenken hat, mit uns über ihre Lebensgeschichte zu sprechen. In der Interaktion mit ihr zeigt sich, dass diese Offenheit in Bezug auf ihr Selbstverständnis als Bisexuelle ein wichtiges, aber zwiespältiges Thema für Susanne Albers darstellt.

Sie erzählt mir während unserer ersten Begegnung am Rande des Interviews, dass in ihrer Nachbarschaft ein lesbisches Paar lebe, das – wie sie – Kinder habe. Den Kontakt zu den beiden beschreibt sie als »nett«. Allerdings sei sie »noch nicht dazu gekommen«, sich bei den beiden als bisexuell zu outen. Als Grund dafür berichtet sie von ihrer Erfahrung, dass sich Lesben von ihr distanzieren, sobald diese von ihrer Bisexualität erführen. Zugleich sei sie unzufrieden, von den Nachbarinnen fälschli-

42 Dieser Fall wurde von mir auch im Rahmen eines Beitrages für einen Sammelband angesprochen (vgl. Ritter, 2014, S. 204).

cherweise als – wie sie selbst sagt – »Hetera-Frau« wahrgenommen zu werden. Susanne Albers beschreibt eine ambivalente Situation: Entweder sie akzeptiert eine falsche Zuschreibung und erhält den netten Kontakt zu ihren Nachbarinnen aufrecht oder sie korrigiert das Bild der Nachbarinnen und nimmt die Gefahr einer Distanzierung in Kauf. In ihren Bedenken zeigen sich folglich Auswirkungen der spezifischen Erfahrungen von Biphobie in lesbischen Zusammenhängen. Damit zusammenhängend wird die für sie ungelöste Frage offensichtlich, wie eine selbstverständliche Sichtbarkeit und Gruppenzugehörigkeit als Bisexuelle innerhalb einer institutionell monosexuell organisierten Sexual- und Beziehungsordnung zu erlangen ist (vgl. Kap. 3.2.2). In der Situation erlebt sie sich als Bisexuelle isoliert, da sie als solche unsichtbar und mit anderen Menschen unverbunden bleibt. Sie gehört weder zu den »Hetera-Frauen« noch zu den Lesben. In der geschilderten Situation bleibt folglich eine trennende monosexuelle Gruppenkonstruktion dominant gegenüber den Gemeinsamkeiten der Frauen, nicht die heterosexuelle Norm der Gesellschaft zu leben. Dabei muss festgehalten werden, dass Susanne Albers – trotz eines möglichen Risikos der Zurückweisung durch die Nachbarinnen aufgrund einer möglichen negativen Einstellung gegen bisexuelle Frauen – dieser Situation nicht ausgeliefert ist, sondern sich dennoch für ein Outing als bisexuell entscheiden könnte. Ihr Verharren in einer Situation, in der sie sich verkannt und unsichtbar fühlt, erweist sich – wie ich weiter unten in der Rekonstruktion belegen werde – als ein wiederkehrendes Motiv ihrer Lebensgeschichte.

Eine weitere Wendung des Themas Sichtbarkeit von Bisexualität wird in Bezug auf Susanne Albers' Kinder deutlich. Vor dem Beginn unseres ersten Interviews sagt mir die Biografin, dass wir Zeit hätten, bis ihr Kind aus dem Kindergarten komme. Bei mir entsteht der Eindruck, dass ihr Kind nichts von unserem Gespräch erfahren soll. Dass sie die Frage beschäftigt, wie offen sie gegenüber ihren Kindern mit ihrer Bisexualität umgehen soll, zeigt sich dann auch während des Interviews. Sie spricht ihr zweites Kind – ein Baby – während des Interviews immer mal wieder direkt an und sagt sinngemäß: »Hör gut zu«, und: »Wenn du älter bist, wirst du das alles nicht sofort zu hören bekommen«.

Auch am Arbeitsplatz ist sie – wie sie später im Interview berichtet – nicht geoutet. Sie sagt: »Arbeit ist Arbeit und der Rest ist die Exotik« (SuA, 30/8). In dieser Formulierung zeigt sich, dass die Sorge aufgrund ihrer Bisexualität am Arbeitsplatz benachteiligt und/oder angefeindet zu

werden nur einer der Gründe für Susanne Albers ist, sich dort nicht zu outen. Ihr Vorgehen ermöglicht es für sie, ihr Leben als Bisexuelle von den profanen Zumutungen des Alltags abzugrenzen und als »exotisches« Anderes zu bewahren (zum Thema Bisexualität und Coming-out vgl. McLean, 2007 und Kap. 3.3.2).

Ich interpretiere ihre große Offenheit unserem Projekt und mir gegenüber in diesem Zusammenhang. Die Biografin hält bestimmte Bereiche ihres Lebens getrennt, hat aber zugleich das Bedürfnis diese zu verbinden und sichtbar zu machen. In der Interaktion mit uns und der Erzählung der gesamten Lebensgeschichte bietet sich ihr eine gute Möglichkeit, die unterschiedlichen Bereiche situativ in ein biografisch vermitteltes Ganzes einzufügen, die Trennung der Bereiche in ihrem Alltag unangetastet zu lassen.

5.4.2.2 Das thematische Feld der erzählten Lebensgeschichte

Susanne Albers präsentiert sich in ihrer Lebensgeschichte vor allem als Tochter einer phasenweise unter einer psychischen Erkrankung leidenden Mutter und eines abwesenden und unzulänglichen Vaters. Ausgangspunkt dieses Narrativs ist eine Schilderung, wie sie als Kind die Erfahrung existenzieller Unsicherheit in der Beziehung zu ihren Eltern macht:

»ja mhm, ja ich zum einen ähm glaube das mich sehr geprägt hat aus dieser Zeit ähm dass meine Mutter ähm psychisch krank ist und in dieser Zeit äh lange Zeit im Krankenhaus verbracht hat <<Ja>> Ähm, als ich, äh, vier und fünf Jahre alt war war die insgesamt über nen Zeitraum von zwei Jahren ein-einhalb Jahre im Krankenhaus« (SuA, 1/15–22).

Sie erwähnt zudem kurz, dass auch ihr Vater aus beruflichen Gründen kaum präsent war. Was das für das Erleben Susanne Albers' als Kind bedeutet haben könnte, führe ich weiter unten aus. An dieser Stelle geht es zunächst allein um die Gestalt der Erzählung. Die Biografin wählt gleich zu Beginn ihrer Lebenserzählung eine Situation zum Ausgangspunkt, in der sie von beiden Elternteilen verlassen wurde. Sie beendet diese Beschreibung schon nach 16 Zeilen des Transkripts, um auf die Beziehung zu ihrer langjährigen Freundin Lena einzugehen. Diese Darstellungsform ist paradigmatisch für die gesamte Eingangserzählung Susanne Albers': Die wenigen knappen Anmerkungen bezüglich ihrer Familie werden von ausführlichen Beschreibungen ihrer unterschiedlichen Beziehungen

begleitet. Das thematische Feld der Lebensgeschichte besteht in dieser Lebenserzählung also darin, dass die Biografin den Themenbereichen der »Verunsicherung« (SuA, 2/2), »Einsamkeit« und »Traurigkeit« (SuA, 5/8), die sie mit ihrer Herkunftsfamilie in Zusammenhang bringt, durch andere als positiver erlebte Bindungserfahrungen einen thematischen Rahmen gibt. Dieses thematische Feld der Lebensgeschichte bestätigt sich auch im Nachfrageteil des Interviews, als Susanne Albers meine Frage nach der schwierigsten und schönsten Phase beantwortet. Als schwierigste Lebensphase benennt sie die Abwesenheit ihrer Mutter in ihrer Kindheit. In dieser fühlte sie sich »super einsam« (SuA, 8/44), »total hilflos« (SuA, 9/40) und »sprachlos« (SuA, 9/40). Diese Phase kontrastiert sie mit dem Beginn ihrer Beziehung zu ihrem Mann Michael sowie ihrer Beziehung zu ihrer großen Liebe Katharina, die sie als die schönsten Phasen ihres Lebens benennt.

Als den zentralen Moment der Überwindung von Erfahrungen, in existenziellen Beziehungen »hilflos« und »sprachlos« zu sein, beschreibt Susanne Albers die »sexuelle Revolution« (SuA, 17/21), die sie mit Mitte zwanzig erlebt, als sie bisexuelle Zusammenhänge kennenlernt und beginnt, sich selbst als bisexuell zu bezeichnen. In der Folge dieser Wende präsentiert sie ihr Leben als geprägt von vielen neuen Handlungsmöglichkeiten im Bereich der Gestaltung von Sexualität und Beziehungen. Doch bei der Analyse der Erzählung zeigt sich, dass auch in der Darstellung ihrer außerfamilialen Beziehungsgeschichte und den Beziehungen im Kontext bisexueller Zusammenhänge das Motiv der Handlungsunfähigkeit und des schmerzlichen Verlassenwerdens wieder auftaucht. Sie schildert, wie sie um Bindungen ringt, in denen sie sich aufgehoben, erfüllt und handlungsfähig fühlen kann, aber dabei an ihre Grenzen stößt. Dabei fällt auf, dass sich die Biografin in einigen Passagen des Interviews nicht als aktive Gestalterin ihrer Beziehungen darstellt, obwohl sie aktiv eine Trennung initiiert. So beendet sie zum Beispiel eine Beziehungskonstellation, die sie als ideal beschreibt, und evaluiert dieses Ende resigniert mit einem: »Ä:hm genau (6) genau hat aber dann halt leider nicht so funktioniert« (SuA, 19/26–27). Drastischer schildert sie die Situation, in der ihr heutiger Ehemann Michael sie auffordert, sich zwischen ihrer großen Liebe Katharina und ihm zu entscheiden – eine Entscheidung, die sie nicht treffen kann, woraufhin Katharina sich von ihr distanziert: »Danach hatte ich das Gefühl ich gehe mit meiner Seele in den Kühlschrank und friere erst mal alles ein und das war auch mehrere Jahre <<Ja>> das Gefühl« (SuA, 31/20–22). Auffal-

lend ist an dieser Passage, wie die Darstellung von Lähmung und eines aktiven Gestaltens der Situation zusammenkommen, wenn Susanne Albers sagt, sie »geht« selbstständig in den »Kühlschrank« und »friert« ihre »Seele« ein.

Susanne Albers beendet ihre selbst gestaltete Eingangserzählung mit einem Bericht darüber, wie sie ihren Mann Michael heiratet, Kinder bekommt und sich aufgrund dieser für eine »monogame Phase« (SuA, 93/29) entscheidet. In dieser Entscheidung beschreibt sie sich wieder als aktiv und handlungsfähig, jedoch um den Preis, dass sie einen Teil ihrer Beziehungswünsche aufgeben muss. Allerdings bleibt das Thema der Trauer um die beendeten Beziehungen zu Lena und Katharina und des Verlustes von »Exotik« (SuA, 30/8) in ihrem Leben präsent. Dabei macht sie deutlich, dass sie diesen Lebensabschnitt als Phase versteht, und entwirft das Zukunftsbild einer biseuellen »WG« mit Freundinnen, wenn sie 70 Jahre alt ist, die sie sich aber wiederum nur ohne ihren Mann vorstellen kann, womit deutlich wird, dass sie keinen Zukunftsentwurf entwickelt, der ihre gegengeschlechtliche Zweierbeziehung im Alltag und ihre Bisexualität verbinden kann.

Trotz der von der Biografin präsentierten Wende, in der sie sich von den kindlichen Gefühlen der Handlungsunfähigkeit in Beziehungen emanzipiert, entwirft die Biografin ihre Lebensgeschichte dennoch weiter im Spannungsfeld von Gestaltungs- und Ohnmacht.

Um besser zu verstehen, mit welchen Erlebnissen diese Form der Präsentation verbunden ist, gehe ich im Folgenden auf die Familien- und Lebensgeschichte der Biografin ein.

5.4.2.3 Lebensgeschichte

Susanne Albers wird Anfang der 1970er Jahre in einer Stadt in Westdeutschland geboren. Aufgrund der Berufstätigkeit beider Elternteile zu diesem Zeitpunkt ist von einer materiell abgesicherten Familiensituation auszugehen.

Die psychische Krankheit der Mutter

Ein halbes Jahr nach der Geburt der Biografin gibt die Mutter ihren Beruf auf. Es sind unterschiedliche Motive für diesen Schritt denkbar. Möglicherweise strebt sie eine Entlastung an, da ihr Partner in einer anderen Stadt arbeitet, sie zumindest phasenweise psychisch krank ist und die Sorge um ein Baby bzw. Kleinkind eine anstrengende Aufgabe ist. Dabei muss bedacht

werden, dass die Mutter der Biografin schon früh ihre Eltern verloren hat und ihr damit in dieser Zeit elterliche Vorbilder fehlten. Zudem kommt ein Jahr nach der Geburt der Biografin ein weiteres Kind zur Welt:

»Ähm (6) Ich hab so ein Bild was ich sehr mit [Geburtsort] verbinde was so ähm (2) ja mit [Geburtsort] verbinde das ist so dass ich vorm Haus spiele <<Mhm>> und ähm, meine Mutter am Fenster ste:ht und ich einfach mit meinem Bruder im Sandkasten <<Mhm>> spiele und da ganz, ganz unbedarft <<Ja>> und frei und fröhlich bin irgendwie schönes Wetter und so ne nette, nette Situation <<Ja>> (12)« (SuA, 44/1–7).

Diese Sequenz skizziert das frühe Erleben einer intakten Kleinfamilie – wenn auch mit abwesendem Vater –, in der Susanne Albers unbefangen spielen kann. In ihrer Erzählung bleibt es eine der wenigen Szenen, in denen sie von einer Kindheit berichtet, die »fröhlich« und unbedarft ist. Auffallend sind in der Sequenz die zwölf Sekunden Pause am Ende, die als eine temporale Barriere interpretiert werden können, die sie zwischen dieser Beschreibung und den Berichten über Situationen einfügt, die im Kontrast dazu stehen.

»Die [Name der Mutter] war so wechselhaft durch dieses Manisch-Depressive in der einen Situation war sie in Höchstform und hat den tollsten Kindergeburtstag der Welt organisiert und sich ganz ganz viel um uns gekümmert und gespielt und gebastelt und in ner anderen Situation das waren dann halt immer so längere Phasen äh war sie überhaupt nicht ansprechbar« (SuA, 45/21–26).

Susanne Albers erlebt ihre Mutter in ihrer Kindheit in Extremen. Phasen von großer Nähe und Zuwendung wechseln sich mit Zeiträumen völliger Abwesenheit ab. Das Verhalten ihrer Mutter ist damit für sie nicht berechenbar und verunsichernd. Dabei stehen ihr als Kind nur sehr begrenzte Mittel zur Verfügung, das Verhalten der Mutter einzuordnen und nicht auf sich zu beziehen (vgl. Lenz, 2009). Bekommt sie keine weitere Unterstützung im Umgang mit der Situation – und es gibt keine Hinweise darauf, dass eine solche Unterstützung erfolgt –, liegt es für sie nahe, das unerklärliche Verhalten ohnmächtig zu akzeptieren oder sich selbst als Auslöserin zu betrachten. Gefühle von Ohnmacht und Allmacht und das Ringen um Handlungsfähigkeiten in den engsten Beziehungen, die in der Lebensgeschichte von Susanne Albers immer wieder eine wichtige Rolle

spielen, begegnen ihr also schon in ihrer Kindheit. Als Kind eines psychisch kranken Elternteils steht sie nicht allein. Schätzungen gehen heute von etwa einer halben Million Kindern in Deutschland aus, die mit einem psychisch kranken Elternteil aufwachsen (vgl. Lenz, 2009, S. 745). Allerdings handelt es sich um eine Gruppe, die gesellschaftlich und auch in der Psychiatrie lange vernachlässigt wurde und erst in den letzten Jahren mit ihren Bedürfnissen und Fragen wahrgenommen und unterstützt wird (vgl. ebd.; Zillig, 2016, S. 38). Das Erlebnis, weder von den Eltern noch von anderen Menschen mit den eigenen Bedürfnissen gesehen zu werden, macht Susanne Albers damit schon in der frühen Kindheit. Dieses frühe Erleben lässt sich mit dem in der vor dem Interview stattfindenden Eingangsinteraktion (vgl. Kap. 5.4.2.1) deutlich werdenden Ringen der Biografin um Sichtbarkeit als Bisexuelle verbinden. Mit diesem Wissen lässt sich dieses Ringen von zwei Seiten aus betrachten. Einerseits ist sie als bisexuelle Frau mit einer gesellschaftlichen Situation konfrontiert, in der sie – ähnlich wie in ihrer Erfahrung als Kind einer Mutter, die phasenweise psychisch krank ist – unsichtbar gemacht wird. Andererseits wäre sie als erwachsene Frau in der Lage diesem Umstand handelnd zu begegnen anstatt ihn zu akzeptieren.

Schon während ihrer Kindheit verschlechtert sich der Gesundheitszustand der Mutter fortschreitend und sie hält sich zu stationären Behandlungen in Kliniken auf.

Der erste stationäre Aufenthalt der Mutter in der Psychiatrie

Susanne Albers ist etwa vier Jahre alt, als sie das erste Mal erlebt, dass ihre Mutter in die Psychiatrie geht:

»als ich so klein war ((holt tief Luft)) (2) hab ich einfach ganz wenig Erinnerungen <<Ja>> und das ist dann <<Na klar>> so das ist ähm- (16) Ich hab keine konkreten Erinnerungen dadran <<Mhm>> Ich hab auch keine konkreten Erinnerungen wie das war als sie weggegangen ist so <<Ja>> Das muss so von meiner persönlichen Rekonstruktion äh muss es äh Situationen gegeben haben <<Mhm>> die für uns ganz unangenehm waren <<Mhm>> Ob das ein Selbstmordversuch war weiß ich nicht kann sein kann ich mich nicht dran erinnern <<Ja>> Das würde nahe liegen von allem was ich mir zusammenreime aufgrund dessen sie in die Klinik gekommen ist <<Mhm>> oder einfach aufgrund von zunehmenden anhaltenden Depressionen Ich kann mich da nicht dran erinnern Ich hab so ne

vage Idee von meine Mutter sitzt auf dem Sofa und weint <<Mhm>> und ähm (3) und ne vage Situation von ganz vage dass ich meine- (1) meinen Vater frage wann denn meine Mutter endlich wieder nach Hause kommt und der das so sehr schroff einfach abwiegelt <<Ja>> oder ich, so wir son bisschen an so weinerliche Kinder dargestellt wurden zwischen ihm und der Großmutter <<Mhm>> irgendwie dass es immer hieß Nein die ist nicht da und das geht jetzt nicht und nein du kannst sie nicht sehen und jetzt stellt dich nicht so an irgendwie so <<Ja>> der Tenor <<Mhm>> mag anders gewesen sein, aber so, ne wars nicht also das ist so das Grundgefühl« (SuA, 36/15–31).

Das Erleben von Suizidversuchen und die Einweisung eines Elternteils in die Psychiatrie sind eine belastende Erfahrung für kleine Kinder und können auch als traumatisch erlebt werden, was aber keine zwingende Folge ist, sondern von den konkreten Umständen abhängt (vgl. Lenz, 2009, S. 756). Obwohl die Geschehnisse, die die Biografin berichtet, ohne Zweifel belastend sind, kann die stationäre Aufnahme der Mutter auch als ein aktiver und entlastender Umgang mit einer alle Familienmitglieder überfordernden Situation gedeutet werden. Die Eltern nehmen das medizinische Hilfesystem in Anspruch. In der Analyse der Sequenz betrachte ich – neben der eigentlichen psychischen Krise und Trennung von der Mutter – den Umgang der verbleibenden erwachsenen Bezugspersonen als besonders schwerwiegend. Die Reaktionen, die Susanne Albers beschreibt, legen nahe, dass sie wenig Zuwendung, Trost und kindgerechte Erklärungen von ihren erwachsenen Bezugspersonen erhält. Der Vater und die Großmutter sind nicht in der Lage, empathisch mit den Sorgen der Biografin umzugehen. Weder über die genauen Umstände noch über den Zeitraum der Abwesenheit der Mutter wird gesprochen. Gefühlsäußerungen werden als illegitime Störung hingestellt. In diesem Zusammenhang ist es wahrscheinlich, dass die Biografin an ihren eigenen Gefühlen zweifelt, werden sie doch von der verbleibenden primären erwachsenen Bezugsperson und ihrer Großmutter als nicht angemessen dargestellt. Ein Hinweis darauf ist auch ihre Formulierung »mag anders gewesen sein«, mit der sie ihre eigene Wahrnehmung der Reaktionen ihres Vaters und ihrer Großmutter in Zweifel zieht. Meine These ist daher, dass die lange Pause am Anfang der Sequenz und die eher lückenhaften Erinnerungen nicht unbedingt als Folge eines traumatischen Erlebens zu deuten sind, sondern als der Versuch, die damaligen Gefühle und Geschehnisse einzuordnen – etwas, wozu sie

damals Hilfe gebraucht hätte und nicht bekam, weder von den erwachsenen Bezugspersonen noch von professioneller Seite. Auffallend ist auch, dass die Textstelle nahelegt, dass eine solche Einordnung oder auch Aufarbeitung mit ihren Eltern bis heute nicht geschehen ist. Schließlich hätte sie, anstatt eine »persönliche Rekonstruktion« zu unternehmen, die Eltern auch fragen können, was aus ihrer Perspektive geschehen ist. Dass die Biografin nicht einmal einen Versuch eines Gespräches erwähnt, lässt auf ein familiales Tabu schließen, das die Biografin bis heute akzeptiert, was dazu führt, dass sie bis heute auf Spekulationen angewiesen ist. Die emotionale Distanz des Vaters in der familiären Krisensituation wird durch seine häufige räumliche Abwesenheit verstärkt:

»mein Vater ist in der Zeit dreimal die Woche oder drei Tage in der Woche weg gewesen <<Mhm>> weil der ja nach [Stadt] zu seiner Arbeit gependelt ist weil der da schon an der [Arbeitsstelle] in [Stadt] war <<Ja>> und dann ähm, wars auch so dass unsere Großeltern uns vom Kindergarten abgeholt haben <<Mhm>> ähm genau oder wir eben bei diesen Tagesmüttern irgendwie gelandet sind und so« (SuA, 54/6–11).

Auch wenn der Vater der Biografin in der schwierigen Situation keine emotionale Unterstützung bieten konnte, kann seine Abwesenheit durch das Pendeln als eine zusätzliche Belastung für die Biografin betrachtet werden. Ähnlich wie in Bezug auf die Mutter ist sie in ihrer Beziehung zum Vater einem Wechselspiel von Nähe und Distanz ausgesetzt, auf das sie keinen Einfluss hat. Von den anderen verfügbaren Bezugspersonen wird sie zu diesem Zeitpunkt offensichtlich versorgt, aber aufgehoben fühlt sie sich bei ihnen nicht.

Die beste Freundin

Auch weil Susanne Albers innerhalb ihrer Familie keine verlässlichen erwachsenen Bezugspersonen findet, beginnen Freundschaften für sie früh eine große Rolle zu spielen. Das zeigt sich in der Beschreibung des Kennenlernens ihrer Freundin Lena:

»Mhm (2) Ja das war son Nachlaufspiel dass wir den gleichen Kindergartenweg hatten <<Ja>> und (1) ähm sie dann angefangen hat hinter mir herzulaufen <<Mhm>> und ich angefangen hab hinter ihr herzulaufen <<Ja>> und dann, bin ich glaub ich mit ihr nach Hause ((la-

chend)) /gegangen oder so\ <<Ja>> Nicht beim ersten Mal aber beim zweiten Mal war ich dann mit bei ihr so direkt weil () und ich glaub ihre Mutter kam dann auf die Idee dass wir mal meine Oma anrufen ((lachend)) /könnten oder so\ <<Ja>> das war dann ((lachend)) /gar nicht so in meinem Kopf gewesen\ Ich glaub so, so ähnlich war das dann, genau <<Mhm>> (1) 'Ja' Also so hab ich sie kennengelernt damals« (SuA, 57–58/45–4).

Wie wichtig die beschriebene Freundschaft für die Biografin war, zeigt sich daran, dass sie ohne größere Pausen detailliert und lachend von dem Kennenlernen erzählt. Dieses Kennenlernen muss sich in zeitlicher Nähe zur oben geschilderten Szene abgespielt haben, in der Susanne Albers' Mutter in die Klinik kam. Bei der Schilderung macht die Biografin lange Pausen und erinnert sich nur mühsam. Als wie befreiend sie diese Begegnung erlebt hat, wird auch daran deutlich, wie sie die Zeit vergisst, als sie Lena nach Hause nachgelaufen ist. Dass sie Lena bald nach Hause folgt, ermöglicht ihr auch, Zugang zu einem weiteren Ort zu finden, an dem sie sich wohler fühlt als zu Hause. Lena wird in ihrem Leben zu ihrer langjährig wichtigsten Bezugsperson und besten Freundin. Diese Begebenheit zeigt, wie gut Susanne Albers schon im Kindergartenalter darin ist, Beziehungen, die ihr guttun, zu suchen und aktiv einzugehen. In ihrer Lebenssituation erweist sich diese Fähigkeit zusätzlich als eine hilfreiche Bewältigungsstrategie (vgl. Lenz, 2009, S. 753), die es ihr ermöglicht, Wünsche nach Beständigkeit, Nähe und Unbefangenheit zu verwirklichen. Die Familie, in die sie hineingeboren wurde, erweist sich in dieser Lebensphase als eine für sie unzureichende Vergemeinschaftungsform, während die selbst gewählte Freundschaft ihr ermöglicht, existenzielle emotionale Bedürfnisse sicher zu erfüllen.

Der Umzug

Die Freundschaft – und damit auch die von Susanne Albers entwickelte Bewältigungsstrategie – wird bald auf die Probe gestellt. Die Familie beschließt – vermutlich nach der Rückkehr der Mutter aus der Klinik – Ende der 1970er Jahre in die Stadt zu ziehen, in der der Vater arbeitet. Susanne Albers ist zu diesem Zeitpunkt sechs Jahre alt und besucht die erste Klasse:

»Das war total klar dass das gemacht wird und dass-, Fertig ist <<Mhm>>
Fertig aus, Kann ich gar nicht so viel zu sagen das ist- Es gab auch jetzt nicht

noch son großes Verabschiedungsritual also dass man noch son Kinderfest mit den Freunden macht oder so <<Mhm>> oder- Wir sind einfach in den Sommerferien umgezogen und- <<Ja>> (3) Das war halt so ne Mischung aus dass ich es traurig fand die Lena vor allem nicht mehr zu sehen <<Mhm>> so und da haben wir schon für uns beide schon ein ziemliches Abschiedsdrama draus gemacht <<Ja>> so also so hat sie auch ich glaub sie war einfach wirklich auch sehr traurig und ich auch aber wir haben das dann auch son bisschen, ä:h, sehr, ja schon dem auch Ausdruck verliehen dann so <<Ja>> (2) Also für mich war- Gut das kannte ich halt von früher so pffff da wird nicht viel diskutiert da hat man alles akzeptiert irgendwie () großartig bei ihr war das etwas anders deshalb kam da schon eher Nein das geht nicht und ihr müsst doch hierbleiben und hat angefangen mit meinem Vater rumzudiskutieren irgendwie so ja« (SuA, 42/3–15).

Die Biografin wird in dieser Situation vor vollendete Tatsachen gestellt. Sie hat nicht nur keinerlei Einfluss auf die Entscheidung, auch ihre Gefühle und Bedürfnisse in Bezug auf diesen Vorgang haben keinen Platz, wie das im Zitat zweimal verwendete »Fertig« verdeutlicht. Die Entscheidung der Eltern umzuziehen bringt Susanne Albers in eine schwierige Situation. Ohne diese beeinflussen zu können, muss sie erleben, wie sie den Alltag mit ihrer Freundin verliert und damit auch die von ihr entwickelte Bewältigungsstrategie infrage gestellt wird. Aus der Perspektive der Resilienzforschung (vgl. Lenz, 2009, S. 750) verliert sie zunächst eine wichtige Ressource, die sie in schwierigen Phasen geschützt hat und mit der sie sich Möglichkeiten erschlossen hat, in Belastungssituationen in ihrer Familie einen besseren Umgang zu finden. Dabei fällt der Fatalismus auf, mit dem die Biografin die Entscheidung akzeptiert. Die Akzeptanz des Umzuges durch die Biografin – obwohl dieser nicht an ihren Bedürfnissen orientiert ist – kann auch in einer spezifischen Dynamik innerhalb von Familien mit einem psychisch kranken Elternteil begründet sein. Lenz spricht von einer »Atmosphäre der Rücksichtnahme und Schonung«, in der sich Kinder bemühen, jede »Kritik, Forderung oder stärkere Gefühlsäußerungen« (ebd., S. 756) zu vermeiden. In dieser Situation hat Susanne Albers daher wahrscheinlich den Wunsch, auf die Bedürfnisse des Vaters einzugehen und zum vermeintlichen Wohl der Familie zu handeln. Dass die Biografin ihrer Familie gegenüber nur wenig Gefühle zeigt, mit ihrer Freundin jedoch ein »Abschiedsdrama« inszeniert, verdeutlicht, dass ihre Freundschaft einen Raum eröffnet hat, in dem sie Gefühle zeigen kann, die sie

sich innerhalb ihrer Familie nicht gestattet. Lena stellt sich im Gegensatz zu Susanne Albers aktiv gegen den Umzug, was für ein Kind von sechs Jahren nicht selbstverständlich ist, und zeigt damit eine Handlungsoption auf, die innerhalb Susanne Albers' Familie undenkbar erscheint. Allerdings findet der Umzug trotz Lenas vehementer Einsprüche statt. Es sollte dabei bedacht werden, dass aus der Perspektive der Eltern durchaus gute Gründe für einen Umzug sprechen, da er eine Entlastung bedeutet, da der Vater nicht mehr zu seinem Arbeitsort pendeln muss. Darüber hinaus verhindert ein Umzug zu diesem Zeitpunkt, dass Susanne Albers sich, nachdem sie in einer Schule eingewöhnt ist, noch einmal umstellen und neue Freund_innen finden muss. Diese Aspekte werden Susanne Albers von den Eltern nicht kindgerecht vermittelt und – was einen Kernaspekt dieses Falles betrifft – ihr Schmerz aufgrund der Trennung wird von den Eltern nicht gesehen. Es besteht die Möglichkeit, dass diese mangelnde Zuwendung auch aus einem familialen Umgang mit der psychischen Krankheit und der Familiengeschichte der Mutter resultiert: Sie überschattet alles andere.

Der Familiendialog über Traurigkeit und Depression

In der Zeit des Umzuges ist Susanne Albers traurig und muss häufig weinen:

»Entweder in der Zeit oder schon davor das weiß ich nicht mehr so genau weiß ich dass ich nachmittags oft geweint habe <<Mhm>> zu Hause gegessen und geweint () Das war auch wieder so typisch ähm (1) hat, hat meine Mutter dann immer sofort () Das Kind hat meine Depressionen geerbt <<Mhm>> hat aber gar nicht wirklich danach gefragt warum ich denn traurig bin <<Ja>> und ich weiß das muss so zweite dritte Klasse doch das war glaub ich zweite dritte Klasse da hab ich mir dann son Ort in der Straße gesucht ein paar Häuser weiter da war so ne kleine Ecke da konnte man sich son bisschen zurückziehen <<Ja>> und dann bin ich halt immer, da hin gegangen wenn ich traurig war <<Mhm>> Das war ich glaub ich ziemlich früh <<Ja>> Aber, es hat irgendwie auch nie jemand wirklich auf den Umzug bezogen oder auf ne Überforderung oder Überlastung oder weiß ich nicht was <<Ja>>« (SuA, 45/23–33).

Offensichtlich ist die Biografin unglücklich mit der neuen Situation. Ihre Traurigkeit und ihr Weinen sind nachvollziehbare Reaktionen auf die Trennung von ihrer engsten Freundin. Allerdings werden diese von ihrer Mutter sanktioniert und pathologisiert. Der Biografin wird vermittelt, dass

das Zeigen von Traurigkeit nur als Ausdruck einer psychischen Krankheit zu deuten und innerhalb der Familie unerwünscht ist. Der Mutter kann damit unterstellt werden, dass sie in der Situation keine Empathie für ihr Kind entwickeln kann, sondern allein mit sich und ihrer Sorge, ihre Krankheit vererbt zu haben, beschäftigt ist. Diese Weitergabe betrachtet sie dabei allein als biologischen Vorgang – was auch eine für sie günstige Deutung ist, da diese sie von einer direkten Verantwortung für die Situation freispricht. Ich möchte an dieser Stelle nicht nahelegen, dass die Mutter Schuld daran trägt, dass ihre Tochter sich mit ähnlichen Belastungen auseinandersetzen muss wie sie. Es geht eher darum, sichtbar zu machen, wie sich eine erklärliche und »harmlose« Entscheidung wie ein Umzug erst zu einer ähnlichen Belastung entwickelt, da sich die Mutter und die anderen Familienangehörigen Susanne Albers, die in ihrer Traurigkeit gesehen werden möchte, nicht zuwenden. Die Traurigkeit der Biografin resultiert nicht aus einer biologischen Vererbung von Depression, sondern aus ihren konkreten Erlebnissen, in denen sie sich von erwachsenen Bezugspersonen unzureichend begleitet fühlt. Diese Erlebnisse ähneln dadurch den Erfahrungen der Mutter, wenn sie auch nicht gleichzusetzen sind: der Verlust der Elternteile, der Mangel an verlässlichen und unterstützenden erwachsenen Bezugspersonen und ein erzwungener Ortswechsel. Eine gewisse – von der Mutter befürchtete – »Vererbung« findet in dieser Konstellation tatsächlich statt, aber nicht auf genetischer, sondern auf familienbiografischer Ebene. Die Haltung und das Handeln der Familie sind dabei an ein Familien- und Gesellschaftssystem gebunden, zu dem auch die Psychiatrie gehört, das den Bedarf von Kindern psychisch kranker Eltern strukturell ignoriert.

Ich möchte mit dieser Erkenntnis nicht die Forschungsergebnisse negieren, welche die Möglichkeit einer genetischen Weitergabe eines erhöhten Risikos einer depressiven oder bipolaren Erkrankung belegen (vgl. Normann, 2006, S. 32). Mir geht es um den Hinweis, dass ein aus diesen Erkenntnissen abgeleiteter deterministischer Diskurs zu einer nicht primär biologischen Weitergabe psychischer Belastung an die nächste Generation beitragen kann wie im vorliegenden Fall. Das heißt, der Effekt der erhöhten Belastung ist der gleiche wie bei einer genetischen Weitergabe, aber die Struktur der Weitergabe unterscheidet sich grundsätzlich. Die Bedeutsamkeit sozialer Figuren, in denen psychische Erkrankungen entstehen, darf folglich nicht durch einen genetisch-deterministischen Diskurs ersetzt werden, der selbst einen Risikofaktor darstellen kann.

Mit Blick auf die Erlebnisse Susanne Albers' lässt sich auf biografischer Ebene nachweisen, wie eine innerhalb der Familie verankerte fatalistische Haltung gegenüber psychischer Krankheit zu einem Risikofaktor für die Biografin wird. Sie verstärkt das Gefühl der Ohnmacht aller Familienangehörigen und verdeckt Handlungsmöglichkeiten (vgl. auch Lenz, 2009, S. 753). Dabei ist festzuhalten, dass die Mutter einer Einnahme von Medikamenten und der Inanspruchnahme stationärer Behandlung offen gegenübersteht, was dafür spricht, dass ihre fatalistische Einstellung durchaus Grenzen hat.

In der Sequenz kommt auch zum Ausdruck, wie sich die Biografin gegen die Auflage der Familie wehrt, Gefühle zu unterdrücken, indem sie sich einen Ort sucht, an dem sie weinen und traurig sein darf, ohne dafür bewertet zu werden. Allerdings muss sie dazu ihr Elternhaus verlassen und ist mit ihren Gefühlen allein. Durch ihre Strategie und in ihrer Deutung in der Gegenwart des Interviews widersetzt sie sich dem fatalistischen Diskurs in ihrer Familie und entwickelt alternative Handlungsspielräume in schwierigen Lebenslagen.

Die »andere Welt«

Trotz der räumlichen Trennung, die erfolgt ist, hält Susanne Albers an ihrer Freundschaft zu Lena fest.

»Ich hab ähm, so Grundschulzeit vielleicht ganz kurz ähm, hatte ich dann, ähm mich weiter ähm das war ja wichtig den Kontakt zu der Lena weiter aufrechterhalten so unsere Eltern haben das zum Glück soweit unterstützt dass sie uns dann auf viel drängeln auch dann ab und an mal hin und her gefahren haben so fürs Wochenende oder mal in den Ferien durften wir uns dann besuchen und das war ganz viel ähm auch schon in der Zeit dass es immer so- es gab so meine ferne beste Freundin <<Mhm ja>> so und das hatte ne ganz große Bedeutung dafür dass die einfach immer außerhalb des Alltags stand <<Ja>> dass wir äh, so ne Sehnsucht nacheinander- als Kinder hat man das vielleicht noch nicht so ausgeprägt aber schon es gab so immer dieses Ferne diese andere Welt« (SuA, 2/13–22).

Susanne Albers gibt die Beziehung zu Lena nicht auf, sondern entwickelt eine Fernbeziehung, was für ein Kind im Grundschulalter bemerkenswert ist. Die Eltern zeigen sich zumindest auf ihr Drängen unterstützend dabei, Treffen zu ermöglichen, was das bislang wenig zugewandte Bild, das die Biografin in anderen Passagen des Interviews von diesen zeichnet, etwas

verändert. Susanne Albers reagiert auf die neue Situation mit einer Anpassung ihres Verständnisses ihrer Freundschaft, was einen Wandel ihrer zentralen Bewältigungsstrategie einschließt. Gezwungen, die Freundschaft in Form einer Fernbeziehung zu führen, nutzt sie diesen Umstand, um aktiv eine starke Trennung zwischen ihrem alltäglichen Leben und ihrem Zusammensein mit Lena zu etablieren. Diese Trennung von »Alltag« und »anderer Welt« ermöglicht es ihr, einen Ort zu schaffen, der jenseits der Probleme und Traurigkeit innerhalb ihrer Familie liegt und von dieser nicht betroffen ist. Die Etablierung einer »Sehnsucht« nach diesem Ort im Alltag bedeutet für sie auch ein Wissen darum, dass ihr häufig unerfreuliches Alltagsleben nicht allumfassend ist. Diese Trennung von einem alltäglichen und einem außeralltäglichen Bereich entwickelt die Biografin im weiteren biografischen Verlauf zu einer zentralen Struktur der Gestaltung ihrer Beziehungen. Damit gelingt es ihr schon früh, feste Beziehungsstrukturen zu etablieren, die über ihre Herkunftsfamilie hinausreichen.

Ausgrenzungserfahrungen in der Schule

Nach ihrer Grundschulzeit wechselt Susanne Albers Anfang der 1980er Jahre auf ein Gymnasium. Sie ist sehr gut in der Schule, macht jedoch Erfahrungen der Ausgrenzung vonseiten der Mädchen in ihrer Klasse.

»Ä:hm (12) pfffff (1) 'Also das war' () ähm das war in der (7) Grundschule fing das son bisschen an aber sehr stark erlebt hab ich es vor allem so (1) fünfte sechste siebte Klasse <<Mhm>> dass es da (1) zwei drei Mädchen in der Klasse gab die einfach (1) sowieso immer so ne sehr spitze Zunge hatten und ähm, ja: mich dann so:, entweder direkt oder so indirekt dass mans dann eben doch mitbekommt und damit gehänselt haben, dass meine Haare nicht so oft gewaschen waren oder dass die nicht so geschnitten waren dass da Spliss drin ist und ich wusste überhaupt nicht was das ist <<Mhm>> und ähm, sich über meine Klamotten irgendwie bisschen lustig gemacht haben <<Ja>> und ähm, mich auch als Streberin abgestempelt haben so was auch der Fall war« (SuA, 73/16–26).

Die Mitschülerinnen lassen Susanne Albers spüren, dass sie weder angemessene Wissensbestände noch angemessene Handlungskompetenzen besitzt, um unhinterfragt zu der Gruppe der Mädchen der Klasse dazugehören. Die wichtigsten Angriffspunkte sind dabei die Bereiche Körperpflege, Stil und Kleidung. Auf der anderen Seite wird der Bereich, in dem

sie handlungskompetent ist, dem Streben nach guten Noten, von ihnen abgewertet. An anderer Stelle erzählt die Biografin, dass sie das, was damals passierte, heute zum Teil als Mobbing bewertet. Allerdings lässt sie sich von diesen Erlebnissen nur bedingt beeindrucken oder unter Anpassungsdruck setzen. Sie beginnt, sich aktiv von den an sie herangetragenen Normen von Weiblichkeit abzugrenzen und eignet sich die abwertend gemeinte Zuschreibung der Streberin als eine Rolle, die sie bewusst ausfüllt, an, in der sie sich – wie sie es auch an anderer Stelle ausführt – ihren Mitschülerinnen überlegen fühlt. Den großen Wert, den sie auf schulische Leistung legt, verweist auch auf ihre Familiengeschichte, in der ihre Mutter sich erfolgreich Zugang zum Bildungsbürgertum erarbeitet hat – ein Umstand, der in der erzählten Familiengeschichte von dem Umstand der Flucht der Mutter und ihrer Erkrankung überlagert wird.

Erstes Interesse für einen Jungen

Ihr erstes Interesse für einen Jungen entwickelt sich über das Motiv der Konkurrenz um die besten Noten in der Klasse:

»Aufm Gymnasium, in der fünften sechsten Klasse gabs einen Jungen den ich sehr interessant fand der ähm, ja: mit dem es immer so ne, insgeheime Konkurrenz um=um die Streberherrschaft in der Klasse ging sag ich jetzt mal so Ich hab dann doch letztlich immer gewonnen aber das war halt schon auch was was so ne Herausforderung mit ausgemacht hat <<Ja>> so Der war interessant der fand mich nicht so interessant ist mir dann auch leider ((lachend)) /öfter so gegangen\ dass ich dann jemanden da toll fand das aber auch nie gesagt habe« (SuA, 3/8–14).

In der Beschreibung ihres Interesses für den Jungen beschreibt sich die Biografin auf der einen Seite als aktiv und überlegen. Damit begibt sie sich in eine Rolle, in der sie sich nicht entlang von Geschlechterstereotypen bewegt, in der Mädchen häufig Passivität zugeschrieben wird. Während sie die Konkurrenz und das Gewinnen genießt, ist sie in anderen Bereichen gegenüber dem Jungen unsicher. Das zeigt sich an ihrer widersprüchlichen Aussage, dass dieser sie nicht interessant gefunden habe, woran sie einen Satz anhängt, der nahelegt, dass sie ihr Interesse auch nicht gezeigt hat.

Im Laufe ihrer Adoleszenz nimmt die Biografin eine distanzierte Position gegenüber den in der heterosexuellen Kultur verbreiteten Körperpraktiken ein, die sie beginnt, in ihrem Umfeld zu beobachten: »Ich fand es

halt immer komisch wenn die anderen das gemacht haben 'da knutschend aufm Schulhof standen <<Ja>> mit 15 oder 14 15 16 so' Ähm (5)« (SuA, 54/15–15). Sie beschreibt ein Unbehagen bei der Vorstellung selbst zu küssen oder Sex zu haben:

»Aber es war halt schon immer mit so nem Unbehagen und **ach ne und will ich eigentlich nicht** und, was passiert dann da und son Gefühl von, ich will eher wie ges- ich will keinen so nah an mich ran lassen und ich will auch nicht so-, ich will nicht diesem Klischee Frau entsprechen auch <<Mhm>>, schon auch ne Faszination davon aber oft auch so () genau ich will diesem Klischee nicht entsprechen ich will auch nicht so das **Mädchen** sein sondern hab mich immer eher so als sehr verknopft oder (1) so intelligenzbetont <<Ja>> verstanden und sowieso diese religiöse Kiste spielte da ja auch noch mit rein Ist sowieso klar also, vor der Ehe sowieso keinen Sex 'und so irgendwie so etwas konservative christliche Jugend in der ich da mich aufgeh alten habe' <<Ja>> Und die waren auch schon recht körperfeindlich so <<Mhm>> Also jetzt nicht so wie so ne Freikirche <<Ja>> so krass aber schon (4) 'schon so: (3) ja wie gesagt kein Sex vor der Ehe und so Sachen das war irgendwie ziemlich klar' <<Mhm>> Immer schön rein bleiben ((lachend))« (SuA, 54–55/32–10).

Susanne Albers beschreibt eine Situation, in der sie nicht offen ist für körperliche Nähe und erotische Körperpraktiken, die sie als selbstverständlichen Bestandteil von romantischen heterosexuellen Begegnungen der »anderen« in ihrem Umfeld beobachtet. Mit ihrer Frage »was passiert dann da« drückt sie sowohl ihre Unsicherheit als auch ihre Skepsis aus. Sie ist sensibel dafür, dass die romantischen oder erotischen Handlungen, die sie beobachtet, in hoch strukturierte Geschlechterverhältnisse eingebunden sind, in denen eine Rolle für sie als »Mädchen« vorgesehen ist, die sie in ihrer Kontrolle und Autonomie infrage stellt (vgl. Kap. 2.2.3). Alternativ entscheidet sie sich für eine Position, die sie als »verknopft« und »intelligenzbetont« beschreibt, was sie als ein Gegenteil ihres Bildes von »Mädchen«, die »knutschend aufm Schulhof« stehen, entwirft. In diesem Entwurf nutzt sie allerdings die gleichen Strategien der Abwertung von Mädchen, die Teil der hierarchischen Geschlechterkonstruktionen sind, die ihr Unbehagen auslösen.

Ihr Engagement in einer evangelischen Gemeinde wirkt dabei, in der Form wie sie diese beschreibt, eher als eine ihr willkommene Legitimation

ihrer Skepsis als durch einen tief verankerten Glauben inspiriert. Allerdings kann sie im Interview das von ihr in dieser Zeit erlernte Verständnis von Sexualität außerhalb der Ehe als etwas vermeintlich Schmutziges und der Enthaltensamkeit als etwas, das Reinheit bedeutet, auf den Punkt wiedergeben. Auch wenn sie diese christlichen Moralvorstellungen heute kritisiert, haben sie diese als Jugendliche sicher beeinflusst. Ähnlich wie in ihrem Selbstverständnis als »verkopft« zeigt sich in der Offenheit für die klaren moralischen Grundsätze ihrer Gemeinde ein Hang zur Polarisierung: Entweder bin ich verkopft oder ein Mädchen bzw. entweder bin ich rein oder ich habe Sex vor der Ehe. Sie gewinnt damit zwar eine große Klarheit, wie sie nicht handeln will oder soll, schließt damit aber auch eine ganze Reihe an Handlungsoptionen grundsätzlich aus.

Das Unbehagen gegenüber zu großer körperlicher Nähe und der Wunsch nach Kontrolle, die Susanne Albers in der Sequenz beschreibt, ist sicher auch von den Erlebnissen beeinflusst, die sie in ihrer Herkunftsfamilie gemacht hat. Hier ist sie – wie ich oben ausgeführt habe – manchmal in Situationen gekommen, in denen sie keinen Einfluss auf Nähe und Distanz zu ihren Eltern oder in Bezug auf ihren Wohnort hatte. Sie sah sich mit Gefühlen der Ohnmacht konfrontiert. Dazu kommt, dass sie innerhalb ihrer Familie gelernt hat eine starke Körperkontrolle zu entwickeln, etwa durch die Anforderung nicht zu weinen. Diese Erfahrungen erweisen sich in der Verarbeitung der Biografie als ein Anspruch auf Kontrolle und Autonomie, nicht allein als schmerzliche Einschränkung ihrer lebensgeschichtlichen Handlungsoptionen, sondern auch als eine Kompetenz.

Erstes Verlieben in eine Mitschülerin

Wie wenig sich Susanne Albers von den moralischen Grundsätzen ihrer Kirchengemeinde einschränken lässt – die mit großer Wahrscheinlichkeit die Ablehnung gleichgeschlechtlicher Neigung einschlossen – zeigt sich in ihrer recht unbefangenen Schwärmerei für eine Mitschülerin:

»da war ich in der zehnten ne in der neunten achten neunten Klasse muss das gewesen sein da ähm (2) ((räuspert)) (2) hatte ich wirklich ernsthaft das Gefühl dass ich mich in ne Mitschülerin verliebt habe <<Ja>> so Also ich fand die total süß und ganz toll und hab die auch so angehimmelt und die war sehr sportlich und ich war das in der Zeit überhaupt nicht und dann hab ich mich aber doch aufgeschwungen mit ihr einfach mal dann doch son

Waldlauf zu machen ((lachend)) /Das war total\ schrecklich weil ich mich so geschämt habe weil ich so unsportlich war und ihr das dann irgendwann auch aufgefallen ist Ist auch egal Und dann hatten wir irgendwann mal auf nem Schulfest das hatte unsere Klasse so nen Verkleidungsstand wo man sich fotografieren lassen konnte und ähm da hab ich mich mit ihr als äh Braut und Bräutigam verkleidet <<Ja>> Also ich war der Bräutigam und sie war die Braut und dann gibts son Foto davon und das fand ich irgendwie so insgeheim ganz toll <<Ja>> Aber ich hab das mit ihr auch nie so ((holt tief Luft)) thematisiert dass das für mich eigentlich doch auch, ja: so ne Anziehung war die vielleicht auch son Stück über das hinausgeht was, für andere so <<Ja>> mhm vielleicht das normale Maß gewesen wäre <<Ja>> Also sie hat da schon auch mit drauf reagiert und ist da auch son bisschen drauf eingestiegen aber ((zieht Luft durch die Zähne)) außer so nem Anhimmeln war da eigentlich äh in der Zeit nicht so viel« (SuA, 3–4/19–1).

Darüber, dass sie sich in eine Frau verliebt, verliert Susanne Albers in der Sequenz keine weiteren Worte. Auf der Ebene des Erzählens verdeutlicht sie damit eine geringe Relevanz des Geschlechts der Menschen, für die sie romantische Gefühle hat. Auch Sorgen vor homophoben Reaktionen aus ihrem Umfeld sind kein Thema. Lediglich die Formulierung »das normale Maß« bezieht die Verletzung der heterosexuellen Norm mit ein, könnte sich in diesem Zusammenhang aber genauso allein auf die Unterscheidung zwischen freundschaftlichen und romantischen Gefühlen beziehen. In ihren Themen ähnelt die Passage der zuvor zitierten Stelle, in der sie von ihrem Interesse für ihren Mitschüler erzählt: Sie empfindet eine Zuneigung, unternimmt aber keinen Schritt, der Person, für die sie schwärmt, diese Gefühle mitzuteilen. Relevant macht die Biografin an dieser Stelle nicht das Geschlecht des Menschen, für den sie schwärmt, sondern den Umstand, dass sie ihre Zuneigung selten ausspricht. Diese Zurückhaltung war aber nicht so groß, dass sie nichts mit ihrer Mitschülerin unternommen hätte. Das Foto als Braut und Bräutigam stellt durchaus eine spielerische Annäherung dar, die es der Biografin auch ermöglicht – zumindest in der Inszenierung für das Foto – eine alternative Geschlechterrolle einzunehmen und nicht dem von ihr abgelehnten Bild eines Mädchens zu entsprechen. Die Sequenz verdeutlicht damit auch, dass die Biografin nicht allein in einer ablehnenden Haltung verbleibt, sondern auch Situationen kreiert, in denen sie andere Möglichkeiten für sich auslotet. Dass ihr Gegenüber eine Mitschülerin ist und kein Mitschüler, ist dabei sicher eine Entlastung.

Zwar wäre auch ein Setting denkbar, in dem sie mit einem Mitschüler als Bräutigam posiert und dieser entweder als Braut oder Bräutigam fungiert, aber in dieser Konstellation würden die Mechanismen der hierarchischen Zweigeschlechtlichkeit stärker greifen und wären schwerer auszuhebeln.

Eine weitere psychische Krise der Mutter

Während Susanne Albers in der Schule mit den Gefühlen erster Verliebtheiten zu tun hat, erlebt sie zu Hause Krisensituationen:

»Ähm das war so dass sie ähm das war vor Weihnachten wie alt war ich da, elfte Klasse war ich da (3) '16 (2) ja' (2) Genau da hatte sie [die Mutter] davor ähm in der Adventszeit schon sich sehr viel Stress gemacht und ähm hatte auch davor schon so ähm für uns etwas merkwürdige und komische Fantasien immer wieder das, das ist einfach dass sie Fantasien hatte dass es zu sehr starken Konflikten zwischen meinem Vater und zwischen meinem Bruder kommen könnte <<Mhm ja>> dass sie ähm, mmm, so: ähm (2) einmal Angst hatte als mein Vater einkaufen gefahren ist und ähm <<Ja>> (1) dass mein Cousin irgendwas bestimmtes zustoßen würde hatte sie immer die Idee dass sie das wusste so <<Mhm>> und dann wars halt so dass sie an Weihnachten selber morgens ähm früh um vier ä:h:m plötzlich bei mir im Zimmer stand und ähm (1) ich hatte geschlafen <<Mhm>> mich geweckt hat ähm und meinte sie hätte gerade ihr Bett angezündet <<Mhm>> so und wollte mir das halt sagen und dass sie ähm (1) genau (2) Und ich konnte das gar nicht glauben und ich hab versucht sie zu beruhigen <<Ja>> und ähm, hab dann aber halt gemerkt dass es so angebrannt riecht und bin dann halt doch sehr misstrau- sehr schnell sehr misstrauisch geworden und hab das dann gesehen dass, ja: also dass da einfach ein Feuer war Das war jetzt noch nicht dass das ganze Schlafzimmer verbraucht war so auch noch nicht dass es irgendwie bis an die Decke oder bis in die Schränke ging sondern einfach nur dass es in diesem Bett selber so ((holt Luft)) einfach gebrannt hat so« (SuA, 48–49/29–14).

Auch wenn die Biografin relativ gelassen von diesen Geschehnissen berichtet, werden die Fantasien der Mutter bedrohlich für sie gewesen sein – insbesondere da es sich um sehr konkrete Fantasien über Familienmitglieder handelt. Die Situation, als die Mutter nachts in ihrem Zimmer steht und berichtet, dass sie das Bett angezündet hat, wird ebenso ein Schock gewesen sein. Dass die Mutter ausgerechnet ihre Tochter auswählt, um sie auf das Feuer hinzu-

weisen, ist sicher kein Zufall. Sie weiß, dass ihre Tochter in der Lage ist, Verantwortung für die Situation zu übernehmen – was diese auch tut, indem sie ihre Mutter beruhigt und die notwendigen nächsten Schritte einleitet. In dieser Situation kommt Susanne Albers viel Verantwortung für eine 16-Jährige zu. Obwohl das Feuer noch nicht auf das Haus übergegriffen hat, handelt es sich um eine plötzliche Notsituation mitten in der Nacht. Susanne Albers muss die Aufgabe der Erwachsenen übernehmen, wobei sich die Frage stellt, wo der Vater der Biografin in dieser Situation war. Ängsten oder Panik darf Susanne Albers in dieser Situation keinen Raum geben. An anderer Stelle spekuliert sie darüber, ob die Familie in Todesgefahr war, was sie verneint, da sie glaubt, die Familienmitglieder hätten sich zur Not aus dem Fenster des ersten Stockes, in dem sie sich aufgehalten haben, retten können.

Ähnlich wie die familiären Situationen in ihrer Kindheit wird auch diese in der Familie nicht weiter besprochen oder bearbeitet. Stattdessen bemüht sich der Vater, nachdem die Mutter in ein psychiatrisches Krankenhaus gefahren worden ist, ein möglichst »normales« Weihnachtsfest mit seinen Kindern zu feiern. Neben Trauer verspürt Susanne Albers auch Erleichterung über die stationäre Aufnahme der Mutter in der Psychiatrie, deren Verhalten sie als eine »ominöse unterschwellige Bedrohung« (SuA, 71/18) erlebt. Ambivalente Gefühle von Erleichterung, Sehnsucht und Scham infolge einer Aufnahme eines Elternteils in die Psychiatrie sind typisch für eine solche Situation (vgl. Lenz, 2009, S. 756). Susanne Albers bleibt in der Familie allein mit diesen widerstreitenden Gefühlen, da weder wirklicher Trost noch eine Aufarbeitung durch andere Erwachsene in der Familie angeboten wird.

Im Interview erzählt sie an anderer Stelle, dass sie erst, als sie Lena anruft, beginnt zu weinen. In dieser Situation zeigt sich damit erneut, wie wichtig ihre Freundschaft zu Lena ist. Sie ist nicht nur ihre einzige Ansprechpartnerin, sondern ihr gegenüber muss sie weder Verantwortung übernehmen noch Kontrolle beweisen.

Die erste Selbstbeschreibung als bisexuell

Die Beziehungen zu Männern, die Susanne Albers eingeht, führen immer wieder zu Konflikten mit Lena. Sie entspannen sich, als Lena ihr lesbisches Coming-out hat:

»das war dann auch ne Zeit in der (1) 'ne das war ein bisschen später' also das war dann so Ende, Ende Oberstufe 13. Klasse '18 17 18 Jahre genau,

da: (2) genau hat sie [Lena] dann glaub ich auch sehr irritiert und sehr enttäuscht reagiert <<Ja>> und unabhängig davon sich aber selber auch langsam in Richtung lesbisch so orientiert () so als ja Coming-out war später bisschen später noch aber ja hat das so für sich entdeckt hatte dann Kontakt zu anderen (1) mhm (1) lesbischen Frauen gesucht und gefunden und seitdem so gerade dann so Beginn des Studiums so mit 19 20 21 war dann für sie ganz wichtig immer Lesbengruppe hier und Lesbenparty da und lesbische Freundin dort und so weiter und so fort<< (SuA, 10–11/30–11).

Beide Freundinnen beginnen, andere Beziehungen einzugehen, was zu Enttäuschungen auf beiden Seiten führt. Die Frage, ob sie ihre Freundschaft als exklusiv definieren scheint sich ihnen nicht zu stellen. Stattdessen beginnen beide, Beziehungen aufzubauen, die neben ihre Freundschaft treten. Dass Lena sich dabei zunehmend als lesbisch definiert, führt dabei zu keiner neuen Bewertung ihrer Beziehungsgeschichte mit Susanne Albers. In der Sequenz kommt eher zum Ausdruck, wie sich die Biografin mehr und mehr ausgeschlossen fühlt von dem Engagement und den Beziehungen, die Lena in lesbischen Zusammenhängen eingeht. Dabei spielt es sicher eine Rolle, dass die exklusive Konstruktion von Lesbischsein – die für Lena in dieser Zeit im Mittelpunkt steht – wenig Platz für Susanne Albers' Beziehung zu Lena lässt. Susanne Albers hat zu diesem Zeitpunkt eine Beziehung zu einem Mann, was ein Ausschlusskriterium für die Zugehörigkeit zu Lenas wichtigsten Zusammenhängen, Beziehungen und Freundschaften darstellt.

Ende der 1980er Jahre – nach ihrem Abitur – hat die Biografin bei einem Ferienjob eine interessante Begegnung,

»weil da eine Frau mir begegnet ist die bisexuell war <<Mhm>> und ne lesbische Frau und wir noch mit nem anderen- mit ner anderen jungen Frau zusammen waren da so son über drei vier Wochen son Vierer-Grüppchen was da zusammen [berufliche Tätigkeit] das heißt wir hatten ganz viel Zeit zu diskutieren und uns zu halten=unterhalten und auszutauschen und das fand ich ganz ganz spannend weil es zum ersten Mal war dass ich merke dass ich auch, ähm zu=Kontakt zu lesbischen in dem Fall bisexuellen Frauen hatte außerhalb von dieser Lenawelt <<Ja>> und ähm (1) ja und auch da selber jetzt mal unabhängig von der Lena gucken konnte wo stehe ich denn da so eigentlich was hab ich da für nen Standing was ist das für ne Position

und diese bisexuelle Frau fand ich auch total interessant das war das erste Mal dass überhaupt jemand von mir gegenüber das so erzählt hat dass das auch beides geht Das war mir bis dahin gar nicht so klar Und ähm das fand ich super also, Ähm (2) interessanterweise hab ich das damals auch der Lena geschrieben weiß ich wir haben so die Briefe immer aufgehoben und dann irgendwann noch mal nachgeguckt da hab ich ihr da auch das geschrieben dass ich denke dass ich bisexuell bin« (SuA, 9/14–31).

Susanne Albers hebt hervor, dass es für sie besonders wichtig war, Kontakt zu lesbischen bzw. bisexuellen Frauen jenseits der »Lenawelt« zu haben. Die Trennung ihrer alltäglichen Welt von der gemeinsamen Welt mit Lena, die sie schon in ihrer Kindheit begonnen hat, erhält sie weiter aufrecht. Was in der »Lenawelt« passiert, hat keinen unmittelbaren Einfluss auf ihren Alltag und umgekehrt. Durch die Begegnung mit den bisexuellen und lesbischen Frauen taucht ein Thema aus der »Lenawelt« für sie unerwartet in ihrer alltäglichen Welt auf.

Die Rahmenbedingungen dieser Begebenheit sind wichtig. In Hinblick auf ihren biografischen Verlauf befindet sie sich mitten in einer Statuspassage: am Ende ihrer schulischen Ausbildung. Dem erfolgreichen Abschluss des Abiturs gibt die Biografin dabei den Stellenwert eines selbstverständlichen Vorgangs, den sie nicht weiter thematisiert. In der Szene, die sie beschreibt, befindet sie sich bei einer entspannten, konkreten Tätigkeit mit netten und interessanten Kolleginnen – und sie befindet sich in einem gewissen Abstand von ihren wichtigsten Beziehungen: ihrer Familie, Lena, ihrem Freund und ihrer Gemeinde. Diese biografische Situation, die von einem Übergang und einer gewissen Distanz geprägt ist, ermöglicht ihr, die Frage zu stellen, wo ihre »Position« ist. Dabei bezieht sie sowohl die »Lenawelt« als auch ihre Alltagswelt mit ein, die sie sonst kaum in ein unmittelbares Verhältnis setzt. Sie verwendet auch den Begriff »Standing«, womit naheliegt, dass es nicht nur um eine Standortbestimmung in ihren Beziehungen geht, sondern auch um den Status, den sie in diesen Beziehungen hat – eine naheliegende Überlegung, denn aus unterschiedlichen Gründen ist ihr Status in allen ihren Beziehungen prekär: In ihrer Familie spielen ihre emotionalen Bedürfnisse kaum eine Rolle, in der Beziehung zu ihrem Freund ist sie auf die Rolle seiner Retterin beschränkt und durch das lesbische Coming-out Lenas droht sie in der »Lenawelt« in eine Außenseiterposition zu geraten.

Besonders auffallend ist, wie entspannt sich die Biografin die Frage nach ihrer Position unter diesen Bedingungen stellen kann. Schließlich wäre

auch die Voraussetzung für eine Identitäts- und Lebenskrise erfüllt, die sich in biografischen Übergängen einstellen kann. Susanne Albers erlebt die Situation aber als interessant und klärend, was vor allem an ihrer ersten bewussten Begegnung mit einer Frau liegt, die ihr erzählt, dass »auch beides geht«. Damit lernt Susanne Albers sowohl ein konkretes Rollenmodell als auch ein neues Deutungsmuster für ihre Beziehungsformen und Wünsche kennen. Dies löst keine Verunsicherung bei ihr aus, sondern ermöglicht ihr eine Antwort auf ihre bislang ungeklärte Frage nach ihrer Position kennenzulernen.

Ihr Brief an Lena zeigt, wie sie die neu gelernte Bezeichnung für sich übernimmt und sie mit Lena teilt. Dabei bleibt unklar, ob sie damit auch die Intention verbindet, ihre Beziehung zu Lena in ihrer Verbindlichkeit zu untermauern. Etablieren kann sich das neue Deutungsmuster »Bisexualität« in dieser biografischen Situation nicht. Denn an anderer Stelle im Interview erzählt Susanne Albers, dass sie die Begebenheit bald wieder vergaß:

»ich hab das witzigerweise wieder vergessen dass ich mich damals schon als bisexuell bezeichnet habe weil irgendwann hielt mir Lena das noch mal unter die Nase und ich so **Bitte** kann doch gar nicht sein das war dann irgendwie wieder weg« (SuA, 10/13–16).

Die Biografin erlebt diesen Moment nicht als einen Wendepunkt in ihrer Lebensgeschichte und sie macht auch keine Anstalten, sie in dieser Form zu präsentieren. Bisexualität als Deutungsmuster erlangt nicht die Eigenschaften einer Struktur innerhalb der Lebensgeschichte in dem Sinne, dass dieses Deutungsmuster in der Lage ist, sich selbst aufrechtzuerhalten. Dementsprechend vergisst die Biografin ihre Selbstbezeichnung wieder und das damalige Erlebnis gewinnt erst von einem späteren Zeitpunkt ihres Lebens an eine neue Relevanz.

Der CSD

Susanne Albers ist Mitte zwanzig, als sie Ende der 1990er Jahre mit Lena und weiteren Freundinnen einen Christopher Street Day besucht:

»das war irgendwie Megahype für die alle <<Ja>> und ähm waren ganz aufgeregt und haben sich dann auch irgendwie son bisschen aufgebrezelt dafür also wie Lesben sich halt ((lachend)) /aufbrezeln« (SuA, 71/4–6).

Susanne Albers betrachtet den CSD nicht als ihr Event und teilt die Aufregung ihrer Freundinnen nicht, deren Vorbereitung sie mit einer amüsierten Distanz beobachtet. Diese Haltung ändert sich mit einer Entdeckung, die sie dort macht:

»Wir haben uns zuerst die Parade angeschaut und da habe ich diese Bi-Gruppe gesehen <<Ja>> und war wirklich, völlig hin und weg dass die nen Stand hatten weil ich dachte so Boah Komischerweise hatte ich das ja auch wieder vergessen dass ich mich da irgendwie mit 19 schon mal sehr mit beschäftigt hatte, 'echt merkwürdig' aber gut Jedenfalls war das wirklich so die Erlösung mental, weil ich schon auch diese Faszination von den drei, von Lena und den beiden anderen auch son Teil teilen konnte <<Ja>> für die Frauen und alles was da ist aber ich dachte immer es ist einfach nicht meins und ich kann mich jetzt da ein bisschen mit, identifizieren und war auch ein bisschen aufgeregt aber es war einfach immer nicht meins weil die da immer ihr Lesbending draus gemacht haben so mit allem was denn dazu gehört so lesbisch anziehen und lesbisches Hackebeilchen umhängen und <<Ja>> ((holt Luft)) (2) lesbische Verhaltensweisen an den Tag legen und auf die Lesbenparty gehen und so irgendwie Und das war aber immer nicht so richtig meins aber son bisschen halt« (SuA, 71/9–20).

Drei Ausgangsbedingungen sind in diesem Erlebnis gegeben: Die Biografin lebt in einer festen und glücklichen Partnerschaft, sie ist mit ihrer langjährigen Freundin Lena unterwegs und sie trifft auf eine Gruppe von Menschen, die im öffentlichen Raum für bisexuelle Lebensweisen eintreten.

Ihre Partnerschaft mit Michael betrachte ich als eine wichtige Ausgangsbedingung, da es sich um eine alltägliche und stabile Beziehung handelt, in der Susanne Albers nicht die kraftraubende und beschränkende Position der Verantwortlichen und »Retterin« einnimmt. Hatte sie vorher relativ strikt zwischen ihrer Alltagswelt und der »anderen Welt« getrennt, erschließen sich ihr in dieser Situation neue Handlungsspielräume innerhalb dieses Arrangements – sowohl die Trennung der beiden Bereiche betreffend als auch in Bezug auf die Gestaltung von Alltag und »anderer Welt«.

Die Beziehung zu Lena stellt eine langjährige Beziehung dar, in der sie die Anstrengungen ihres Alltags hinter sich lassen konnte. Sie hat erlebt, dass die soziale Institution der heterosexuellen Kleinfamilie nicht in der Lage war, existenzielle emotionale Bedürfnisse abzudecken, und dabei erfahren, wie wichtig alternative Beziehungsformen sind. Damit überschrei-

ten ihre Beziehungsvorstellungen immer wieder die gängigen Vergemeinschaftungsformen von Freundschaft oder romantischer Zweierbeziehung. Dies führt dazu, dass Susanne Albers sich weder mit den gängigen heterosexuellen noch mit den gängigen homosexuellen Beziehungsformen arrangieren kann und möchte. Dies bringt sie innerhalb der lesbischen Zusammenhänge, in denen sich Lena bewegt, in eine Außenseiterposition. Das wird zu Beginn der oben zitierten Sequenz deutlich: Es sind die anderen, denen die Veranstaltung »superwichtig« ist. Ihre Beziehung zu Lena hat in diesem Moment wenig Relevanz. Ihre Ambivalenz gegenüber dieser Situation drückt sich im Transkript aus, wenn sie zwischen »ein bisschen mit, identifizieren« und »es war einfach immer nicht meins weil die da immer ihr Lesbending draus gemacht haben« schwankt. Sie kann sich mit ihren Bedürfnissen in den lesbischen Zusammenhängen, die sie kennenlernen, nicht wiederfinden und bleibt eher außen vor. Dabei geht die Zurückhaltung nicht nur von ihr aus, was sich an der Szene zeigen lässt, die Susanne Albers beschreibt, in der sie Lena und ihre Freundinnen wiedertrifft, nachdem sie an einem Stand der Gruppe Bisexueller war:

»Und bin dann glaub ich zu denen zurückgekommen in das Café und meinte dann noch mal so Ja mhm Bi-Gruppe und ich glaube ich wär bisexuell <<Mhm>> Da haben die alle son bisschen komisch geguckt« (SuA, 71/26–29).

Die Reaktion auf ihre vorsichtige Aussage »ich glaube ich wär bisexuell« ist bei ihren lesbischen Freundinnen verhalten und lässt nicht auf eine bestärkende oder freudige Reaktion schließen. Das ist auffällig in einer Gruppe, die gerade an einer Veranstaltung teilnimmt, in der es um Emanzipation und das Feiern sexueller Vielfalt geht. In diesem Rahmen wäre auch die Bekräftigung eines Zusammengehörigkeitsgefühls über die Unterschiede hinweg denkbar gewesen. Ein Grund für das Ausbleiben dieser Entwicklung kann die Ablehnung von Bisexualität sein, die sich in manchen lesbischen Zusammenhängen nachweisen lässt (vgl. Kap. 3.2.2). Auf die Erfahrung einer häufigen Ablehnung durch Lesben weist die Biografin selbst am Rande des Interviews hin (vgl. Kap. 5.4.2.1). Ob sie diese offene Ablehnung auch in der besprochenen Szene erlebt, bleibt Spekulation. Festhalten lässt sich, dass sich in dieser Sequenz wenig Verbundenheit zwischen den sich herausbildenden Gruppierungen der Lesben und der Bisexuellen abzeichnet.

Die Erfahrung, in lesbischen Bezügen eine Außenseiterin zu sein, wird zu der Begeisterung Susanne Albers beigetragen haben, als sie auf dem CSD eine Gruppe von Menschen sieht, die in der Öffentlichkeit auftritt und ihr die Möglichkeit einer unhinterfragten Zugehörigkeit aufzeigt. Voraussetzung für diese Begegnung sind die Veränderungen im sozialen Bereich des Sexuellen seit den 1960er Jahren, die sich unter dem Einfluss sexueller Liberalisierung und sexueller Selbstbestimmung in der Homosexuellen- und Frauenbewegung zunehmend durchgesetzt haben (vgl. Schmidt, 2005, S. 10 und Kap. 2.1, 3.1.3). Als Teil dieser Entwicklung etablierte sich auch eine Selbstorganisation Bisexueller (vgl. Hüßers & König, 1995, S. 138 und Kap. 3.1.3). Es handelt sich um neue Formen der Vergemeinschaftung unter dem Begriff Bisexualität, die Susanne Albers Ende der 1980er Jahre noch nicht vorfinden konnte, als sie sich das erste Mal als bisexuell bezeichnete und mit dem Thema beschäftigte. Ihre Formulierung »Jedenfalls war das wirklich so die Erlösung mental« drückt die ganze Erleichterung aus, andere Menschen zu treffen, die ihre Erlebnisse und Gefühle teilen und zum Ausgangspunkt öffentlichen Auftretens und gemeinschaftlichen Handelns machen.

Die sexuelle Revolution

Die Entdeckung der bisexuellen Gruppe auf dem CSD entwickelt sich zu einem Wendepunkt in Susanne Albers' Leben:

»Es fiel mir echt so wie Schuppen von den Augen und total es war auf einmal alles sonnenklar und diese ganze Geschichte mit der Lena hat sich für mich noch mal geklärt und erklärt und dann hat so was ähm gestartet wie bisexuelles Coming-out« (SuA, 17/9–11).

Das Zusammentreffen mit der bisexuellen Gruppe auf dem CSD ermöglicht Susanne Albers ihrer bisherigen Lebensgeschichte und ihren Zukunftswünschen eine neue Legitimität und Kohärenz zu verleihen (vgl. zu diesem Thema Kap. 4.2.2). Von einem biografietheoretischen Standpunkt aus gesprochen etabliert sie in der Zuwendung zu ihren Erinnerungen ein verändertes noematisches System unter dem Vorzeichen Bisexualität. Ihr gelingt es, Erlebnisse in einer solchen Form anzuordnen, dass sie Teil eines konsistenten Selbstentwurfs werden können (vgl. dazu Thema Kap. 3.3.2), der für sie auch eine »sexuelle Revolution« darstellt:

»das war irgendwie so ne sexuelle Revolution für mich <<Mhm>> weil das endlich mal Leute im größeren Stil waren mit denen ich in ner Gruppe über Sexualität reden konnte auch über Ich fühl mich nicht ganz normal und nicht so ganz dazugehörig und da waren Frauen die ich total toll fand und da waren Männer die ich total toll fand und, die eben auch so (1) ja also ein bisschen dieses Schillernde habe <<Ja>> ein bisschen dieses Diffuse dieses nicht Festgelegte dieses Komm mir nicht zu nah auch dieses Ich muss dir auch nicht zu nah kommen es ist völlig ok wenn wir hier einen super romantischen Abend haben und dann gehen wir aber beide auch mal wieder auf Distanz Also irgendwie Leute die diese, die dieses Nähe Distanz, Flirtspiel sag ichs mal in ner ähnlichen Art und Weise toll fanden wie ich auch so Wo einfach vieles auch nicht direkt klar ist dass eben nicht klar ist dass wenn man sich körperlich weiß nicht über Kuscheln oder Petting näher kommt dass man dann miteinander schläft das schien mir davor immer so ne gesellschaftlich vermittelt so ne klare Abfolge von, ne von so ein Schritt folgt dem nächsten und beim einen Treffen küsst man sich beim nächsten Treffen hält man dann verliebt Händchen und beim dritten kuschelt man sich aufs Bett und beim vierten wird's intim und beim- spätestens beim fünften dann landet man in der Kiste spätestens und da war das mit denen eben nicht so Da konnte man jederzeit jeden Schritt wieder zurücknehmen und das fand ich total klasse Weil das mir so auch so ging so <<Mhm>> Und konnte auch so was einfach in der Luft stehen bleiben und das konnte auch mit mehreren Leuten in der Luft stehen bleiben dann konnte man eben zwei oder drei Leute, oder sogar vier Leute gleichzeitig toll finden ohne dass man da jetzt irgendwie direkt so die- den Vierersex draus machen musste, aber selbst das wäre gegangen <<Ja>> und das- also das war die Entdeckung und jetzt habe ich dieses Rezept für mich angenommen hab ganz viel dazu gelesen hab meinen Eltern das erzählt und allen Freunden das erzählt« (SuA, 17–18/20–9).

Die »sexuelle Revolution«, die Susanne Albers beschreibt, verweist weniger auf die Entlastung einer nachträglichen Legitimierung ihrer Form der Gestaltung von Sexualität und intimen Beziehungen, sondern es geht um das Entstehen einer neuen Handlungsbefähigung in Gegenwart und Zukunft – oder anders ausgedrückt: Bisexuelles Coming-out bedeutet in ihrer Biografie weniger eine Verschiebung hinsichtlich bislang verbotener bzw. illegitimer Handlungen hin zum Erlaubten, sondern eine Ausweitung des Feldes des Möglichen gegenüber dem Unmöglichen.

Als Erstes erwähnt sie die Möglichkeit in einer größeren Gruppe über Sexualität zu sprechen. Sexualität wird in der Gruppe, deren Teil sie wird, folglich nicht als private Angelegenheit betrachtet, die höchstens innerhalb von Liebesbeziehungen oder engen Freundschaften besprochen wird. Ich halte diesen Aspekt für wichtig, da er auf Besonderheiten im Umgang mit Sexualität in der späten Moderne verweist. Im Kapitel über Sexualität als sozialer Bereich des Lebens habe ich darauf hingewiesen, dass viele Kinder in westlichen Industrienationen kaum über Sexualität sprechen lernen. Hier unterscheidet sich Sexualität von anderen Bereichen, in denen Kinder ihrem Alter und Fähigkeiten entsprechend lernen, ihre Gefühle, ihre Handlungen und die Dinge, die sie wahrnehmen, differenziert zu benennen (vgl. Gagnon & Simon, 1973, S. 36; Plummer, 1975, S. 58 und Kap. 2.2.3). Erst in der Adoleszenz lernen viele Jugendliche, unter Gleichaltrigen und zumeist in homsozialen Gruppen über Sexualität zu sprechen, zumeist jedoch nicht in Form eines einfachen Austauschs, sondern unter dem Druck, heterosexuelle Männlichkeits- und Weiblichkeitsanforderungen zu erfüllen. Auch Susanne Albers ist als Jugendliche mit der Anforderung konfrontiert, einen Umgang mit Sexualität zu finden und entschied sich – wie ich oben beschrieben habe – für eine skeptische, distanzierte Haltung, die sie über ihren christlichen Glauben legitimierte. Die Möglichkeit, in einer Gruppe über Sexualität zu sprechen, erfüllt einen Bedarf, den sie bis zu diesem Punkt in ihrer Lebensgeschichte noch nicht abdecken konnte.

Neben dem Gespräch über Sexualität führt Susanne Albers an, dass sie nun die Möglichkeit habe, sich über die Erfahrung auszutauschen, sich nicht »so ganz« dazugehörig zu fühlen, und Männer und Frauen zu treffen, die sie »toll« findet. Damit führt sie zwei zentrale soziale Funktionen der Gruppe auf, deren Teil sie wird: erstens die individuell gemachte Erfahrung mangelnder Zugehörigkeit zu den existierenden gesellschaftlichen Gruppen als eine von anderen Menschen geteilte zu erleben und sich darüber auszutauschen; neben diesem Austausch geht es – zweitens – darum, überhaupt die Möglichkeit zu haben, potenzielle Beziehungs- und Sexpartner_innen kennenzulernen, die den eigenen Wünschen entsprechen. Zwar ließe sich argumentieren, Bisexuelle könnten sowohl heterosexuelle als auch homosexuelle »Beziehungsmärkte« nutzen, aber die Wahrscheinlichkeit dort Homo- oder Bisexuellenfeindlichkeit zu erleben ist hoch (vgl. Kap. 3.2.2).

Allerdings ist die Möglichkeit, die Geschlechtergrenzen bei der Wahl der Sexual- und Beziehungspartner_innen zu ignorieren nicht die wichtigste

Neuerung für Susanne Albers. In ihrer Erzählung ist dies nur ein Element einer alternativen Sexual- und Beziehungskultur. Im Mittelpunkt ihrer Beschreibung steht die Möglichkeit, Nähe und Distanz in Beziehungen offener und feiner zu gestalten, als sie das bislang konnte. Sie ist fasziniert von dem »Schillernden« und »Diffusen« der Menschen, die sie kennenlernt – eine Eigenschaft, die sie auch sich selbst zuschreibt. Sie entwickelt damit in der Sequenz ein Narrativ der Differenz von der monosexuellen Mehrheitsgesellschaft (vgl. Kap. 3.2.2), der sie eine bisexuelle Kultur gegenüberstellt, die besser in der Lage ist, Mehr- und Uneindeutigkeiten zuzulassen, anzuerkennen und zu fördern. Teil dieser Kultur ist auch die Möglichkeit Grenzen feiner zu ziehen, was sie in dem »Komm mir nicht zu nah« ausdrückt. Dieser Punkt ist interessant, weil Susanne Albers damit unterstreicht, dass sie sich zwar innerhalb der Gruppe in der Differenz zum monosexuellen Alltag verbunden fühlt, aber dieses Gefühl der Verbundenheit nicht automatisch zu Nähe führt. Nähe und Distanz werden immer wieder ausgehandelt – ein Vorgang, den sie als »Flirtspiel« bezeichnet. Spiele zeichnen sich meistens durch ein dynamisches Handeln eines oder mehrerer Menschen aus, das auf bestimmten Regeln beruht und seinem Zweck nach zunächst auf die Handlung selbst gerichtet ist. Das Spiel, von dem Susanne Albers berichtet, besteht zuerst darin, die alltäglichen Regeln heterosexueller romantischer und sexueller Interaktionen außer Kraft zu setzen, was sie als befreiend und faszinierend empfindet. Das betrifft dabei auch die Regel der Monogamie. Mit den Worten des oben ausgeführten Skripting-Ansatzes des Sexuellen formuliert (vgl. Kap. 2.2.4), findet Susanne Albers ein kulturelles Szenario vor, in dem sie die Eindeutigkeiten und Verbindlichkeiten des heterosexuellen Skriptings, dem sie von Anfang an skeptisch gegenüberstand, nicht mehr als Orientierung verwenden muss. Dadurch macht sie eine ihr neue Erfahrung der Befähigung des Handelns, die es ihr ermöglicht, die gewünschte Nähe und Distanz selbst festzulegen und sich dabei auch nicht in der Anzahl der Beziehungspartner_innen zu beschränken. Sie ist keinen Automatismen ausgesetzt, da sie in der Lage ist »jederzeit jeden Schritt wieder zurücknehmen«. Innerhalb des »Flirtspiels« hat Susanne Albers folglich viel mehr Möglichkeiten mit den Ambivalenzen⁴³ umzugehen, die sie häufig in romantischen oder sexuellen Interaktionen erlebt. Sie steht zugleich auch nicht unter Handlungsdruck, denn alles

43 Der Begriff der Ambivalenz hat eine lange Geschichte in der psychoanalytischen Theoriebildung, er lässt sich aber auch soziologisch verwenden (vgl. Lüscher, 2000).

kann »in der Luft stehen bleiben«. Es gibt eine Erlaubnis zur Passivität, die weder Ablehnung noch Zustimmung bedeutet. Es stellt sich mir die Frage, ob ein neuer Umgang mit vorhandenen Ambivalenzen und die Entlastung von Handlungsdruck tatsächlich im Vordergrund stehen. In der Sequenz geht es kaum um die Beziehungen und Interaktionen selbst, sondern vielmehr um die Lust an der Ambivalenz. Dies fügt sich wiederum stimmig in die Metapher des Spiels ein, das vor allem Selbstzweck ist. Es ist ein Spiel, das darin besteht, Beziehungen in der Schwebelage zwischen Nähe und Distanz zu halten und damit auch immer wieder Erfahrungen von Fremdheit zu produzieren. Es wird also eine Erfahrung hervorgebracht, intensiviert und vervielfältigt, die den gesellschaftlich institutionalisierten Abläufen nach vor allem die Anbahnung einer romantischen Beziehung dominiert und dann in der Regel gegenüber dem Gefühl der Vertrautheit zurücktritt.

Die Bedeutung dieser Erfahrung für Susanne Albers lässt sich in einen Bezug zu verschiedenen Bereichen ihrer Biografie setzen. Von klein auf haben sich Bindungen an signifikante Andere für sie als unzuverlässig erwiesen. Als verlässlicher zeigten sich für sie außerfamiliäre Beziehungen wie ihre Freundschaft mit Lena. Demgegenüber war die Beziehung zu beiden Elternteilen durch ein Wechselspiel von Nähe und Distanz geprägt, auf das sie keinen Einfluss hatte. Die Möglichkeit, nun sowohl in einer festen und verlässlichen Partnerschaft zu sein, als auch mit Lena befreundet zu bleiben und ein »Flirtspiel« auszuleben, in dem sie in der Position ist, Nähe und Distanz zu kontrollieren, lässt sich in ein Verhältnis zu diesen Erfahrungen setzen.

In der Schulzeit macht Susanne Albers die Erfahrung, sich gleichermaßen in Jungen und Mädchen zu verlieben, was sie als selbstverständlich und unproblematisch erlebt. Allerdings wächst sie in einer Gesellschaftsform auf, die monosexuell organisiert ist und in der damit weder das Wissen noch Rollenmodelle vorhanden sind, um einen Lebensentwurf zu entwickeln, in dem »beides geht«. Erneut zeigt sich, dass in ihrem Leben weniger die Frage im Vordergrund steht, was erlaubt ist, als die, was überhaupt möglich ist. Neben den Bereichen Beziehung und romantische Gefühle macht sie zudem in ihrer Jugend die Erfahrung, dass die existierenden heterosexuellen Skripte für intime und sexuelle Interaktionen für sie unzumutbar sind. Sie erlebt diese als irrational und von hierarchischen Geschlechterkonstruktionen durchzogen und entscheidet sich für eine Haltung skeptischer Distanz zum sozialen Bereich des Sexuellen, die sie angesichts der neu entdeckten Möglichkeiten aufgibt.

In vielem wirkt die Beschreibung Susanne Albers' als eine Erprobung der Spielräume, die sich durch die Veränderungen der sozialen Ordnung des Sexuellen seit den 1950er Jahren in (West-)Deutschland ergeben. Grundlage hierfür waren sowohl die Durchsetzung eines weniger auf Verzicht und Geschlechterhierarchien basierten kapitalistischen Regimes als auch die Erfolge der Frauen- und Homosexuellenbewegung (vgl. Schmidt, 2005, S. 21; Schmidt et al., 2006 und Kap. 2.1 und 3.1.3). Das betrifft sowohl die größere Chance von Frauen, Beziehungen um ihrer selbst willen zu führen und nicht aus ökonomischen Gründen (vgl. Schmidt, 2005, S. 21; Schmidt et al., 2006), als auch den Bereich der Sexualität. Es ist sicher kein Zufall, dass sich im selben Jahrzehnt, in dem Susanne Albers in die bisexuelle Bewegung eintaucht, zwei bedeutende sexualpolitische Änderungen im Strafgesetzbuch vollzogen haben: die Streichung des homosexuelle Männer diskriminierenden § 175 StGB im Jahr 1994 und die Abschaffung der Straffreiheit von Vergewaltigung in der Ehe durch die Veränderungen von § 177 StGB im Jahr 1997 (vgl. Mütting, 2010, S. 187). Diese Gesetzesänderungen sprechen dafür, dass sich auch auf der Ebene des Sexualstrafrechts ein Verständnis von Sexualität durchsetzt, das Gunter Schmidt als eine »Verhandlungsmoral« (Schmidt, 2005, S. 10) des Sexuellen beschrieben hat. Im Mittelpunkt steht die Frage, ob Sexualität einvernehmlich und unter gleichberechtigten Partnern ausgehandelt wurde, und nicht die moralische Bewertung dieser Handlungen. Sexuelle Gewalt ist nach diesem Verständnis auch in der Ehe nicht zu tolerieren und welchen Geschlechts die Sexualpartner_innen sind, wird für eine rechtliche Bewertung irrelevant.

Susanne Albers' »Flirtspiel« erscheint als Erprobung der neuen Möglichkeiten in den Bereichen Sexualität und Liebesbeziehungen. Dabei fällt auf, dass Susanne Albers Sexualität weiterhin innerhalb von Beziehungen organisiert und nicht allein auf sexuelle Interaktionen abzielt. In dieser Beziehungsgestaltung ergibt sich in Bezug auf die Möglichkeit, Grenzen zu setzen und Nähe und Distanz zu bestimmen, zunächst das Bild einer Entwicklung von einer Heteronomie hin zu einer größeren Autonomie. Bei einem genaueren Blick lässt sich insbesondere für die Beziehungsgestaltung besser von einem neuen Verhältnis von Heteronomie und Autonomie sprechen als von einer linearen Verschiebung. Beziehungen in der »Luft« halten zu können, bedeutet ein Mehr an Autonomie, denn es besteht immer die Möglichkeit, »jederzeit jeden Schritt wieder zurückzunehmen«. Andererseits erhöht sich die Heteronomie in Beziehungen, denn schließlich gilt dies auch für die anderen Menschen. Es besteht somit eine

größere Gefahr – ohne dass ein besonderer Grund vorliegen müsste – verlassen zu werden.

Susanne Albers beginnt sich in der Folge immer mehr in den sich ihr eröffnenden bisexuellen Zusammenhängen zu engagieren (vgl. Kap. 5.5). Sie verliebt sich in einen Mann und geht eine Beziehung mit ihm ein:

»und ähm hab mich da **total** in, einen Mann verliebt, in dem Fall in einen Mann der mit seinem Freund zusammen gelebt hat <<Mhm>> und sich schon auch als bisexuell definiert hat aber eigentlich sehr schwul gelebt hat <<Ja>> und das war, super Das war total toll weil der so sehr seine Themen mit Frauen und die Berührungängste gegenüber Frauen hatte und mit dem, war das das erste M- Mal **total** dass ich das Gefühl hatte ich kann echt in meinem Tempo gehen <<Mhm ja>> weil der da auch **genauso** viel Berührungängste hat wie ich oder Vorbehalte oder genauso Sachen toll findet wie ich (1) und das war so, son bisschen das Gefühl ich hab da meine Meister gefunden <<Mhm>> so <<Ja>> (1) weil der das nämlich auch hatte mit dem Ich lass mich jetzt mal ein und dann geh ich wieder zurück <<Mhm ja>> so (1) U:nd ähm ich hab den dann ein paar Mal besucht und es war mir auch relativ egal dass der Michael das nicht so toll fand <<Mhm>>« (SuA, 18/12–23).

Diese Sequenz belegt, wie wenig die Möglichkeit, intime Beziehungen mit Frauen und Männern zu haben, für Susanne Albers im Mittelpunkt steht. Das Wichtigste ist für sie, heterosexuelle und auch monosexuelle interpersonale Skripte des Sexuellen und der Beziehungsgestaltung außer Kraft setzen zu können und stattdessen ihr »Tempo« zu gehen. Bisexualität bedeutet im Lebenslauf der Biografin keine Mischung von Homo- und Heterosexualität, sondern die Etablierung einer autonomen Gestaltung ihrer Sexualität, die insbesondere ihre intimen Beziehungen zu Männern umfasst. Zumindest in der Dimension der Interaktion gelingt es ihr damit, die Institution der Heterosexualität zu ihrem Lustgewinn zeitweilig einzuklammern. Die Möglichkeit, einen Mann mit einem schwulen Lebensstil kennenzulernen, der offen für eine Affäre mit einer Frau ist, unterstreicht dabei, wie wichtig bisexuelle Zusammenhänge (vgl. Kap. 5.5), in denen sie sich immer intensiver engagiert, als Ort des Kennenlernens sind.

Dass ihr die Auswirkungen ihres Handelns auf ihren Partner Michael »relativ egal« sind, wirkt dabei als ein Teil der neuen Konzeption der Autonomie Susanne Albers'. Im Gegensatz zu Ihrer Situation in der Bezie-

hung mit ihrem depressiven Ex-Partner ist sie nicht bereit, ihre Bedürfnisse und Wünsche für ihre Partnerschaft zurückzustellen. Die neu gewonnene Autonomie geht mit einer Konzentration auf sich selbst einher, was für die Biografin mit einer Zurückweisung von Verantwortung und Sorge für die Gefühle ihres Partners verbunden ist. Sie erprobt damit ein neues Verhältnis zwischen Autonomie und Bindung innerhalb ihrer Beziehungen. Die Dominanz des Motivs der Selbstverwirklichung in Beziehungen, das hier zum Ausdruck kommt, ist nicht auf die Lebensgeschichte Susanne Albers' beschränkt. Es ist Teil einer gesamtgesellschaftlichen Tendenz, die der Selbstverwirklichung einen hohen Wert einräumt und die es legitim macht, eine bestehende Liebesbeziehung infrage zu stellen, sollte sie dem Ziel der Selbstverwirklichung im Weg stehen (vgl. Lenz, 2009, S. 271). Susanne Albers möchte sich aber nicht trennen. Insofern ist ihr Entwurf von Bisexualität ein Regulativ, mit dem es ihr gelingt, widerstreitende Motive von Autonomie und Bindung zu vereinbaren.

Die Trennung von Lena

Etwa zwei Jahre nach Susanne Albers' bisexuellem Coming-out entwickeln sich Konflikte in ihrer Beziehung mit Lena, die sich in eine bisexuelle Frau verliebt:

»Also wenn sie ne lesbische Freundin gehabt hätte oder Affären gehabt hätte alles egal aber wenn es eine bisexuelle Frau ist die, viel von ihrem Wesen oder von ihren Eigenschaften von der Lena mir dann auch erzählt hat so ähnlich hatte wie ich <<Mhm>> das hat mich einfach super super verletzt 'und ähm' wir waren in dem Sommer noch mal zusammen in Urlaub wir haben ja immer so ((holt Luft)) ein zwei Mal im Jahr zusammen Urlaub gemacht, die ganze Zeit <<Ja>> so seit wir 15 waren und ähm waren da in [Urlaubsort] ((holt Luft)) und das war ganz schwierig weil das so eng war dafür dass wir- also in einem Auto sitzen in einem Zelt schlafen so dass eigentlich die Atmosphäre total geladen war <<Mhm>> weil ich so, so, das so gemein fand und so aggressiv auf sie war, mich so von ihr auch letztlich angegriffen gefühlt habe dadurch also allein dadurch dass sie saß und der ne SMS geschickt hat oder so <<Ja>> und ich eben kein Handy hatte und SMS total dämlich fand sowieso, und irgendwie dann auch daneben saß und dann hab ich gemerkt die smst der ständig und spricht dann auch nicht mit mir und, das fand ich total blöd <<Ja>> so (2) und auch da war es merkwürdig weil das so, weil das so ineinander verstrickt war Ich weiß dass ich das

Gefühl hatte Boah, damit ich diesen [Urlaub] aushalte nehme ich mental so ne Stacheldrahtrolle mich=um mich drumherum mit um mich zu schützen irgendwie in dieser ganzen Situation« (SuA, 75/9–25).

Die Beschreibung der Ohnmacht, die Susanne Albers angesichts der neuen Beziehung von Lena empfindet, steht im Kontrast zu den Erfahrungen von Autonomie, die sie zur gleichen Zeit in bisexuellen Zusammenhängen macht. In ihrem Narrativ stellt die Biografin zwischen diesen beiden Bereichen keinen Zusammenhang her. Meine These dazu ist, dass die bisexuelle Szene vor allem als ganze Gemeinschaft wichtig ist und weniger die einzelnen Beziehungen, deren Flüchtigkeit sie genießt. Dagegen hat die Freundschaft zu Lena eine signifikante Bedeutung für sie.

Um das ganze Ausmaß des Konfliktes zu verstehen, halte ich es für wichtig, ihn in den lebensgeschichtlichen Kontext einzuordnen: Lena ist seit dem Kindergarten die stabilste und wichtigste Bezugsperson im Leben von Susanne Albers. Diese hat in den letzten zwei Jahren durch ihre neuen Freundschaften, Beziehungen und ihr Coming-out als Bisexuelle auch in der Beziehung zu Lena eine neue Form der Autonomie entwickelt. Die Biografin selbst stellt ihr Gefühl der Eifersucht nicht in diesen Kontext, aber die zeitliche Nähe ist auffällig und legt für die Biografin eine entsprechende Deutung nahe: Sie probiert etwas Neues aus und daher ersetzt Lena sie. Es ist tatsächlich auffallend, dass sich Lena ausgerechnet in eine bisexuelle Frau verliebt, die Ähnlichkeiten mit ihr hat, und dass sie sich ausgerechnet während des jährlichen gemeinsamen Urlaubsrituals dieser neuen Beziehung in besonderem Maß zuwendet. Zumindest aus der Perspektive von Susanne Albers – und nur diese lässt sich über das Transkript des Interviews nachvollziehen – erscheint Eifersucht als ein der Situation angemessenes Gefühl. Sie sieht die Gefahr, ersetzt zu werden, damit eine ihrer wichtigsten Beziehungen zu verlieren, und möchte das nicht.

Auf der anderen Seite lässt sich die Situation als ein alltäglicher Konflikt beschreiben: Die beiden Freundinnen machen Urlaub, eine ist abgelenkt durch ihre neue Beziehung und die andere fühlt sich vernachlässigt. Zudem ist die Möglichkeit, mit dem Handy während des Urlaubs ständig in Kontakt mit jemand anderem zu sein, um die Jahrtausendwende relativ neu und ein Umgang mit diesen neuen Techniken zwischen den beiden vermutlich unerprobt. Es lässt sich die Frage aufwerfen, warum Lena nicht gleichzeitig eine bisexuelle beste Freundin und eine bisexuelle Partnerin haben könnte.

Die Situation böte damit das Potenzial für einen Streit, in der die gegensätzlichen Interessen und Perspektiven verhandelt werden – wozu auch Lenas nachvollziehbares Interesse gehören könnte, mit ihrer neuen Liebe Kontakt zu halten, oder ihr mögliches Gefühl, aufgrund der zahlreichen neuen Freundschaften und Affären der Biografin in den letzten zwei Jahren selbst ersetzt worden zu sein. Ein Streit erscheint für Susanne Albers in dieser Situation nicht möglich. Sie erlebt den Konflikt als tragisch und damit unausweichlich, unauflösbar und unerträglich. Das drückt sich auch im Bild des Stacheldrahtes aus, mit dem sie – imaginativ – eine Grenze setzt, die in der Lage ist, sowohl Lena als auch sie selbst zu verletzen. In dieser dreifachen Bedeutung der schützenden Grenzsetzung, der Aggression gegen Lena und der Autoaggression, lässt sich die Beschreibung der Situation als verstrickt gut nachvollziehen. Diese »Verstricktheit« lässt sich auch mit der Beziehungsgeschichte der beiden verbinden. Ihr Kennenlernen war von einer recht klaren Rollenverteilung geprägt: Lena hatte für die Biografin die Rolle der »Retterin« vor ihren Eltern.⁴⁴ Wie die Biografin Lena in der beschriebenen Situation erlebt, lässt sich nicht mit diesem grundlegenden Schema der Beziehung in Verbindung bringen und bleibt ihr vielleicht auch daher unerklärlich.

Nach dem Urlaub schreibt Susanne Albers Lena einen Brief, den sie als Endpunkt ihrer Beziehung bezeichnet:

»da hatte ich- war ich dann in dieser anderen Situation weil ich dachte Boah (2) wenn ichs drauf- oder hab ich mir so eingebildet <<Mhm>> also in so nem Ohnmachmachtding irgendwie dass ich dachte Boah also, ich schreib, gar nicht so bewusst aber schon (2) so halb absichtlich irgendwie also bewusst schon aber nicht so total absichtlich sondern nur so halb absichtlich Dachte ich so Boah also, der Brief kann die auch umbringen <<Mhm>> Wie auch immer so und da hatte ich so ne Allmachtsfantasie <<Ja>> dadurch dass, dass ich so: sauer war, dass ich dachte Boah der zeig ichs jetzt mal so richtig <<Mhm ja>> (11) 'Blöd eigentlich'« (SuA, 76/11–19).

In der Sequenz unterstreicht Susanne Albers noch einmal ihr Ohnmachtsgefühl gegenüber Lena, dem sie mit einer aggressiven »Allmachtsfantasie«,

⁴⁴ Diese Rollenverteilung erinnert an das in der Transaktionsanalyse diskutierte Modell des »Drama-Dreiecks« mit den Rollen »Verfolger_in«, »Verfolgte_r« und »Retter_in« zur Deutung psycho- und gruppendynamischer Prozesse (vgl. Stumm & Pritz, 2010, S. 140).

sie mithilfe ihres Briefes »umbringen« zu können, begegnet. Interessant ist ihre Vorstellung und zugleich Sorge, der Brief könnte Lena tatsächlich töten. Dies verweist auf die Form des animistischen Denkens, wozu auch die Vorstellung gehört, die eigenen Wünsche hätten einen direkten Einfluss auf die belebte und unbelebte Umwelt. Damit tritt eine Denkform in den Vordergrund, die in westeuropäischen Industriegesellschaften entwicklungsgeschichtlich im Alter zwischen zwei und sieben Jahren besonders ausgeprägt ist (vgl. Pinquart et al., 2011, S. 91). Lebensgeschichtlich fallen sowohl die frühesten Erinnerungen an die ersten psychischen Krisen ihrer Mutter als auch ihr Beginn der Beziehung zu Lena in diesen Bereich zwischen vier und fünf Jahren.

Mit diesem Verweis möchte ich nicht die These vertreten, dass Susanne Albers einem in diesem Lebensalter festgelegten kindlichen Muster entsprechend handelt. Das entspräche einem linearen und deterministischen Verständnis von Biografie, das ich nicht vertrete (vgl. Kap. 4.2). Sie agiert offensichtlich als Erwachsene, indem sie ihre Wut und den Wunsch, Lena am liebsten umzubringen, in einem Brief Ausdruck verleiht – etwas, was sie im Kindergartenalter gar nicht hätte tun können. Die Beziehung zu Lena empfindet sie als schmerzlich und da sie keinen existenziellen Status mehr für sie hat, arbeitet sie auf ihr Ende hin. Als Kindergartenkind hätte sie sich solche Gefühle und Handlungen – zum Beispiel gegenüber ihrer kranken Mutter und dem abwesenden Vater – nicht erlauben können. Insofern zeigt diese Sequenz die Inszenierung einer Tragödie durch Susanne Albers, mit der sie die Kränkung verarbeitet, dass Lena eine neue bisexuelle Partnerin hat und es ihr ermöglicht, eine für sie nicht mehr unterstützende bzw. vielleicht auch nicht mehr nützliche (Lena ist keine »Retterin« mehr) Beziehung zu beenden. Allerdings gehört zu dieser »Inszenierung«, dass Susanne Albers zwar agiert, sich dabei aber nicht als Handelnde und Gestalterin ihrer Biografie erlebt, sondern als ohnmächtig. Obwohl sie die Beziehung auf eine – vermutlich Lena kränkende Weise – beendet, erlebt sie sich als Opfer der Umstände.

Auf den Brief hin nimmt Lena keinen Kontakt mehr zur Biografin auf, die insgeheim hofft, ihre Freundin würde doch reagieren. »Halb absichtlich« hat Susanne Albers damit die Beziehung zu Lena beendet, ohne dies als eine Entscheidung zu empfinden, die sie getroffen hat. Dabei zeigt ihrer Evaluation »blöd eigentlich« – nach einer langen Pause von elf Sekunden – auf, dass sie aus ihrer Gegenwartsperspektive dem damaligen Erleben der Trennung als einer Tragödie mit einem gewissen Abstand gegenübersteht.

Mit der Trennung von Lena endet eine Beziehungskonstellation, die die Biografin als ideal für sich beschreibt:

»Also im Prinzip war davor das Konzept super Ich hatte, meinen heterosexuellen Partner <<Ja>> den ich auch geliebt habe Ich hatte meine, schwule Affäre und ich hatte meine lesbische Freundin <<Mhm>> und das war für mich komplett Ich hatte das Gefühl so perfekt <<Ja>> so (1) Ä:h:m, genau (6) genau hat aber dann halt leider nicht so funktioniert <<Ja>> (2)« (SuA, 19/23–27).

In dieser Beschreibung zeigt sich noch einmal deutlich die von Susanne Albers vorgenommene Verteilung von Bedürfnissen auf drei unterschiedliche Beziehungsformen, die parallel koexistieren: ihre romantische Partnerschaft, ihre sexuell erfüllende Affäre und ihre tiefe Freundschaft. Interessant ist, dass sie an dieser Stelle mit den Kategorien heterosexuell, schwul und lesbisch arbeitet, um ihr Beziehungsideal zu beschreiben. Sie verweist damit auf eine Differenz zwischen ihren Bedürfnissen als Bisexuelle und den Möglichkeiten, diese innerhalb der institutionalisierten monosexuellen und monogamen Beziehungsentwürfe zu verwirklichen. Ihr Umgang mit dieser Differenz ist es, sich weder anzupassen noch seriell zwischen den verschiedenen institutionalisierten Möglichkeiten hin und her zu wechseln oder eine heimliche Affäre zu pflegen. Sie favorisiert ein Mehrbeziehungssystem, in dem die jeweiligen unterschiedlichen Beziehungen gleichzeitig koexistieren können. Das Spannungsverhältnis ihrer Beziehungsbiografie entsteht damit weniger aus dem Anspruch, ein Begehren für Männer und Frauen miteinander zu vereinbaren, sondern daraus, unterschiedliche Qualitäten von Beziehungen – romantisch, erotisch und freundschaftlich – gleichzeitig ausleben zu können. Allerdings ist mit der Trennung von Lena als zentraler Figur dieses der Biografin als ideal erscheinende Beziehungssystem nicht mehr intakt. Und obwohl sie aktiv zu diesem Ende beigetragen hat, erlebt sie diese Entwicklung als fremdbestimmt, was sich in der Aussage »hat aber dann halt leider nicht so funktioniert« widerspiegelt.

Der Wunsch nach einer Beziehung zu einer Frau

Nach der Trennung von Lena verliebt sich die Biografin in eine Frau. Es entwickelt sich eine Dreierkonstellation mit ihrem Partner Michael. Damit kommt es das erste Mal dazu, dass die Biografin es zulässt, dass sich ihre alltägliche und »andere« Welt verbinden. Nach dem gescheiterten Ver-

such der klaren Trennung zwischen »heterosexuellem Partner«, »schwuler Affäre« und »lesbischer Freundin« erprobt sie andere Konstellationen. Ihre Enttäuschung ist groß, als sie bemerkt, dass die beiden anderen diesen Versuch weniger ernst nehmen als sie. Sie fühlt sich hintergangen. Ähnlich wie bei der Trennung von Lena fällt auf, dass es die Biografin trifft, wenn ihre Beziehungspartner_innen die Beziehung anders definieren als sie oder sich abwenden. Daraus lässt sich schließen, dass ihre Begeisterung für Beziehungen, in der alle Beziehungspartner_innen zu jeder Zeit die Form und die Grenzen einer Beziehung bestimmen, entweder nur für flüchtige Bekanntschaften gilt oder sich vor allem auf eine Situation bezieht, in der sie Nähe und Distanz bestimmen kann.

Die Dreierbeziehung überdauert nicht lange und Susanne Albers entwickelt den Wunsch nach einer festen Beziehung zu einer Frau:

»aber ein Stück nach dieser Phase hatte ich immer so das Gefühl so eigentlich wünsch ich mir eine Frau und zwar eine Frau die nicht so weit weg wie die Lena und die nicht lesbisch ist sondern die das so genauso denkt wie ich, die am besten auch nen Partner hat <<Mhm>> so und die nicht zu viel und nicht zu wenig von mir will und bin () zwei drei Jahre mit dieser Suche, rumgelaufen und hatte in der Zeit auf den Bitreffen ganz viel auch immer so ja einfach so nette erotische sexuelle Affären mit Männern und dachte irgendwann kommt die Frau die die Frau ist so <<Ja>> und dann hab ich sie tatsächlich auch getroffen die Katharina« (SuA, 22/4–10).

Susanne Albers hat eine klare Vorstellung davon, wie die Beziehung, die sie sich wünscht, aussehen soll: Es soll eine Frau sein, die ihr näher ist als Lena, wobei ich diese Aussage als bezogen auf eine größere Nähe in Bezug auf ihren Alltag interpretiere. Zudem geht es ihr darum, jemanden zu finden, der ihren bisexuellen Beziehungsentwurf teilt, also in einer festen Partnerschaft lebt und sich eine weitere Beziehung zu einer Frau wünscht. Die bisexuellen Zusammenhänge, in denen sich Susanne Albers bewegt, sind für sie für dieses Projekt ein idealer »Beziehungsmarkt«, der es ihr nicht nur ermöglicht, Frauen zu treffen, die Lust auf eine Beziehung mit Frauen haben, sondern auf dem die Wahrscheinlichkeit größer ist, Menschen zu treffen, die zugleich offen für Mehrfachbeziehungen sind.

Trotz dieses genauen Profils ihrer Wunschartnerin und einer gezielten Suche nach dieser beschreibt sie die Anbahnung der Beziehung im Rahmen eines romantischen Narrativs, in dem sie passiv in der Hoffnung

wartet: »irgendwann kommt die Frau die die Frau ist«. Als sie Katharina kennenlernt, stellt sich – diesem Narrativ folgend – auch sofort eine beiderseitige, intime und affektreiche Beziehung, her:

»<<Mhm>> so und das war so merkwürdig weil das von uns beiden total, jup wie son Magneten aufeinander zu war und direkt total und ganz klar und ganz tief und, so« (SuA, 22/18–20).

Die Beschreibung des Kennenlernens von Katharina stellt sich für mich als durchaus vergleichbar zu der Trennung von Lena dar: Obwohl die Biografin offensichtlich aktiv Rahmenbedingungen für die jeweilige Beziehung herstellt, stellt sie die Geschehnisse als schicksalhaft dar. Ihr Zusammenkommen sieht sie weniger als einen Prozess, in dem die beiden sich aktiv annähern, sondern sie beschreibt die Annäherung als »magnetisch«. Damit kristallisiert sich ein zentrales Unterscheidungsmerkmal zu ihren engen Beziehungen zu Männern heraus – zumindest seit ihrer Trennung von ihrem an Depressionen erkrankten Partner: Egal ob es sich um Affären handelt oder um ihre Alltagsbeziehung, sie erlebt sich in diesen als handlungsfähig und gestaltend, während Beziehungen zu Frauen ihr widerfahren.

Während ihr Katharina als Beziehungspartnerin perfekt erscheint, erhebt ihr Partner Einspruch:

»Ich war- also das Gefühl das ist es jetzt Ich hab so lang gesucht und jetzt passt es endlich und ((holt Luft)), das war merkwürdigerweise der Zeitpunkt zu dem ich ernsthaft Schwierigkeiten mit dem Michael bekommen habe <<Ja>> weil der gesagt hat Also bis hier hin und nicht weiter wenn das jetzt hier die neue äh Masche ist dass es eine Frau gibt die du total liebst und mit der du ganz viel Zeit zusammen sein willst und das zu ner Konkurrenz zu unserer Beziehung wird was ich so nicht gesehen habe hat er gesagt So jetzt jetzt reicht's (2) Irgendwie so ne ab und- gelegentliche Männeraffäre hat er kein Problem mit oder irgendwie son netten Kreis von Frauen oder eben Lena aber () bei der ich genauso wie mit ihm damals hätte vorstellen können dahin zu ziehen () Schwerpunkt so habe <<Ja>> Ich hätte ihn auch nicht verlassen so für mich war klar das ist dann endlich das Dreieck was ich mir wünsche und da hat er gesagt Nä also ohne mich da musst du dich mal entscheiden, Das war dann ganz schlimm, Ganz ganz ganz ganz schlimm und ähm im Endeffekt hat ähm- (1) hat sie es für sich entschieden und gesagt Also dieses Drama mach ich nicht mehr mit <<Ja>> (5)

Was dann auch schlimm war <<Ja>> Danach hatte ich das Gefühl ich gehe mit meiner Seele in den Kühlschrank und friere erst mal alles ein und das war auch mehrere Jahre <<Ja>> das Gefühl Ich bin aber trotzdem mit dem Michael zusammen geblieben so von dem wollt ich mich ja auch nicht trennen« (SuA, 22–23/23–5).

Dies ist eine der wenigen Situationen, in denen die Biografin ihren Partner als eine Person beschreibt, die sich äußert und Grenzen setzt. Ansonsten stellt die Beziehung in ihrem biografischen Narrativ einen thematischen Hintergrund dar. Bei der Beziehungskonstellation, die die Biografin nun etablieren will, handelt es sich um eine grundsätzlich neue. Die Beziehung zu Lena gab es schon vor dem Beginn ihrer Partnerschaft mit Michael, sie war stärker von ihrem Alltagsleben getrennt und stellte eher eine Freundschaft dar als eine gleichberechtigte Liebesbeziehung. Die neue Beziehung zu Katharina soll Teil des Alltags der Biografin werden – und vor allem will sie wichtige Entscheidungen an diese Beziehung knüpfen bzw. zumindest lässt die unsicher transkribierte Passage des Interviews sich in dieser Weise deuten. Der Einspruch Michaels scheint sich daher vor allem auf den Anspruch zu gründen, die einzige Liebesbeziehung im Alltag zu sein und allein im Rahmen ihrer Zweierbeziehung das Leben zu planen. Das Thema der sexuellen Exklusivität in der Zweierbeziehung steht in dieser Auseinandersetzung dagegen nicht im Vordergrund.

Die Aufforderung Michaels, eine Entscheidung zwischen der Beziehung mit ihm und mit Katharina zu treffen, erlebt sie als Dilemma, denn sie will weder auf ihre glückliche Alltagsbeziehung verzichten noch auf Katharina. Die Forderung Michaels basiert auf der institutionalisierten Form der Paarbeziehung als einer zentralen Form der Vergemeinschaftung (vgl. Lenz, 2009, S. 26). Auf der Ebene der intimen Beziehung etabliert diese Form der Beziehung eine klare Hierarchie in Bezug auf wichtige Lebensentscheidungen. Abgesehen von der Herkunftsfamilie und eigenen Kindern sind andere intimen Beziehungen, wie zum Beispiel Freundschaften, in dieser Figur als klar nachrangig definiert. Diese Hierarchie infrage zu stellen – wie es die Biografin tut – ist gleichbedeutend mit der Auflösung des Paares zugunsten der Selbstverwirklichung der Einzelnen oder zum Zweck der Aufnahme einer neuen Paarbindung – ein Vorgang, der für die Bundesrepublik um den Jahrtausendwechsel als ein verbreiteter biografischer Verlauf beschrieben werden kann (vgl. ebd., S. 23). Für die von der Biografin favorisierte dritte Option einer triadischen Form der Vergemeinschaftung dreier er-

wachsener Personen, die nicht verwandt sind, finden sich keine institutionalisierten Formen und daher gerät sie in ihrer Biografie unter den Druck, Entscheidungen zu treffen, die sie nicht treffen möchte. Die in dieser Situation entlastenden Beziehungsmodelle jenseits serieller und monosexueller Paarbindungen findet Susanne Albers innerhalb der Alltagswelt nicht vor.

Ähnlich wie in der Erzählung der Trennung von Lena entwickelt Susanne Albers an dieser Stelle ein tragisches Narrativ ihrer Biografie, in der sie in eine Situation gerät, in der sie sich ohnmächtig fühlt. Für dieses Erleben findet sie mit dem »Einfrieren« der Seele in einem »Kühlschrank« ein drastisches, aber auch interessantes und mehrdeutiges Bild. Es drückt sowohl zeitlich als auch emotional ein Erstarren aus, das an die Stelle einer gestalteten Zukunft und der Trauer über die Distanzierung von Katharina tritt. Auffallend ist, dass sie in den Kühlschrank »geht« und sie keine passive Formulierung verwendet. Dieses aktive »Einfrieren« macht ihre Beschreibung mehrdeutig. Es kann ein Verweis auf eine schützende Strategie sein, mit der sie dafür sorgt, zu Schmerzliches nicht empfinden zu müssen. Es ist anzunehmen, dass sie angesichts der psychischen Erkrankung ihrer Mutter und der unzureichenden Versorgung durch ihren Vater zahlreiche Kompetenzen in einem solchen Vorgehen entwickelt hat. Ohne das Erleben dieser Situation, das die Biografin zum Ausdruck bringt, in Abrede zu stellen, lässt sich das Gehen in den Kühlschrank nicht nur als Ausdruck von Lähmung oder Schutz vor Schmerz deuten, sondern auch als aktiver Akt der Verweigerung einer für sie unzumutbaren Entscheidung. Das Einfrieren kann schließlich auch einen Aufschub bedeuten, der es ihr ermöglichen könnte, ihre »Seele« zu einem Zeitpunkt wieder aufzutauen, in der das Dilemma sich lösen lässt oder sich zumindest als weniger schmerzlich erweist.

Die biografische Entwicklung seit dem zweiten Coming-out Susanne Albers' lässt sich in Bezug zu der empirischen Erkenntnis setzen, dass geoutete Bisexuelle – im Gegensatz zu Heterosexuellen und geouteten Homosexuellen – in den 1990er Jahren innerhalb der USA die Erfahrung einer permanenten Unsicherheit hinsichtlich ihrer Identifikation als Bisexuelle machen (vgl. Weinberg et al., 1994, S. 211 und Kap. 3.3.2). Als Grund dafür werden eine mangelnde bisexuelle Subkultur und bisexuelle Rollenmodelle genannt. Auch in der Lebensgeschichte von Susanne Albers zeichnet sich ein Verlauf ab, in der sich auf ihr Coming-out kein linearer Prozess der Stabilisierung einer bisexuellen Lebensform abzeichnet, sondern eine zunehmende Verunsicherung. Diese äußert sich

vor allem hinsichtlich der Etablierung von gewünschten bisexuellen Beziehungsformen im Alltag und der Möglichkeit der Gestaltung von Zukunftsplänen.

Erneut bildet sich der Konflikt an dieser Stelle ihrer Biografie an einem Punkt, an dem sie an die Grenzen des Möglichen stößt und nicht an die Grenzen des gesellschaftlich Legitimen. In ihrer Darstellung spielt die Sorge vor einer Stigmatisierung in einer bisexuellen Mehrfachbeziehung oder auch einer homosexuellen Beziehung mit Katharina keine Rolle. Diese biografisch prägende Auseinandersetzung lässt sich mit der in der Soziologie diskutierten These in Verbindung bringen, dass die westlichen Industriegesellschaften sich seit den 1960er Jahren weniger über Verbote und Disziplinierung regulieren als über die Aufforderung zur Selbstverantwortlichkeit und Initiative. Aus diesem Grund steht laut dem französischen Soziologen Alain Ehrenberg weniger die Auseinandersetzung mit Verboten im Mittelpunkt als die Frage danach, was möglich und was unmöglich ist (vgl. Ehrenberg, 2004, S. 31). Lähmung, Müdigkeit und Hoffnungslosigkeit und damit das zeitgenössische Krankheitsbild der Depression bilden, so Ehrenberg, sich komplementär zu der beständigen Anforderung an die Menschen, Initiative zu zeigen, Kompetenzen zu entwickeln und ihre Zukunft selbst zu gestalten. Dass die Biografin in dieser Situation einen depressiven Umgang wählt, ist daher nicht nur aus einer aus ihrer Familien- und Lebensgeschichte resultierenden erhöhten Anfälligkeit für diese Erkrankung zu erklären, sondern kann zudem im Zusammenhang einer gesellschaftlichen Entwicklung gelesen werden.

Abschluss des Studiums

Die Schwierigkeiten der Entscheidungsfindung, die sich im Beziehungsleben einstellen, entwickeln sich in dieser Zeit auch zunehmend im Kontext ihrer beruflichen Ausbildung:

»dann ist, für mich ne sehr schwierige Phase gekommen <<Mhm>> [genaue Zeitangabe], ähm, ich bin über lauter bi- Bine hier und Biparty dort und Beziehung zu dem und zu der und dort und 1000 Leute bin ich überhaupt nicht mehr so richtig äh mit meinem Studium vorangekommen <<Mhm>> und hab auch immer mehr Schwierigkeiten bekommen mich zu entscheiden und hab immer mehr Angst vor der Zukunft bekommen das ist dann so sehr umgeschlagen <<Ja>> das ähm (2) dass ich immer das

Gefühl hatte das ist doch ein Teil meiner Identität wie soll ich damit jemals irgendwo arbeiten, allem voran festgemacht an der großen Frage () auch so interessant worüber in Gottes Namen schreibe ich meine Abschlussarbeit« (SuA, 20/16–24).

Auch der Statusübergang von der Ausbildung in den Beruf, der auch entwicklungspsychologisch einen biografisch wichtigen Wendepunkt darstellen kann (vgl. Rosenthal, 1995, S. 134, 141), erweist sich im Lebensverlauf von Susanne Albers als konfliktbehaftet. Dieser Konflikt zeigt sich auf verschiedenen Ebenen.

Als schwer zu vereinbaren erlebt die Biografin ihr Engagement in bisexuellen Zusammenhängen und ihre akademische Ausbildung. Sie fühlt sich sowohl von den Anforderungen überfordert, die ihre vielen Beziehungen und Aktivitäten mit sich bringen, als auch von dem Anspruch, diese zugunsten ihres Studienabschlusses einzuschränken. Die Sequenz legt nahe, dass sie eine solche Einschränkung nicht nur als zeitweiligen Verzicht auf bestimmte Begegnungen und Aktivitäten erlebt, sondern als Bedrohung ihrer Identität. Mit Blick auf die These einer dauerhaften Unsicherheit im Lebenslauf Bisexueller – die ich oben angeführt habe – lässt sich festhalten, dass sich in diesem Statusübergang ein Konflikt zwischen Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung beschreiben lässt. Bisexualität erlebt Susanne Albers nur innerhalb der bisexuellen Szene als einen stabilen Teil ihrer Selbst, vor allem nachdem eine Integration ihrer Beziehungswünsche in den Alltag nicht gelungen ist. Diesen Lebensbereich zugunsten der Anforderung, einen akademischen Abschluss zu erwerben, einzuschränken, ist für sie gleichbedeutend mit einem Verlust eines bisexuellen Selbstverständnisses.

Trotz dieses Konfliktes gelingt es ihr, die notwendigen Leistungen zu erbringen – bis auf ihre Abschlussarbeit. In Bezug auf diese entwickelt sich eine Krise. Es geht dabei nicht so sehr um die Frage, die nötige Zeit und Energie für das Schreiben der Arbeit zu haben. Auch Zweifel an den eigenen Fähigkeiten, eine ausreichend gute Arbeit zu schreiben, stehen nicht im Vordergrund. Als Mittelpunkt des Konfliktes beschreibt Susanne Albers die Schwierigkeit, eine Entscheidung zu treffen, welches Thema die Arbeit haben soll, und die Angst davor, ihr Engagement in bisexuellen Zusammenhängen und ihren bisexuellen Lebensentwurf mit einer Arbeitsstelle zu vereinbaren. Diese Auseinandersetzung spitzt sich für sie auf die Frage zu, ob sie über ein Thema schreiben soll, das ihre bisexuelle Le-

bensrealität⁴⁵ betrifft, oder nicht. Ihre Lebensrealität zum Gegenstand ihrer Arbeit zu machen, deute ich als einen Wunsch, diesen wichtigen Teil ihres Selbst über das Segment der »kleinen Lebenswelt« (vgl. Luckmann, 1978 und Kap. 5.5.2) der bisexuellen Gemeinschaft hinaus zu etablieren. Gegen eine Umsetzung spricht ihre Sorge, damit Unverständnis oder auch Feindlichkeit hervorzurufen. Schließlich ist das Thema der Abschlussarbeit in der Regel im Abschlusszeugnis aufgeführt und damit für potenzielle Arbeitgeber_innen sichtbar.

In dieser Phase des Statusüberganges erlebt Susanne Albers erste Anzeichen einer psychischen Erkrankung:

»und es ging dann wirklich ziemlich ziemlich schlecht <<Ja>> bis dahin dass ich dann angefangen hab () Ausbrüche zu kriegen oder so in so manchmal in so Filme reinzurutschen <<Ja>> so (1) die ich mir- vor denen ich irgendwann Angst bekommen hab so Also Filme wie Ich bin in der Situation mit meinem Freund und bekomme plötzlich das Gefühl ich sollte sollte sofort die Situation verlassen und zu meinen Eltern fahren () <<Ja>> und wusste gar nicht so recht was ich dann bei denen wollte und hatte ihnen das aber auch nicht gesagt Also so <<Ja>> aufstehen und gehen und raus hier so und das hat mir da selber so viel Angst gemacht dass ich eine Psychotherapie angefangen hab <<Ja>> und das war gut (2) und mit Hilfe von der Psychologin hab ich das- hab ich mich da sortiert und vor allem diese () und Zukunftsängste und (6) in den Griff bekommen« (SuA, 21/5–14).

Die psychische Krise, die Susanne Albers beschreibt, betrachte ich in einem engen Zusammenhang mit ihrer biografischen Situation. Eine wichtige Statuspassage verbindet sich mit einer Krise des Selbstverständnisses, in der sie, ohne dafür in einer monosexuell organisierten Gesellschaft Vorbilder zu haben, Wege finden muss, ihren bisexuellen Lebensentwurf zu institutionalisieren. Eine solche Situation verursacht Stress, der psychische Erkrankungen begünstigen kann. Zudem muss bedacht werden, dass ein wesentlicher Faktor der Stabilität im Leben von Susanne Albers nicht mehr vorhanden ist: Sie kann nicht mehr auf die Freundschaft mit Lena bauen, die seit ihrer Kindheit eine der zentralen Bezugspersonen, gerade in Krisenzeiten, war.

45 Die genaue Themenwahl klammere ich an dieser Stelle aus Gründen der Anonymisierung aus.

Mithilfe der angesprochenen Therapie gelingt es ihr, die Situation zu meistern, für sich ein Thema zu finden und eine Berufswahl zu treffen:

»Und das Witzige ist dass mir während meiner Diplomarbeit das aufgefallen ist dass ich wirklich gerne [Beruf] werden will weil ich auch- ich hab so ne Fragebogenaktion gemacht und auch Interviews geführt und bei dem Fragebogen war eine Frage das war son standardisierter Fragebogen was die Leute verdienen und irgendwann fiel mir auf dass die ganzen Lesben alle kein Geld haben <<Mhm ja>> so und dass die Leute die da in der höchsten Kategorie drin waren ((lachend)) /angekreuzt haben die waren alle [Beruf] und dann dachte ich (Ok) scheiß auf den pädagogischen Ethos oder sonst so was ich will ((lachend)) /auch Geld haben ()« (SuA, 25/5–12).

Die Sequenz verdeutlicht, wie es der Biografin in der Auseinandersetzung mit ihrer Abschlussarbeit gelingt, wichtige Motive wie ihr bisexuelles Selbstverständnis und die Frage, wie viel Zeit, Geld und Sicherheit sie braucht, zu ordnen und in ein neues Verhältnis zu setzen. Diese Klärung ist ihr möglich, gerade weil sie eine der wichtigsten Komponenten für den Statusübergang mit einem Thema, das ihre bisexuelle Lebensrealität betrifft, verbindet. Dieser Wandel ist interessant, da sie von einem Zukunftsentwurf abrückt, in dem Bisexualität entweder überall oder nirgends ist (vgl. zu diesem Thema auch Garber, 1995, S. 65 und Kap. 3.2.1). Stattdessen gelingt es Susanne Albers herauszufinden, dass sie gerade wegen ihres bisexuellen Lebensentwurfs in ihrer Berufswahl andere Motive verfolgen möchte, wie das Erlangen finanzieller Sicherheit und möglichst viel freie Zeit.

Die Heirat

In einer Therapie beschäftigt sich die Biografin weiter mit dem Thema Bisexualität und den damit zusammenhängenden Lebensentscheidungen. Ähnlich wie sie den Prozess ihrer Berufswahl lange als eine Entscheidung für oder gegen eine bisexuelle Lebensweise erlebt hat, gilt dies auch für ihre Partnerschaft mit Michael. Diesen Grundsatz stellt sie nun infrage:

»nicht zu denken ich muss mich jetzt dafür oder gegen Bisexualität entscheiden oder für oder gegen ihn sondern einfach erst mal so gucken was passiert denn wenn ich das mal, mache was ich sonst nie mache <<Ja>> wenn ich mal mehr mit Weiblichkeit mich auseinandersetze oder so Und

ähm, überraschenderweise tat mir das auch ganz gut <<Mhm>> sodass ich dann den Michael geheiratet habe« (SuA, 23/27–32).

Die Biografin beschreibt eine Öffnung hinsichtlich der Zukunft ihrer Beziehung mit Michael, um zu »gucken was passiert« – und tatsächlich ergibt sich eine Statusveränderung ihrer Beziehung, die sie als positiv erlebt. Diese Handlungsoption eröffnet sich ihr erst, nachdem sie die Frage danach ausklammert, ob diese Beziehung zu ihrem bisexuellen Lebensentwurf passt. Dieses Ausklammern kann als eine Form biografischer Arbeit (vgl. Kap. 4.1) verstanden werden, die der Biografin als Bisexuelle auferlegt wird. Sie muss die soziale Typisierung der Statuspassage Heiraten als monosexuelle Zweierbeziehung zurückweisen, die ihr als Bisexueller in Form einer »Entweder-oder-Entscheidung« in der Lebensgeschichte begegnet. Die Sequenz legt nahe, dass die biografische Arbeit darin besteht, den Anspruch aufzugeben, innerhalb einer monosexuellen Ordnung der Gesellschaft Ambivalenzen hinsichtlich ihrer Beziehungswünsche durch Grundsatzentscheidungen auflösen zu müssen.

Allerdings lehnt sich die in der Sequenz beschriebene Abfolge der Ereignisse recht bruchlos an typische Muster heterosexueller Biografien an. Dieser Eindruck verstärkt sich durch ihren Verweis auf die Auseinandersetzung mit »Weiblichkeit«, in der die Biografin eine Gleichung zwischen der Beziehung mit einem Mann, dem Eingehen der Ehe und komplementären Geschlechterrollen herstellt. Das wirft die Frage auf, inwiefern die Institution der Heterosexualität eine funktionale Gebundenheit (vgl. zur Herkunft des Begriffs Duncker, 2013) des biografischen Verlaufs herstellt, der die gewonnenen Spielräume der Biografin im Spannungsfeld der Ambivalenz wieder einschränkt.

Im Anschluss an die Heirat Mitte der 2000er Jahre – die Biografin ist in ihren Dreißigern – veranstaltet das Paar ein großes Hochzeitsfest:

»wir wollten auch ne große Feier machen mit allen Verwandten und Freunden und Bekannten mit 100 Leuten und so und <<Ja>> haben das dann aber so gelöst dass=dass wir gesagt haben wir wollen nicht dass da irgendwelche Leute anfangen zu tuscheln () meine Freunde sind bi und ich habs davor bei der Hochzeit bei einer Bi-Freundin erlebt die gesagt hat Hört mal zu, wir machen hier jetzt das nicht so offen und ihr müsst nicht lügen aber bitte stellt es nicht so nach außen <<Ja>> und das fanden wir, alle, so unsere Clique ziemlich blöd <<Mhm>> und dann haben wir gesagt das machen

wir anders und dann haben wir, im Prinzip bei der Vorstellung der Leute die da waren haben wir halt auch gesagt dass eine Gruppe mit der ich viel zu tun hab die bisexuellen Freunde sind und fertig aus so Da gabs da auch das Bi-Zeichen auf <<Ja>> so nem Schild« (SuA, 24/5–15).

Die Biografin möchte gerne ein großes Fest, was die Bedeutung der Hochzeit – im Sinne einer sozial und auch biografisch typisierten Statuspassage – unterstreicht. Im Rahmen der Feier möchte sie gerne allen Menschen, die ihr wichtig sind, einen angemessenen Platz einräumen. Für sie bedeutet dies, ihren bisexuellen Freund_innen und ihrer Verbundenheit zur bisexuellen Szene eine selbstverständliche Sichtbarkeit zu ermöglichen. Dafür findet sie eine kreative Lösung. Über die Benennung und das Bi-Zeichen erfolgt eine – im Wortsinn – symbolische Integration von Bisexualität als Teil ihrer wichtigsten Bezüge und ihrer Lebensgeschichte. Indem sie das Bi-Zeichen neben anderen einführt und eine offizielle Vorstellung aller anwesenden Gruppen vollzieht, gewährleistet sie diese Sichtbarkeit, ohne der Gruppe Bisexueller einen Sonderstatus zuzuweisen. Damit deutet sich auch ein Wandel der Bedeutung von Bisexualität in ihrer Lebensgeschichte an. Während diese in den letzten Statuspassagen im Vordergrund stand, tritt sie in dieser in den Hintergrund als ein wichtiger Anteil unter anderen, ohne zu verschwinden.

Während sie mit ihren Freund_innen aus der bisexuellen Szene feiern kann, folgen Lena und Katharina ihrer Einladung nicht:

»So für mich als sehr schade fand ich dass ähm, sowohl die Katharina ist nicht die Lena die ich eingeladen hatte beide nicht gekommen sind <<Ja>>, weil sie meinten das ginge für sie so nicht und ich glaub dem Michael war das auch ganz recht <<Mhm>> aber für mich war das schade <<Ja>> weil die wollt ich da nicht heiraten aber, es hätte mich so gefreut wenn sie- (6) Es hätte mich einfach gefreut wenn sie diesen für mich so wichtigen Schritt mitgegangen oder () <<Ja>> 'Das fand ich-, ziemlich drunter gelitten so'« (SuA, 24/17–22).

Die beiden Frauen, mit denen Susanne Albers in der Vergangenheit die engste Beziehung hatte, lehnen eine Teilnahme an ihrem Hochzeitsfest ab. Während es ihr gelingt, ihre Beziehungen innerhalb der bisexuellen Gemeinschaft – deren Teil sie ist – in ihre Eheschließung einzubinden, funktioniert das auf der Ebene ihrer Beziehung zu Lena und Katharina nicht.

Teil des Übergangsrituals des Festes ist damit auch die Distanzierung der beiden von diesem, was die Biografin als schmerzlich empfindet. Ihre Aussage »es hätte mich einfach gefreut wenn sie diesen für mich so wichtigen Schritt mitgegangen oder ()«, die mit einem Abbruch endet, lässt viel Spielraum für Interpretationen, was die Biografin sich gewünscht hätte und sich als nicht möglich herausgestellt hat. »Mitgegangen« meint in jedem Fall mehr als dabei zu sein. Es kann bedeuten, die Biografin hätte sich eine einfache Anerkennung ihrer Beziehung mit Michael gewünscht; oder es könnte um die enttäuschte Hoffnung gehen, die Beziehung zu den beiden neben ihrer Ehe doch weiterzuführen. Die beiden Absagen zu ihrem Hochzeitsfest zeigen, dass die beiden engsten Beziehungen zu Frauen der Vergangenheit angehören und sich nicht einfach in ihren neuen Lebensentwurf integrieren lassen.

Bisexualität auf der Arbeitsstelle

Während Susanne Albers auf ihrem Hochzeitsfest eine Strategie gewählt hat, die es ihr möglich machte, ihre Bisexualität sichtbar werden zu lassen, entscheidet sie sich, das Thema auf ihrer Arbeitsstelle auszuklammern:

»ich=ich hab einen=einen Bekannten der aus der Biszene sich [auf der Arbeitsstelle] öffentlich geoutet hat so und dann eben mit unterschiedlichen Resonanz [genaue Beschreibung der Arbeitsstelle] und das ((holt Luft)) lässt mich noch son bisschen zögern <<Mhm>> Ich bin noch nicht an der [Arbeitsstelle] an der ich mich so ganz grundsätzlich zu Hause fühle <<Mhm>> Ich weiß es einfach noch nicht so genau <<Ja>> Mit Kolleginnen hab ich keine- das ist auch immer so- Arbeit ist Arbeit und der Rest ist die, Exotik <<Mhm>> irgendwie (2) Also hab ich auch keine Kollegin zur Hochzeit eingeladen so« (SuA, 30/3–9).

In der Auseinandersetzung mit der Frage, ob sie ihre Bisexualität bei der Arbeit sichtbar machen soll, spielen für Susanne Albers viele Ebenen eine Rolle. Erstens hat sie Angst vor Diskriminierung, zweitens fühlt sie sich an ihrer Arbeitsstelle noch nicht ausreichend angekommen und drittens beschreibt sie die Vorteile der Trennung zwischen ihrem alltäglichen Berufsleben und ihrer Bisexualität. Ein bisexuelles Coming-out zeigt sich in der Auslegung dieser Sequenz als ein komplexer Abwägungsprozess (vgl. dazu auch McLean, 2007) zwischen unterschiedlichen Bedürfnissen und Ängsten. In der Präsentation der Biografin fällt dabei auf, dass sie vor allem

die Angst vor Diskriminierung in den Mittelpunkt stellt, um zu begründen, weshalb sie sich nicht outet. Ihre Unsichtbarkeit als Bisexuelle bei der Arbeit ist in dieser Präsentation damit vor allem Resultat unveränderlicher negativer Umstände. Dabei drückt sich in der Sequenz ebenfalls aus, welche Vorteile mit dieser – von der Biografin herbeigeführten – Trennung zwischen Alltag und »Exotik« verbunden sind, die von der Biografin in den Hintergrund gerückt werden.

Zukunftsperspektiven

Als ich mit der Biografin die beiden Interviews führe, beschäftigt es sie sehr, dass sie ihre Arbeit – von der sie zum Zeitpunkt des Interviews pausiert – bald wieder aufnehmen muss:

»ich hab ein ganz ganz schlechtes Gefühl dabei im Sommer wieder arbeiten zu gehen <<Mhm>> weil ich denke dann muss ich ihn [jüngstes Kind] ja ein Stück loslassen <<Ja>> was mir bei [älteres Kind] damals überhaupt nicht, ist mir auch schwer gefallen aber nicht so schwer, wo ich jetzt noch sehr im Zwiespalt bin und denke Mhm gehts dadrum [...] nicht so eng zu klammern oder gehts darum dass es für ein Kind wirklich besser ist wenn die Mama noch ein bisschen da bleibt <<Ja>> Also für mich wärs auf jeden Fall ganz gut, weil ich dann mehr Kopf frei hab so für alles was hier anliegt Andererseits pff ja wenn man den ganzen Tag zu Hause ist wenn ich den ganzen Tag zu Hause bin hab ich natürlich Angst dass es mir irgendwann wieder so geht wie meiner Mutter mit zwei kleinen Kindern zu Hause und irgendwie so« (SuA, 90/9–18).

Sie schwankt zwischen ihrem Bedürfnis nach Nähe zu ihrem Kind und dem Wunsch, es beruflich nicht ihrer Mutter gleichzutun. Es zeigt sich, dass die Erfahrung, die sie mit ihrer Mutter gemacht hat, weiterhin ein handlungsleitendes Motiv für sie ist. Neben dieser kurzfristigen Perspektive spricht sie auch einen weitergehenden Zukunftswunsch an: das Leben in einer Gemeinschaft bisexueller Frauen:

»**B:** ja das ist ne schöne ist ne sehr schöne Zukunftsperspektive mhm (5) ((lachend)) /Ja ist\ was was ich mir für ein anderes Leben oder in einer anderen Lebenssituation mit anderen Entscheidungen auch für jetzt vorstellen könnte wenn ich mich eben nicht für, Familie entschieden hätte könnte ich mir auch so was vorstellen so einfach so mit netten Frauen

zusammen zu wohnen Was ich da in der Pubertät manchmal so als, Ok die eine Bekannte geht ins Kloster so was macht das mit mir äh so thematisiert habe hätte da so ne etwas andere Ausrichtung wie ne Gemeinschaft von Frauen die zusammen ihr Leben verbringen und leben und arbeiten oder so das hat für mich schon nen hohen, äh hohen Attraktivitätswert so <<Mhm ja>> Irgendwie son Frauengemeinschaftsprojekt ist mir wahrscheinlich dann wieder zu feministisch lesbisch aber pff so wenn da nicht so Männer ausgeschlossen sind <<Ja>> dann (1) alleine leben mag ich nicht <<Mhm>> so und da bin ich glaub ich auch zu sehr so Gemeinschaftsmensch dafür <<Ja>> ((holt Luft)) (2) Kann ich mir gut vorstellen Ich hätte glaub ich schon gerne mein eigenes Zimmer <<Mhm>> so Also nur Gemeinschaftsdinge <<Mhm>> das mag ich dann nicht aber so, zusammen mal kochen oder, am besten so ne, wie in manchen Projekten oder so so jeder hat ihr Zimmer oder ihre kleine Wohnung und dann gibts aber viel Gemeinschaftsräume oder einen großen Garten oder ((holt Luft)) Fortbildungsprojekte oder irgendwas das ist bestimmt nett <<Mhm>> so Weiß ich nicht vielleicht ist es auch nur son Wunschtraum <<Ja>> 'Keine Ahnung mal gucken'

I: Mhm ich drück auf jeden Fall die Daumen dass das

B: ((lacht)) Ja die Frage was dann mit dem Michael ist <<Mhm>> weil den dann irgendwo alleine in son Altenheim abzustellen oder alleine wohnen zu lassen würde ich dann nicht <<Ja>> weil das wäre dann nur so als Alternative zu zur Situation mit ihm gedacht würde dann natürlich auch heißen dass er nicht mehr da ist was dann natürlich der Nachteil wäre pff <<Ja>> 'Genau' ((lachend)) /Müssen wir mal schauen\ in 30 Jahren ist<< (SuA, 99–100/23–24).

Die Biografin polarisiert an dieser Stelle zwischen ihrem Leben in einer gegengeschlechtlichen Beziehung und der Vorstellung, in einer Lebensgemeinschaft bisexueller Frauen zu leben. Die Option, gemeinsam mit Michael in einem solchen Projekt zu leben bzw. diesen in irgendeiner anderen Form zu integrieren, erscheint ihr unvorstellbar. Vorstellbar sind für sie nur eine endgültige Trennung oder der eventuelle Tod des Partners als Voraussetzung, ihren Wunsch umzusetzen. In den Zukunftswünschen Susanne Albers' zeigt sich damit erneut eine Tendenz, ihre beiden Lebenswelten als unvereinbare Gegensätze zu konzipieren, womit sich ihre Handlungsoptionen einschränken.

5.4.3 Biografischer Verlaufstypus: Selbstetikettierung als Überbrückung

An diesem Punkt komme ich zur Bildung des biografischen Verlaufstypus auf Grundlage der beiden analysierten Fälle. Biografische Verläufe, in denen sich die Annahme von Bisexualität als ein Etikett als *Überbrückung* vollzieht, sind von einem grundlegenden Wendepunkt geprägt.⁴⁶ Die Biografie wird dabei in zwei von Grund auf verschiedene Phasen unterteilt: die Phase vor und nach dem Wendepunkt, wobei dem Prozess des Wandels eine zentrale Bedeutung zukommt. Dieser Aspekt wird von meiner Interviewpartnerin Birgit Müller auf den Punkt gebracht, wenn sie ihre Lebenserzählung mit den Worten beginnt: »mh also es is wirklich und das war ah ganz, große Zäsur also wirklich mit vorher und nachher« (BM, 1/21–23). Bisexualität als Etikett anzunehmen, stellt eine Möglichkeit dar, eine Überbrückung zwischen einem solchen »vorher« und »nachher« herzustellen.

Verläufe der Überbrückung prägt auf der Ebene der Präsentation die Betonung einer durch den Wandel ausgelösten neuen Interpretation der gesamten Lebensgeschichte, was sich anhand des Narrativs von Susanne Albers zeigen lässt:

»Es fiel mir echt so wie Schuppen von den Augen und total es war auf einmal alles sonnenklar und diese ganze Geschichte mit der Lena hat sich für mich noch mal geklärt und erklärt und dann hat so was ähm gestartet wie bisexuelles Coming-out« (SuA, 17/9–11).

Diese neue Sicht auf die Vergangenheit, die aber auch die Gegenwart und die Zukunftsentwürfe einschließt, wird in Verläufen der Überbrückung verbunden mit der Annahme und Verallgemeinerung einer bisexuellen Rolle, die für das weitere Leben als in hohem Maße prägend erlebt wird. Der Verläufe der Überbrückung kennzeichnende Bruch im Kontinuum des Lebens wird in dieser Weise durch eine passende Lebenserzählung überspannt, was die Herstellung einer neuen Form der Kohärenz ermöglicht, die durch den Bruch nicht mehr aufrechtzuerhalten oder gefährdet war.

⁴⁶ Die folgenden Charakteristiken finden sich auch in religiös geprägten Konversionsverläufen (vgl. Wohlrab-Sahr, 2014, S. 47f.) sowie in Coming-out-Erzählungen von Homosexuellen (vgl. Plummer 1994, S. 84).

Diese Verläufe zeichnen sich somit durch eine spezifische Form der biografischen Arbeit aus, die darauf angelegt ist, eine ausreichend kohärente und kontinuierliche Lebensgeschichte entwerfen zu können. In dieser Hinsicht unterscheidet sich dieser Typ der Biografien Bisexueller nicht von vielen modernen biografischen Narrativen homosexueller Menschen (vgl. Plummer, 1994). Dabei ist es wichtig zu betonen, dass die Notwendigkeit zu dieser Form der biografischen Arbeit keine Selbstverständlichkeit, sondern die Folge einer spezifischen Form der sozialen Ordnung des Sexuellen ist. Die soziale Spaltung zwischen Homosexualität und Heterosexualität spielt sich auch auf der Ebene der Biografie ab und stellt sich als Form einer strukturellen sozialen Ungleichheit dar: Während die einen wie von selbst die Anforderung der Kontinuität und Kohärenz erfüllen, müssen die anderen aufgrund eines sozial konstruierten biografischen Wendepunkts das Prinzip der Kontinuität aufgeben und mehr oder weniger mühsam für eine neue Kohärenz sorgen. In dem von mir gebildeten biografischen Verlaufstypus der *Überbrückung* lässt sich zeigen, dass diese neu hervorgebrachte Kohärenz nicht ohne Weiteres aufrechterhalten werden kann, worauf ich weiter unten noch ausführlicher eingehen werde.

Abgesehen von dem verbindenden Element des Erlebens eines grundlegenden Wandels in der Lebensgeschichte gehören Fälle mit unterschiedlichen Ausgangspunkten zu diesem Typus: Es ist möglich, dass geschlechterübergreifende Sexualität und Liebe schon in gewissem Maße Bestandteile des alltäglichen Erlebens waren, bevor diese etikettiert wurden. Aber es können diesem Typus ebenfalls Fälle zugeordnet werden, in denen zunächst für eine längere Zeit des Lebens keinerlei Wunsch bestand, geschlechterübergreifende Sexualität und Beziehungen zu leben. Hinsichtlich der Voraussetzungen für einen Verlauf der *Überbrückung* können in dieser Hinsicht die Untertypen A – Überbrückung als Teil eines Wandels, der als selbst gestaltet erlebt wird – und B – Überbrückung als Teil eines Wandels, der als nicht selbst gestaltet erlebt wird – gebildet werden. Was in allen Fällen eine Rolle spielt, ist, dass die verfügbaren sexuellen Skripte und kulturellen Szenarien zu einem bestimmten Zeitpunkt im Leben nicht mehr den eigenen Bedürfnissen entsprechen.

Die Phase des Wandels erfolgt im Verlauf der *Überbrückung* nicht in der Adoleszenz, sondern erst als junge Erwachsene oder Erwachsene. Erneut muss hier aber betont werden, dass dies davon abhängt, ob Bisexualität als ein soziales Etikett verfügbar ist. Gerade in Verläufen der *Überbrückung* wird dies besonders deutlich, da in diesen ein Wissen über Bisexualität als

eine eigenständige und dauerhafte Lebensform zunächst nicht vorhanden ist. Dieses Wissen wird erst mit dem Kennenlernen des Etiketts umfassend vermittelt. Als besonders bedeutsam erweisen sich auch in Verläufen der *Überbrückung* das Kennenlernen anderer Menschen, die sich als bisexuell bezeichnen.

Handlungsmöglichkeiten

Die Übernahme des Etiketts von Bisexualität führt in Verläufen der *Überbrückung* zu einer Erweiterung der Handlungsmöglichkeiten. Sexualität und Beziehungen werden als grundlegend anders gestaltbar erlebt. Rollenentwürfe und Handlungsmuster, die zuvor als unveränderlich erlebt wurden, können hinterfragt und modifiziert werden. Es entstehen neue Zugänge zu einer Legitimierung des eigenen Lebensentwurfes. Dabei zeigt sich in Verläufen der *Überbrückung* zugleich, dass ein solch grundlegender Wandel im Lebenslauf sowohl zu einer Belastung für die den Wandel durchlebenden Menschen werden kann als auch eine Herausforderung für signifikante Andere – wie Eltern, Freund_innen, Partner_innen und eigene Kinder – darstellen kann. Die neuen Handlungsmöglichkeiten haben damit das Potenzial, in Überforderung umzuschlagen, auch weil gesellschaftliche anerkannte Routinen, Rituale und Abläufe für die Form des Wandels fehlen.

Handlungsbegrenzungen

Die oben genannten Aspekte erweisen sich als ausschlaggebend für die Handlungsbegrenzungen, die sich in der Folge der Annahme des Etiketts ergeben können. Trotz eines grundlegenden Wandels des Lebensentwurfes und dem großen Stellenwert, den Bisexualität für die Selbstbeschreibung einnimmt, ist eine selbstverständliche Kommunikation über Bisexualität häufig nicht möglich. Hier spielt es auch eine Rolle, dass bisexuelle Lebensentwürfe, die auf einer gegengeschlechtlichen Alltagsbeziehung beruhen, es möglich machen, das Ausmaß an Öffentlichkeit des bisexuellen Lebensentwurfes leichter zu kontrollieren. In Verläufen der *Überbrückung* spielt dies eine große Rolle: Zum Teil wissen weder jugendliche Kinder noch andere Familienangehörige oder auch Arbeitskolleg_innen etwas über die Bisexualität der Repräsentant_innen dieses Verlaufes. Entgegen der Erwartung, dass gerade bei Verläufen der *Überbrückung* eine umfassende Integration von Bisexualität in alle Lebensbereiche stattfindet, ergibt sich eher das Bild einer Segmentierung der Lebenswelt. Das

muss nicht nur Nachteile haben. Es kann angenehm sein, etwa zwischen dem außeralltäglichen bisexuellen Leben und dem Alltag der Arbeitswelt zu trennen, was bei einer gegengeschlechtlichen Alltagsbeziehung relativ leicht zu realisieren ist. Dabei handelt es sich um eine Möglichkeit, die manchmal als bisexuelles Privileg beschrieben wird. Zugleich kann die Möglichkeit einer solchen Trennung eine Belastung sein, da sie mit der Notwendigkeit des Abwägens verbunden ist, ob sie tatsächlich erwünscht ist, was dazu führt, dass ein wichtiger Teil der Lebensgestaltung kein selbstverständlicher Teil des Alltags wird. Es zeigt sich zudem, dass diese Segmentierung der Lebenswelt hinsichtlich der Kommunikation des bisexuellen Etiketts nicht immer freiwillig erfolgt, sondern als Reaktion auf drohende Erfahrungen von Missachtung.

Zusammenfassung der den Typus repräsentierenden Verläufe

In meinem Sample repräsentieren die Biografien von *Susanne Albers* und *Birgit Müller* den Verlauf der Überbrückung. Die Anfang der 1970er Jahre geborene Susanne Albers verliebt sich als Jugendliche in Frauen und Männer, ohne dass sie diese Erfahrung in dieser Phase ihres Lebens besonders beschäftigen würde. Auch ihr erstes bisexuelles Coming-out vergisst sie zunächst wieder. Bis sie Mitte zwanzig ist, lebt sie in einer gegengeschlechtlichen Paarbeziehung, während sie eine enge freundschaftliche Beziehung mit ihrer Freundin aus Kindergartenzeiten pflegt, die lesbisch ist. Mit Mitte zwanzig – Ende der 1990er Jahre – vollzieht sich ein grundlegender Wandel in ihrer Biografie, der durch das Kennenlernen einer Gruppe Bisexueller auf einer Christopher-Street-Day-Demonstration ausgelöst wird. In der Folge beginnt die Biografin sich in allen sozialen Bezügen als bisexuell zu bezeichnen und in bisexuellen Zusammenhängen zu engagieren. Die sich abzeichnenden Veränderungen bezeichnet die Biografin selbst als »sexuelle Revolution« (SuA, 17/21). Diese »Revolution« bedeutet für sie nicht allein, die Geschlechtergrenzen bei der Wahl der Sexual- und Beziehungspartner_innen zu ignorieren, sondern im Rahmen eines neuen kulturellen Szenarios eine alternative Sexual- und Beziehungskultur zu entwickeln. In dieser sind sexuelle Polygamie und Mehrfachbeziehungen realisierbar und Verhältnisse von Nähe und Distanz können während sexueller Handlungen und auch in romantischen Beziehungen differenziert verhandelt werden. Der biografische Verlauf von Susanne Albers entfaltet sich damit in enger Verknüpfung mit der Herausbildung bisexueller Selbstorganisationen seit den 1990er Jahren

in Deutschland und im Kontext eines umfassenderen gesellschaftlichen Wandels der Bedeutung von Sexualität (vgl. Kap. 2.1). Als Teil dieses Wandels rückt das Ziel sexueller Selbstverwirklichung stärker in den Mittelpunkt, womit neue Chancen und Herausforderungen der Lebensgestaltung verbunden sind. Das zeigt sich im biografischen Verlauf von Susanne Albers, die einerseits an ihrer gegengeschlechtlichen Beziehung festhält und eine Familie gründet, andererseits darum bemüht ist, sexuelle und emotionale Bedürfnisse, die in diesem Rahmen nicht befriedigt werden können, jenseits dieses Alltages in bisexuellen Zusammenhängen zu verwirklichen. Das Abwägen zwischen diesen beiden Bereichen führt im Leben der Repräsentantin dabei auch zu belastenden Lebenssituationen, in denen das Erleben von Gestaltungsmacht in Ohnmacht umzuschlagen droht. Zudem wird die erlangte Sichtbarkeit als bisexuelle Frau in der vollzogenen Trennung der unterschiedlichen Lebensbereiche immer wieder auf die Probe gestellt.

Im Gegensatz zu Susanne Albers nimmt die Repräsentantin Birgit Müller kein Interesse an einer Liebesbeziehung oder Sex mit Frauen wahr, bis sie Mitte dreißig ist. In diesem Alter ist sie schon viele Jahre verheiratet, hat eine Familie und verliebt sich – für sie völlig unvermittelt – in eine Freundin. Es folgt eine lange und für sie schmerzliche Phase der Verwirklichung ihres Wunsches, Beziehungen und Sexualität mit Frauen zu leben, ohne sich von ihrem Partner trennen zu müssen. Während Susanne Albers den bestimmenden Wendepunkt ihres Lebens als »Revolution« bezeichnet – also einen aktiven Umsturz beschreibt –, schildert Birgit Müller das Widerfahrnis eines Bruchs zwischen existenziellen Bedürfnissen der sexuellen Selbstverwirklichung und ihren Rollenvorstellungen als Ehefrau und Mutter. Erst das Wissen um Bisexualität als Etikett der Selbstbeschreibung ermöglicht der Biografin, einen Kompromiss zu entwickeln, ihrem Bedürfnis nach einer Beziehung mit einer Frau nachzukommen und an ihrer Partnerschaft und ihrem Familienleben festzuhalten. Ähnlich wie im Fall von Susanne Albers bezeichnet das Etikett der Bisexualität in ihrem Fall einen relativ komplexen Lebensentwurf. Die Repräsentantin geht zwar mit dem Wissen ihres Partners eine glückliche Partnerschaft mit einer Frau ein, verschweigt diese jedoch auf dessen Wunsch hin ihren gemeinsamen Kindern im Teenageralter und auch gegenüber anderen Familienangehörigen. Sie nutzt damit Bisexualität als soziales Etikett zwar für sich und in ihren Liebesbeziehungen, aber nicht in allen Bereichen ihres Lebens.

5.5 Falldarstellung – Ein bundesweites Treffen Bisexueller

Dieses Kapitel abschließend präsentiere ich die Ergebnisse meiner teilnehmenden Beobachtung auf einem bundesweiten Treffen Bisexueller. Das heißt, es folgt nun ein Wechsel der Fallebene von der Biografie hin zu der Gruppe von Menschen auf dem von mir beobachteten Treffen (vgl. Kap. 4.3.5).

Viele Personen, mit denen wir im Rahmen des Forschungsprojektes Interviews führten, kamen aus einem lose vernetzten bisexuellen Zusammenhang. Ich begann, mich für diesen Zusammenhang zu interessieren. Als besonders bedeutsam wurden von den Interviewpartner_innen immer wieder die – zweimal jährlich stattfindenden – »bundesweiten, offenen Treffen« des »Bisexuellen Netzwerkes« (BiNe) beschrieben. Um mehr darüber zu erfahren, begann ich, mich um eine Teilnahme zu bemühen. In Absprache mit den Organisator_innen des Treffens konnte ich an einem dieser Treffen partizipieren. Durch einen zuvor erstellten Informationstext, der allen Teilnehmenden zur Verfügung gestellt wurde, und meine Vorstellung zu Beginn der Veranstaltung, war meine Teilnahme und Rolle allen Anwesenden bewusst.

Schon vor meiner Teilnahme an einem Treffen stellte ich mir die Frage, welche soziologische Begrifflichkeit den Zusammenhang, mit dem ich mich beschäftigen wollte, beschreiben könnte. Handelt es sich um eine Organisation, eine Szene, ein Netzwerk? Alle Begriffe ziehen eine Reihe an theoretischen Implikationen nach sich. Im Sinne eines offenen Vorgehens beschloss ich, die Frage nicht vorab zu klären, sondern erst einmal an einem solchen Treffen teilzunehmen. Vor dieser Teilnahme war meine erste Intention, das BiNe vor allem als eine Form der politischen Selbstorganisation Bisexueller zu verstehen, die Hilfe zur Selbsthilfe anbietet, Strukturen der Vernetzung schafft und Interessen Bisexueller in der Öffentlichkeit vertritt.

Dies alles ist – mit einem Blick auf die Homepage und die Aktivitäten des Vereines – zutreffend. Was ich aber auf den offenen BiNe-Treffen erlebte, war etwas anderes: Es ging vor allem darum, sich von alltäglichen Erfahrungen loszulösen, intensive und intime Begegnungen zu ermöglichen und für ein Wochenende eine möglichst enge Gemeinschaft zu bilden. Es ging um die Kreation einer Welt, die sich entschieden von der »alltäglichen Lebenswelt« (Schütz & Luckmann, 1979, S. 25, siehe auch Kap. 4.1) abhebt.

Diese Eindrücke sammelte ich bei meiner teilnehmenden Beobachtung im Rahmen eines viertägigen offenen Treffens des bisexuellen Netzwerkes,

an dem etwa 50 Personen teilnahmen. Mehr Teilnehmende waren für dieses Treffen – und auch in den Jahren zuvor – nicht zugelassen. Es fand in einem relativ abgeschiedenen, alleinstehenden Gästehaus statt. Zentrale Ausgangspunkte meiner theoretischen Ausarbeitung lassen sich exemplarisch anhand einer Sequenz aus meinem Beobachtungsprotokoll darstellen:

»Eine getragene Geigenmusik setzt ein. Wir halten uns an den Händen, bilden einen Kreis und bewegen uns nach einem bestimmten Ablauf: Für vier Takte wiegen wir uns, mehr oder weniger gleichmäßig, hin und her und dann gehen wir vier Schritte. Die Personen, die ich anschau, nehmen den Tanz alle ernst: Manche haben die Augen geschlossen, manche sehen andere an und manche blicken zu Boden, die meisten machen ein »andächtiges« Gesicht. Ich bin von der Situation einerseits bewegt, andererseits fühle ich mich auch sehr unbeholfen und stolpere ab und an bei den vier Schritten. Eine Person des Orga-Teams ist vorangegangen und öffnet den Kreis nun, was ich aber erst nach ein paar Schritten mitbekomme. Die vorderen Personen gehen nun eine 180-Grad-Kurve. Dadurch gehen die Reihen nun etwa zwei Meter voneinander entfernt her. Wir stehen uns – hin und her wiegend – gegenüber und sehen der Person, die vor uns steht, in die Augen, während wie uns im Takt vier Mal hin und her wiegen« (Prot TB, 15/12–25).

Bei der geschilderten Szene handelt es sich um einen gemeinsamen »Begrüßungstanz«, der bei jedem Treffen des Netzwerkes durchgeführt wird und der sich am Ende als »Abschlusstanz« wiederholt. Ich möchte diesen Handlungsablauf als Ritual bezeichnen. Meine These – die ich im Folgenden ausführe – ist, dass es sich um eine rituelle Trennung des Treffens von der Welt des Alltags handelt, die ihm einen gewissen sakralen Charakter verleiht (vgl. Soeffner, 2006, S. 67). Auffallend ist in diesem Zusammenhang mein Empfinden durch die Analyse dieser Sequenz etwas »Unmoralisches« zu tun und eine – gesellschaftlich schon stigmatisierte – Gruppe zusätzlich zu »entblößen«. Dieses Gefühl begründet sich einerseits in der strukturell größeren Verletzlichkeit Bisexueller in einer von institutioneller Monosexualität geprägten Gesellschaft (vgl. Kap. 3.2.2) und meinem objektivierenden Blick der Wissenschaftlerin. Andererseits – so meine These – stellt dieses Empfinden einen Effekt der rituellen Ordnung des Treffens dar, die bestimmte Ver- und Gebote schafft. Mein Gefühl, durch die Analyse und Veröffentlichung dieses Rituals einen illegitimen Tabubruch zu bege-

hen, verweist damit auch auf die Wirksamkeit der rituellen Ordnung, die in dieser Situation hergestellt wurde und deren Teil ich war.

Praktiken mit ähnlichem Potenzial prägten das gesamte Treffen:

- beständige Herstellung von Intimität:
 - ritualisierter Körperkontakt (z. B. morgendlicher gemeinsamer Tanz)
 - Herstellung körperlicher Nähe (»Kuscheln«, »Gruppenkuscheln«)
 - Sexualität hat einen etablierten und öffentlichen Platz auf dem Treffen (»Sexworkshops«, öffentlicher Raum für sexuelle Praxis).
 - vokale und verbale Praktiken:
 - therapeutisches Gespräch (Gesprächskreise)
 - gemeinsames Singen
- Schaffung weiterer »kleiner Sinnprovinzen« innerhalb des Treffens
 - Rollenspiele
 - Märchen erzählen
 - Verkleidung auf der Party
- Absicherung gegen »die Außenwelt«:
 - keine zeitweise Teilnahme erwünscht
 - relativ abgeschiedener Ort
 - häufige Betonung des »Besonderen« der Zusammenkunft (z. B. Durchführung eines »Danke-Rituals«, in dem alle sich für etwas, das sie auf dem Treffen erlebt haben, bedanken)
 - kaum Bezugnahme auf alltägliche und gesellschaftliche Probleme

Das Alltagsgeschäft des Vereins – wie die Organisation der Selbsthilfe, Vernetzung mit anderen Organisationen und Partizipation an politischen Initiativen – wurde nur am Rande besprochen. Diese Themen waren eigentlich nur beim Zusammenkommen des Vorstandes des Vereins BiNe, das während des Treffens stattfand, auf der Agenda. Damit erweitert sich der politische Charakter des Treffens. Es handelt sich schließlich um die Zusammenkunft einer strukturell von Stigmatisierung betroffenen Gruppe (vgl. Kap. 3.2.2), die einen gewissen »Schutzraum« (so die Formulierung eines der Mitorganisatoren des Treffens) bietet. Sie ermöglicht es Bisexuellen, sich zu treffen, auszutauschen, Sex zu haben und ihre sexuellen Vorlieben als legitim zu erleben und hat damit eine wichtige Funktion (vgl. zu

diesem Thema auch Plummer, 1975, S. 87). Ich empfand es allerdings als auffallend, dass die Alltagswelt und damit auch die alltägliche Arbeit des Vereins auf dem Treffen strukturell ausgeklammert wurde – zugunsten der Herstellung einer temporären Form der Gemeinschaft.

Aus diesem Grund verbinde ich in diesem Kapitel die Erkenntnisse, die ich aus der teilnehmenden Beobachtung und der Auswertung der gesammelten Daten gewinnen konnte, mit theoretischen Überlegungen zum Thema Vergemeinschaftung.⁴⁷ Im Mittelpunkt steht dabei zuerst die klassische soziologische Theorie der Gemeinschaft (vgl. Tönnies, 2005) und Vergemeinschaftung (vgl. Weber, 1980, S. 21), die ich mit meinen empirischen Erkenntnissen in Verbindung setze. Anschließend gehe ich auf den seit den 2000er Jahren entwickelten Begriff der »posttraditionalen Gemeinschaft« (vgl. Hitzler et al., 2008a) ein. Dieser bezieht sich explizit auf Tönnies und Weber, aber vor allem auf Benita Luckmanns »small life worlds of modern man« (Luckmann, 1978). In der Diskussion der zentralen Elemente der Praktiken der Vergemeinschaftung, die ich beobachten konnte, zeigen sich jedoch die Lücken des Begriffs. Daher entwickelte ich auf der Basis meiner empirischen Erkenntnisse und den Arbeiten von Schütz und Maffesoli (vgl. Maffesoli, 1996; Schütz, 1971) den Begriff der emotionalen Sinnprovinz, um das von mir beobachtete bundesweite Treffen Bisexueller theoretisch zu charakterisieren.

5.5.1 Das Treffen als eine Form der Vergemeinschaftung?

Die Frage danach, was Gemeinschaft in Abgrenzung zur Gesellschaft ausmacht, ist eines der Gründungsthemen der Soziologie. Sowohl Ferdinand Tönnies als auch Max Weber haben differenzierte Begriffe in diesem Bereich entwickelt.

Das »Wesen« der Gemeinschaft

Tönnies bezeichnet Gemeinschaft und Gesellschaft als die zentralen Formen menschlicher Beziehungen (Tönnies, 2005). Gemeinschaft geht seinem Verständnis nach als eine naturhafte Beziehung der Gesellschaft

⁴⁷ In meinem Vorgehen habe ich theoretische Begriffe der Soziologie mit den Erkenntnissen aus meiner fokussierten Ethnografie konfrontiert (zu diesem Vorgehen vgl. auch Knoblauch, 2001).

voraus, die durch das kapitalistische Tauschverhältnis und Vertragsbeziehungen bestimmt sei. Die Kernform der Gemeinschaft sei die Familie, als »Gemeinschaft des Blutes« (ebd., S. 12) und »Einheit des Wesens«, aus der sich andere Formen, wie die »Gemeinschaft des Dorfes« (ebd.) und die »Gemeinschaft des Geistes« (ebd.) entwickeln würden. Konstituiert werde die Gemeinschaft durch die menschliche Anlage des »Wesenwillens«⁴⁸ (ebd., S. 73), in der sich die Tätigkeit des Einzelnen im Sinne des Ganzen organisiert. Wichtig ist hervorzuheben, dass Tönnies' Modell von Gemeinschaft weniger biologisch bestimmt ist, als seine Begrifflichkeiten es vermuten lassen. Zwar verankert er den Wesenwillen in der Biologie, allerdings bringt er auch die Komponente der »Gewohnheit« (ebd., S. 74) als Ergebnis alltäglicher Praxis und des »Gedächtnisses« (ebd.) als intergenerationell vermittelten Wissensbestand mit ein. Der Wesenwille ist nach Tönnies ein biologisches und soziales Potenzial jedes Menschen, ohne dass eine dieser Dimensionen die andere festlegen würde. In Hinblick auf den Wesenwillen spricht er daher von »Natur« (Biologie), »anderer Natur« (Gewohnheit) und »dritter Natur« (Gedächtnis) (ebd., S. 84).

Gesellschaft arbeitet Tönnies als einen Kontrastbegriff zur Gemeinschaft heraus. Er betrachtet diese als »ideelle und mechanische Bildung« (ebd., S. 3), als ein von Menschen gemachtes Konstrukt. In seiner – weitestgehend an Marx angelehnten – Analyse sieht er Gesellschaft als ein Produkt des Kapitalismus, in dem vertraglich geregelter Warentausch – zum Zweck der Mehrwertbildung – und (industrielle) Lohnarbeit zu den wichtigsten Formen menschlicher Beziehung werden. Diese Beziehungen strukturiert der »Kürwillen« (ebd., S. 73): Der oder die Einzelne handelt zum Zweck seines/ihrer individuellen Vorteils. Demgegenüber sei das Tauschprinzip der Gemeinschaft fremd. Gemeinsamer Besitz und Konsum von Gegenständen stehen in ihrem Mittelpunkt. Mit der Figur des Kaufmanns bildet sich in der Gesellschaft eine neue Form der Freiheit heraus, die innerhalb des patriarchalen Herrschaftszusammenhangs der Gemeinschaft (vgl. ebd., S. 9) unbekannt ist: »Er [der Kaufmann] ist frei von den Banden des Gemeinschafts-Lebens, und je mehr er es ist, desto besser für ihn« (ebd., S. 49).

48 Tönnies betont, dass es sich bei den von ihm als exklusiv konstruierten Begriffen um »Normalbegriffe«, also theoretische Konstruktionen handelt, wogegen »kein Wesenwille ohne Kürwillen, worin er sich ausdrückt, und kein Kürwillen ohne Wesenwillen, worauf er beruht, in der Erfahrung vorkommen kann« (Tönnies, 2005, S. 113).

Tönnies' Idealisierung gemeinschaftlicher Verhältnisse als das »echte Zusammenleben« gegenüber der Gesellschaft als »mechanisches Aggregat und Artefakt« (ebd., S. 4) droht an vielen Stellen in einen reaktionären Kulturpessimismus zu verfallen.⁴⁹ Dennoch trägt er wichtige Aspekte für die Entwicklung eines soziologischen Gemeinschaftsbegriffes bei, die für eine Analyse des von mir besuchten Treffens hilfreich sind. Gemeinschaft konstituiert sich in einem Handeln, das sich auf ein – wie auch immer zu bestimmendes – »Wesen« einer bestimmten Gruppe bezieht und in diesem Sinne »Selbstzweck« ist. Damit ist gemeinschaftliches Handeln zwar nicht der kapitalistischen Gesellschaft enthoben, funktioniert aber doch nach einer anderen Logik.

Um theoretische Kurzschlüsse zu vermeiden und das Konzept der sozialen Gegenwart anzupassen, schlagen Hitzler, Honer und Pfadenhauer (Hitzler et al., 2008a, S. 10f.) vor, mit dem Begriff der »posttraditionalen Gemeinschaft« zu arbeiten, den ich weiter unten genauer bespreche. Sie beziehen sich positiv auf Tönnies, verwerfen jedoch seine biologistische Begründung. Stattdessen ist Gemeinschaft von ihrem Standpunkt aus etwas, das sich ausschließlich durch »Zeichen, Symbole und Rituale konstituiert, stabilisiert und resituiert« (ebd., S. 10). Diese Einverleibung des Tönnies'schen Naturbegriffs in die Theorie des symbolischen Interaktionismus erscheint mir vorschnell. Denn erstens hatte auch Tönnies einen differenzierten und soziologischen Begriff von Natur – wie ich oben erwähnte – und zweitens verfehlt dieser Ansatz zu erklären, weshalb die soziale Form der Gemeinschaft den Menschen häufig als natürlich erscheint. Institutionen können den Menschen, trotz ihres auf sinnhaftem Handeln basierenden Herstellungsprozesses, als Objektivationen gegenüberreten. Als solche können sie nicht nur »vergegenständlicht« sein, sondern verdinglicht werden (vgl. Berger & Luckmann, 2004, S. 95) und den Menschen als »Naturtatsachen« gegenüberreten. In diesem Sinne halte ich es für sinnvoll, den Begriff des »Wesens« in einer konstruktivistischen Fassung aufrechtzuerhalten, ohne Tönnies' Idealisierung gemeinschaftlichen Handelns zu teilen. Die Spezifik von Affekt,

49 Dementsprechend entwickelt er eine reaktionäre Kapitalismuskritik. Er betrachtet Lohnarbeit als »unnatürliche Ware« (Tönnies, 2005, S. 69), Handel als eine »räuberische Tätigkeit« (ebd., S. 48) und das Kreditwesen als »Wucher« (ebd., S. 50) – alles Begriffe, die auch an ein antisemitisches Weltbild angeschlossen sind. Trotz dieser theoretischen Anlagen kritisierte Tönnies den aufstrebenden Nationalsozialismus und verlor daher nach dessen Machtübernahme im Jahr 1933 Lehrbefugnis und Beamtenstatus (vgl. Carstens, 2005).

Tradition und Gedächtnis als Teil vergemeinschaftenden Handelns lassen sich in dieser Weise angemessen beschreiben. Wie auch Zygmunt Bauman in seiner Arbeit über Gemeinschaft verdeutlicht (vgl. Bauman, 2009), ist die Besonderheit des Gemeinschaftsbegriffs von Tönnies, dass er Gemeinschaft als ein schweigendes Verständnis beschreibt: »aber Verständnis ist ihrem Wesen nach schweigend: weil ihr Inhalt unaussprechlich, unendlich, unbegreiflich ist« (Tönnies, 2005, S. 19). Diese von Tönnies herausgearbeitete Besonderheit, die das »Konstrukt« Gemeinschaft ausmacht, lohnt es sich für eine weitere Analyse zu bewahren.

Zusammenfassend möchte ich die zentralen Gesichtspunkte für meine Analyse des besuchten Treffens hervorheben: Dieses ist vor allem der Versuch, eine Form der Zusammenkunft herzustellen, die sich von der gesellschaftlichen Realität und den dort herrschenden Regeln abhebt. Das gelang durch die Arbeit mit affektiven und emotionalen Komponenten. Aufgrund der Herstellung einer erhöhten affektiven und emotionalen Verbundenheit auf dem Treffen nahmen viele Teilnehmende sich selbst und die Begegnungen als »authentischer« wahr als in der Alltagswelt. Immer wieder äußerten Teilnehmende mir gegenüber, auf dem Treffen »bei sich« und »sie selbst« sein zu können. Die hohe Bedeutung dieses – um einen Begriff von Tönnies zu verwenden – »wesenhaften« Erlebens muss auch vor dem Hintergrund verstanden werden, dass die Existenz von Bisexualität als eine eigenständige Begehrensform Erwachsener innerhalb der Alltagswelt immer wieder in Zweifel gezogen wird (vgl. Kap. 3.2.2). Dazu lässt sich die starke Ausrichtung des Handelns nach »innen«, also auf die anwesende Gruppe hin, hervorheben: Die vorwiegende Sorge der Teilnehmenden galt der Herstellung einer eigenständigen »Sinnprovinz« in der Gegenwart und nicht der Gründung eines dauerhaften zweckrationalen »Interessenverbandes« (Weber, 1980, S. 21) zur Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse. Ziel war die Herstellung eines harmonischen Ganzen, in dem sich die Einzelnen in einem stillschweigenden »Verständnis« aufgehoben fühlen, wofür die Bildung eines Kreises und der sekundenlange Augenkontakt fast aller Teilnehmenden beim Eingangsritual eine wichtige Grundlage darstellte.

Vergemeinschaftung und ihre Herrschaftsformen

In expliziter Bezugnahme auf Tönnies arbeitet Max Weber Idealtypen der Vergesellschaftung und Vergemeinschaftung heraus (ebd., S. 21). Er ordnet sie seinem viergliedrigen Handlungsmodell zu (vgl. auch Knoblauch, 2008).

Beruhet das soziale Handeln und der aus diesem resultierende Zusammenhang auf »gefühlter (affektuellem oder traditionaler) Zusammengehörigkeit« (ebd.), handelt es sich um einen Modus der Vergemeinschaftung; steht Zweck- und Wertrationalität im Mittelpunkt, spricht Weber von Vergesellschaftung. Klassische Formen der Vergemeinschaftung sind nach Weber die Familie oder Liebesbeziehung, aber auch nationale Gemeinschaften. Dem stehen die auf Vereinbarungen beruhenden Typen der Vergesellschaftung von Markt, Zweck- und Gesinnungsverein gegenüber. Expliziter als Tönnies betont Weber die enge Verzahnung dieser beiden Modi des Sozialen: »Die große Mehrzahl sozialer Beziehungen aber hat teils den Charakter der Vergemeinschaftung, teils den der Vergesellschaftung« (ebd., S. 22). In seiner Zuweisung der Vergemeinschaftung zum affektiven und traditionellen Handeln folgt er Tönnies. Allerdings hat er nicht den Anspruch, die Begrifflichkeiten von Affekt und Tradition in einer ähnlich ausführlichen Weise auszuarbeiten wie Tönnies, der sich detaillierter mit diesen meinem Verständnis nach zentralen Aspekten gemeinschaftlichen Handelns beschäftigt.

Webers Begriff der »Vergemeinschaftung« ist wichtig, um deutlich zu machen, dass es sich bei Gemeinschaft – bei aller Institutionalisierung – um einen sich beständig vollziehenden Prozess handelt. Analog zu Tönnies betont Weber die wichtige Rolle der Harmonisierung der Beziehungen in Gemeinschaften, die »normalerweise das Gegenteil von Kampf« (ebd., S. 22) darstelle, während in der Gesellschaft offene Konkurrenz herrsche. Allerdings betont Weber die realen Gewaltverhältnisse innerhalb von Gemeinschaft, anstatt sie zu verklären (vgl. Tönnies, 2005, S. 9). In diesem Bereich liegt eine Stärke von Webers Modell, das einen differenzierten und nicht normativen Begriff von Herrschaft kennt. Insbesondere die Typen der traditionellen und charismatischen Herrschaft lassen sich produktiv anwenden, um Machtverhältnisse innerhalb von Gemeinschaften zu analysieren (Weber, 1980, S. 122ff.). Macht betrachtet Weber als Chance, eigene Interessen durchzusetzen, Herrschaft als Chance auf Befehlsgehorsam bei einer bestimmten Gruppe und Disziplin als Chance auf automatischen Gehorsam (vgl. ebd., S. 122). Für Gemeinschaften ist vor allem die Form der traditionellen Herrschaft wichtig. Sie stützt sich auf dem Alltagsglauben an die Heiligkeit einer bestimmten sozialen Ordnung. Dagegen beruht die charismatische Herrschaft »auf der außeralltäglichen Hingabe an die Heiligkeit oder die Heldenkraft oder die Vorbildlichkeit einer Person und der durch sie offenbarten oder geschaffenen Ordnungen« (ebd., S. 124). Insbesondere der Charakter der charismatischen und traditionellen Herrschaft

ist für meine Analyse von Macht, Herrschaft und Disziplin im Zusammenhang des BiNe-Treffens wichtig. Durch die verschiedenen Riten, die das Treffen strukturieren, wird es dem profanen Alltagsgeschehen entzogen. Dies hat eine disziplinierende Wirkung und macht das Treffen anfällig für traditionale und charismatische Herrschaftsformen, was ich weiter unten ausführlich erörtere (vgl. Kap. 5.5.3).

5.5.2 Das Treffen als eine Form der »posttraditionalen Gemeinschaft«?

Die moderne kapitalistische Gesellschaft, wie sie Tönnies und, etwas später, Weber vorfanden, befindet sich in einem Prozess der ständigen Veränderung. Tönnies' kulturpessimistische These vom Ende der Gemeinschaft zugunsten der Gesellschaft hat sich nicht bewahrheitet (vgl. Tönnies, 2005, S. 215). Webers Einschätzungen, dass sich soziale Beziehungen weiterhin sowohl im Modus der Vergesellschaftung als auch im Modus der Vergemeinschaftung herstellen, reproduzieren und verändern, hat sich als tragfähiger erwiesen. Seit den 2000er Jahren wurde in der Soziologie die These aufgestellt, dass Prozesse der Vergemeinschaftung einen Formenwandel durchlaufen, und im Zuge dessen wurde der Begriff der posttraditionalen Gemeinschaften entwickelt (vgl. Hitzler et al., 2008a). Dieser erweist sich für die Analyse von Vergemeinschaftung im Rahmen des BiNe-Treffens als weiterführend.

Die kleinen Lebenswelten der späten Moderne

Eine der Grundlagen des Begriffs der posttraditionalen Gemeinschaft geht auf die These Benita Luckmanns zurück, dass die Lebenswelt der Menschen sich im »Spätkapitalismus« verändert (vgl. Luckmann, 1978): »In late industrial society the segment of the life-world actually >inhabited< by man consists of many small worlds« (ebd., S. 276). Sie wird kleinteiliger und vielfältiger, was sie mit dem Begriff der »small life-worlds of man« (ebd., S. 280), den »kleinen Lebenswelten«, beschreibt.

Benita Luckmanns Entwurf eines vormals traditionellen Zusammenlebens – im Gegensatz zur Moderne – orientiert sich an Tönnies abzüglich seines Biologismus: Menschen wurden in Gemeinschaften geboren, die durch die Praxis der Tradition eine kohärente Lebenswelt bilden konnten und damit den Einzelnen eine gewisse Ruhe und Sicherheit gewährten. Mit der Geburt in eine bestimmte Gemeinschaft war der »Sinn« des Lebens

schon gegeben. Der sich beschleunigende Prozess der Segmentierung, Spezialisierung und Rationalisierung in der Moderne erschüttert diese vom Subjekt als einheitlich wahrgenommene Lebenswelt. Die relative Einheitlichkeit der Lebenswelt des traditionellen Subjekts wird durch eine Vielfalt an »kleinen Lebenswelten« abgelöst. Diese ermöglichen – trotz der desintegrativen Momente der Moderne – dem Einzelnen das Leben in relativ autonomen Zonen, die als »comprehensible und manageable« (ebd., S. 290) erscheinen.

Diese »kleinen Lebenswelten« unterscheiden sich in zentralen Aspekten von »Gemeinschaften« im Tönnies'schen Sinne: Sie sind in der Regel freiwillig gewählt worden, klein und überschaubar, relativ austauschbar. Sie haben einen temporären Charakter und können bzw. müssen im Laufe eines Tages mehrmals gewechselt werden. Sie umfassen nicht den ganzen Menschen und auch nicht die ganze Lebensgeschichte. Daher müssen sie von den Menschen selbst in eine biografische Ordnung gebracht werden. Auch wenn das Phänomen der »kleinen Lebenswelten«, Luckmann folgend, sowohl für den privaten als auch für den institutionellen⁵⁰ Bereich gilt, ist doch die Entstehung des sogenannten Privaten ihrer Ansicht nach für diese Entwicklung besonders charakteristisch:

»The domains of freedom interpenetrating the institutionally controlled life of modern man have come to be called his ›private sphere‹. A relatively recent dimension of the social structure and of human existence, it is located between and within the institutionally defined ›spheres of interest‹ and represents a ›no man's land‹, unclaimed by the powers that be. Within its confines man is free to choose and decide on his own what to do with his time, his home, his body and his gods« (Luckmann, 1978, S. 280).

Gerade im Umgang mit dieser Privatsphäre fungiert nach Luckmann ein reichhaltiger »Ideenmarkt« in der späten Moderne als Quelle der Konstitution kleiner Lebenswelten, sei es der Taubenzüchterverein, die Wohltätigkeitsvereinigung oder der Sportclub.

Luckmanns »kleine Lebenswelten« ermöglichen es zu verstehen, warum »Gemeinschaften« – im Gegensatz zu Tönnies' Meinung – auch in der kapitalistischen Moderne weiter existieren. Gleichzeitig zeichnet die

50 Sie verwendet den Begriff »institutionell«, obwohl er in dieser Fassung von »Institution«, wie sie von Peter Berger und Thomas Luckmann entwickelt wurde, abweicht (vgl. Berger & Luckmann, 2004, S. 49).

Autorin die Veränderung der sozialen Form der Gemeinschaft nach und hebt ihre existenzielle Funktion hervor. Gegenüber Weber und Tönnies hat die Konzeption von Luckmann den Vorteil, dass sie die »kleinen Lebenswelten« ins Zentrum von »Gesellschaft« rückt. Sie sind gewissermaßen der »Kitt«, der die gesellschaftliche Wirklichkeit in der Moderne zusammenhält. Sie löst damit die strikte Binarität der beiden Formen der menschlichen Beziehung auf und setzt sie in ein neues Verhältnis.

Trotz der Schlüssigkeit ihrer Argumentation bleiben für eine soziologische Analyse von spätmodernen Vergemeinschaftungsformen, wie sie sich etwa im Kontext des BiNe vollzieht, einige Fragen offen: Wie lassen sich die historischen Phasen der »Moderne« und der »späten Moderne« voneinander unterscheiden? Welche »Kräfte« halten die »kleinen Lebenswelten« zusammen, wenn es nicht die der »Tradition« sind? Wie sind die internen Strukturen der »kleinen Lebenswelten« beschaffen? Inwiefern ist ihre »subjektive Wirklichkeit« an die »objektive Wirklichkeit« (vgl. Berger & Luckmann, 2004) der Gesellschaft gebunden? Mit einigen dieser Fragen beschäftigen sich auch soziologische Arbeiten in Deutschland (vgl. Hitzler et al., 2008a; Honer, 2011).

Posttraditionale Gemeinschaften

In der Antwort auf die Frage nach den Besonderheiten von Vergemeinschaftung unter Bedingungen einer »späten Moderne« gehen Ronald Hitzler, Anne Honer und Michaela Pfadenhauer (vgl. Hitzler, et al., 2008b) nicht über Luckmanns Thesen hinaus: Sie konstatieren eine »andere Moderne« – die begrifflich diffus bleibt –, in welcher der relativ zerbrechliche Zusammenhang der posttraditionalen Gemeinschaftsformen das Bedürfnis der Gesellschaftsmitglieder nach der »Wärme« (Hitzler, 2008, S. 55) einer temporären Einbindung in eine Gemeinschaft stille.⁵¹ Diese Gemeinschaftsformen beruhen nicht mehr auf einer geteilten sozialen Lage oder Verpflichtung, sondern auf einer freiwilligen Teilnahme. In Bezug auf das Thema »Vergemeinschaftung Bisexueller« zeichnet sich an dieser Stelle eine Differenz ab. Bisexuelle teilen eine »soziale Lage«, insofern sie in ihrem Begehren, ihrer sexuellen Praxis und/oder Selbstbezeichnung nicht in die bipolare Struktur der sexuellen Ordnung der Gesellschaft »passen«. Sie erleben Homo- und

51 Trotz der kritischen Intention wird in diesem Modell die problematische Gegenüberstellung einer vermeintlich »warmen« Gemeinschaft und der »kalten« Gesellschaft, die schon bei Tönnies angelegt ist, wiederholt.

Biphobie (vgl. Kap. 3.2.2). Auffallend ist, dass diese geteilte soziale Lage zwar den formalen Rahmen des Treffens bildet, aber nicht im Mittelpunkt steht. Die »Alltagswelt« wird beständig ausgeklammert – und damit auch die Erfahrungen als Bisexuelle in dieser.⁵² Auch jenseits dieser Differenz lassen sich zahlreiche Überschneidungen zwischen BiNe-Treffen und den Merkmalen »posttraditionaler Gemeinschaft« hervorheben. Die »Gemeinschaft« auf dem BiNe-Treffen zeigt die von Luckmann sowie Hitzler et al. aufgezeigten Charakteristika der zeitweiligen und freiwilligen Teilnahme, der situativen Konstitution eines »Wir-Bewußtseins« sowie der Herstellung einer relativen Sicherheit und Fraglosigkeit (vgl. Hitzler et al., 2008b, S. 15f.). Vor allem trifft aber das Phänomen der strukturellen Labilität zu, die situative Ermöglichung von »(kalkulierte[n]) kollektive[n] >Ausbrüche[n]< aus der Banalität des Alltäglichen« (Hitzler et al., 2008b, S. 18) mit einschließt. Handelt es sich bei dem Treffen also um ein spätmodernes Event einer bisexuellen Szene (vgl. Hitzler, 2008; Hitzler et al., 2005)?

Ein bisexuelles Szene-Event?

Der Begriff der »Szene« hat sich im alltäglichen Sprachgebrauch etabliert, nicht zuletzt in Bezug auf Zusammenhänge jenseits des heterosexuellen Mainstreams. Insbesondere die »schwule Szene«, aber auch die »lesbische Szene« sind relativ gängige Begriffe. Auch in meinen ersten Überlegungen zu einer stimmigen Beschreibung bisexueller Zusammenhänge griff ich zunächst auf den Begriff der Szene zurück. Theoretisiert und empirisch erprobt wurde diese Begrifflichkeit, insbesondere im Rahmen der Forschungen von Hitzler und seinen Kolleg_innen (vgl. Hitzler et al., 2005). Während Hitzler gegenwärtig Szenen vor allem als von Jugendlichen geprägte Form der Gemeinschaften untersucht, beschäftigte er sich in früheren Arbeiten auch mit sexuellen Zusammenhängen wie der subkulturellen SM-Erotik (vgl. Hitzler, 1994).

Szenen sind nach Hitzler eine besondere Form der posttraditionalen Gemeinschaft und damit ein Phänomen des gegenwärtigen Übergangs zu einer »anderen Moderne« (Hitzler, 2008, S. 57). Sie stellen ein lo-

52 In Bezug auf die Sonderform der posttraditionalen Gemeinschaft, der Szene, spricht Hitzler von einer Tendenz der »Verszenung« »herkömmlicher Gesellungsformen« und einer »Verszenung der Gesellschaft« (Hitzler, 2008, S. 57f.). Die Tendenz der Ausklammerung der geteilten sozialen Lage der Bisexualität auf dem BiNe-Treffen, könnte Teil dieser Tendenz sein.

ckeres soziales Netzwerk dar, das sich durch eine freiwillige Teilnahme auszeichnet. Die Mitgliedschaft wird nicht durch Sozialisation oder Geburt begründet, sondern sie beruht auf einem gemeinsamen Interesse der »Szenegänger« und der geteilten Faszination für die Teilnahme an »Szene-Events«. Im Mittelpunkt stehen weniger gemeinsame Werte als eine gemeinsame Ästhetik.

Mit Blick auf diese Bestimmung der »Szene« fällt erneut auf, dass der »gemeinsame Nenner« der »Bisexualität« auf dem Treffen eine Differenz zum Modell der Szene markiert. Dennoch will ich den Gedanken des Treffens als »Szene-Event« nicht gänzlich verwerfen, da – wie oben schon angedeutet – auffällt, dass diese »gemeinsame Lage« auf dem Treffen nicht zur Bildung einer wertorientierten Gemeinschaft oder eines Interessenverbandes führt, sondern Elemente dessen, was als Szene beschrieben werden kann, aufgenommen werden: insbesondere der »Eventcharakter«, aber auch eine gewisse Form der »Ästhetik«.

Allerdings zeigt sich dabei, dass der Begriff der Ästhetik noch einer Klärung bedarf. Ästhetik ist in Hitzlers Sinne die Praxis und Verkörperung eines »Lebensstils«, der sich insbesondere durch bestimmte Konsumgüter ausdrücken lässt: Kleidung, Musik etc. Dementsprechend bestehen Szenen nach Hitzler in enger Verknüpfung mit den Marketing-Abteilungen kapitalistischer Akteure, die über das Auffinden und die Herstellung von »Szenen« Absatzmärkte schaffen wollen (vgl. ebd., S. 58f.). In diesem Zusammenhang zeigen sich erneut Differenzen zwischen dem »Szene-Modell« und dem BiNe-Treffen. Eine Identifikation der Teilnehmer_innen über Codes, die auf kapitalistischen Konsumgütern beruhen, konnte ich nicht beobachten. Die Verkleidungen auf der am Samstag stattfindenden Party sollten vor allem dem Maßstab der »Kreativität« gerecht werden. Im Vergleich scheint mir eine »mittelständische« »schwule Szene«, aber auch eine »queere« und großstädtische Szene mit ihrer Ästhetik enger in die kapitalistische Reproduktion eingebunden zu sein (vgl. Hennessy, 2000; Monro, 2015, S. 73 und Kap. 3.1.3). Dennoch spielte »Ästhetik« in einem weiteren Sinne eine große Rolle auf dem Treffen – aber nur, wenn Ästhetik als die Schaffung einer Gemeinschaft auf der Basis von geteilten Gefühlen verstanden wird (vgl. Maffesoli, 1996; Hitzler et al., 2008b). Die gemeinsame Hervorbringung geteilter Gefühle lässt sich als ein zentrales Moment des von mir besuchten Treffens beschreiben. Auch wenn das BiNe-Treffen damit nicht gänzlich als »Szene-Event« beschrieben werden kann, sind Eventcharakter, Ästhetik und Emotion wichtige Bestandteile desselben.

5.5.3 Praktiken der Vergemeinschaftung auf dem Treffen

Wie lassen sich die Erkenntnisse aus der von mir durchgeführten teilnehmenden Beobachtung und die diskutierten Begriffe von Vergemeinschaftung verbinden? Ich charakterisiere das Treffen als eine Form von Vergemeinschaftung, die darauf abzielt, eine vom Alltag abgegrenzte Sinnprovinz zu kreieren. Alfred Schütz weist darauf hin, dass die Alltagswelt nicht die einzige Wirklichkeit ist, in der wir leben (vgl. Schuetz, 1945; Schütz, 1971; Berger & Luckmann, 2004, S. 28). Allerdings hat sie durch ihre Selbstverständlichkeit und ihre Form der Objektivität einen besonderen Charakter. Sie ist »the intersubjective world which existed long before our birth, experienced and interpreted by others, our predecessors, as an organized world« (Schuetz, 1945, S. 533).

In Anlehnung an Schütz schreiben Peter Berger und Thomas Luckmann der Wirklichkeit der Alltagswelt eine Selbstverständlichkeit und zwingende Faktizität zu, die sie als hierarchisch höchste Wirklichkeit auszeichnet (vgl. Berger & Luckmann, 2004, S. 28). Ich betrachte auch den sozialen Bereich des Sexuellen und die diesem zugehörige Monosexualität als eine Institution, die ein zentraler Bestandteil dieser alltäglichen Welt ist (vgl. Kap. 3.2.2).

Diese Alltagswirklichkeit ist keineswegs die einzige Form der Wirklichkeit. Neben der Alltagswelt existieren »finite provinces of meaning« (Schuetz, 1945, S. 551) oder »begrenzte Sinnprovinzen« (Berger & Luckmann, 2004, S. 28). Beispiele für solche »Sinnprovinzen« sind Träume, theoretische Physik, das Kinderspiel, Theater oder religiöse Erfahrungen. Von der Alltagswelt heben sie sich durch einen spezifischen »kognitiven Stil« und einen besonderen »Akzent der Realität« (Schuetz, 1945, S. 551f.) ab. Meine These ist, dass das BiNe-Treffen die Herstellung einer Sinnprovinz darstellt, in der der Faktizität der Alltagswelt eine andere Wirklichkeit gegenübergestellt wird. In dieser Differenz zu den Strukturen der Alltagswelt wird es möglich, eine Form der Gemeinschaft herzustellen, die – im Tönnies'schen Sinne – als »wesenhaft« erfahren wird.

Bei der Analyse der Daten und dem Festhalten meiner Ergebnisse ist mir aufgefallen, dass ich mich beständig nach der Bedeutung von Bisexualität fragte. Ich empfand es als Manko der Analyse, die Besonderheit des Treffens als ein Treffen Bisexueller nicht ausreichend einzubeziehen. Beim Nachdenken über das Treffen als emotionale Sinnprovinz wurde mir zunehmend deutlich, dass es sich bei der Ausklammerung des Themas Bisexu-

alität auch um einen Effekt der Struktur des Treffens handelte. Das Treffen zeichnet eine große »Innerlichkeit« aus, weshalb Bisexualität scheinbar bedeutungslos wurde. Es geht bei dem Treffen darum, für eine kurze Zeitspanne eine Wirklichkeit zu kreieren, die durch die wesenhafte Erfahrung geteilter Empfindung bestimmt ist und die Alltagswelt ausklammert. Ein wichtiger Teil ihrer Faszination liegt damit in der Macht der »Sinnprovinz«, Bestandteile »objektiver Wirklichkeit« temporär zu entkräften und ihr ein gemeinschaftlich gestaltetes Modell einer »kleinen Lebenswelt« entgegenzustellen.

Innerhalb dieser subjektiven Wirklichkeit macht es nur begrenzt »Sinn«, über Bisexualität zu sprechen. Wenn auf dem Treffen über diesen Themenbereich gesprochen wurde, hatte dies den Charakter des »Bekenntnisses«, den Giddens als typisch für die zunehmende Integration von Sexualität in das reflexive Projekt der »Identität« in der (späten) Moderne beschreibt (vgl. Giddens, 1993 und Kap. 2.1). Dies war vor allem im angeleiteten »Gesprächskreis« für neue Teilnehmer_innen – am ersten Abend des Treffens – der Fall, an dem auch ich teilnahm. In Form eines intimen Bekenntnisses hatte in dieser Runde jede Teilnehmer_in ihr »Coming-out« als Bisexuelle_r. Meine Hypothese ist, dass diese Form, der für die späte Moderne typischen »Geschwätzigkeit«⁵³ für die neuen Teilnehmer_innen eine Brückenfunktion hatte. Sie ermöglicht es ihnen, sich selbst mit dem Wesen der Gemeinschaft zu identifizieren. Nach der Initiation muss Bisexualität dann nicht mehr »bekannt« werden, sondern kann gemeinsam beschwiegen werden. Ausgehend von dieser Erfahrung wird es möglich, temporär die Objektivität der sexuellen Ordnung der Alltagswelt infrage zu stellen und Alternativen zu erproben. Dies gelingt durch spezifische vergemeinschaftende Handlungsweisen.

Ritus und Spektakel – Kommunikationsgemeinschaft

In einer Kritik des Begriffs der posttraditionalen Gemeinschaft macht Hubert Knoblauch den Vorschlag, besser von Kommunikationsgemeinschaften zu sprechen (vgl. Knoblauch, 2008). Um diese Begrifflichkeit zu verstehen, ist es wichtig nachzuvollziehen, dass für Knoblauch Kommu-

53 Dabei sollte bedacht werden, dass diese »Geschwätzigkeit« in Form des Coming-outs Menschen, die sich nicht heterosexuell verorten, gesellschaftlich auferlegt wird und keinen »freiwilligen« Charakter hat, zugleich aber eine befreiende und ermächtigende Wirkung haben kann.

nikation nicht eine Form des sozialen Handelns unter vielen ist, sondern eine zentrale Funktion für die Herstellung sozialer Wirklichkeit hat. Über Kommunikation und Kommunikationsformen wird die Vermittlung von Wissen organisiert: »Kommunikatives Handeln erlaubt die Abstimmung und den Austausch von Erfahrungen, also das, was wir Wissensvermittlung nennen« (Knoblauch, 1996, S. 11). Durch dieses Wissen wird die Selbstverständlichkeit und »Normalität« der Alltagswelt gewährleistet, »die auch als ›doxa«, als unbefragter Bestand des Alltagswissens bezeichnet werden kann« (ebd.).

Mit dem Begriff der Kommunikationsgemeinschaft wird es möglich, ein genaueres Verständnis der Binnenstruktur des BiNe-Treffens im Kontext von Formen der Vergemeinschaftung in der späten Moderne zu entwickeln. In Bezug auf Weber und Tönnies beschreibt Knoblauch Gemeinschaft als einen Zusammenhang von Menschen, der sich vor allem in affektiven und traditionellen Handlungen herausbildet. Dieses Handeln orientiert sich in seinen Zielen vorwiegend an der Gemeinschaft. Ferner beinhaltet Gemeinschaft immer auch eine Form der Abgrenzung gegen etwas, das als außenstehend definiert wird (vgl. Knoblauch, 2008, S. 77). Im Rahmen dieser Definition mache – so Knoblauchs Kritik – die Rede von einer »posttraditionalen Gemeinschaft« wenig Sinn, sei doch »Traditionalität« ihre Grundbedingung. Um dennoch die veränderten Bedingungen der Konstitution von Gemeinschaften in der späten Moderne begrifflich fassen zu können, macht Knoblauch den Vorschlag, zwischen »Wissensgemeinschaften« und »Kommunikationsgemeinschaften« (ebd., S. 84f.) zu unterscheiden. Wissensgemeinschaften seien Gemeinschaften im Tönnies'schen und Weber'schen Sinne. Sie konstituierten sich in einer Form des kommunikativen Handelns, das auf Kopräsenz⁵⁴ aufbaue und das auf geteiltem, weitestgehend unausgesprochenem, sedimentiertem, habitualisiertem und routinisiertem Wissen beruhe. Ein Modus des Handelns, das Tönnies als »Verständnis« (Tönnies, 2005, S. 17) bezeichnet hat. Im weiteren Verlauf der Modernisierung fand nach Knoblauch eine Erweiterung kommunikativen Handelns statt. Durch die Differenzierung der Gesellschaft differenzierte sich auch das gesellschaftliche Wissen. Der geteilte Wissensbestand werde geringer und dies müsse durch erhöhte

54 Diesen Aspekt halte ich für fragwürdig, da Weber auch von »nationalen« und religiösen Gemeinschaften spricht, deren intensive »gefühlte Gemeinschaft« keineswegs auf Kopräsenz beruht.

Kommunikation ausgeglichen werden: »Im Unterschied zu den ›impliziten Selbstverständlichkeiten‹ traditioneller Gemeinschaften versichern sich moderne Gesellschaften fortwährend ihrer Gemeinsamkeiten, sie sind, wenn man so will, ›geschwätzig‹« (Knoblauch, 2008, S. 84).

Diese »Geschwätzigkeit« sei auch wichtig in der Herstellung von Gemeinschaft unter den Bedingungen der späten Moderne. Aus »Wissensgemeinschaften« würden »Kommunikationsgemeinschaften«. In diesen wird »die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft [...] wesentlich durch vorgängige und parallele Kommunikation geleistet – nicht durch Tradition und Wissen«⁵⁵ (ebd., S. 85).

Das von Knoblauch vorgestellte Konzept der Kommunikationsgemeinschaft lässt sich mit der Struktur des BiNe-Treffens verknüpfen. Gemeinschaft wird hier durch parallele Kommunikation hergestellt und beruft sich nicht auf ein »Traditionswissen«. Dies kann zwei Funktionen erfüllen. Erstens ermöglicht es eine Herstellung von Gemeinschaft, ohne sich auf die Wissensbestände der Alltagswelt zu stützen, die auch auf einer bipolaren sexuellen Ordnung und Heterosexualität als Institution beruhen. Zweitens ermöglicht es die Herstellung einer »wesenhaften« Erfahrung von Gemeinschaft, jenseits der Alltagswelt, durch Kommunikation. Das von Tönnies beschriebene »Schweigen« der Gemeinschaft wird kommunikativ bzw. »geschwätzig« hergestellt.

An diesem Punkt wird eine Leerstelle in Knoblauchs Konzeption von Gemeinschaft offenbar. Wenn »Geschwätzigkeit« in der späten Moderne zu einem zentralen Bestandteil von Vergesellschaftung und Vergemeinschaftung wird, stellt sich die Frage, was die Spezifika eines vergemeinschaftenden kommunikativen Handelns sind. In Bezug auf meine Teilnahme an dem Treffen ist dies die rituelle und »spektakuläre« Mobilisierung von Affekten, die es erlaubt, eine wesenhafte Erfahrung von Gemeinschaft zu machen. Rituelles Handeln ermöglicht Vergemeinschaftung, ohne auf traditionell vermittelte Objektivationen zugreifen zu müssen.⁵⁶

55 Die hier von Knoblauch vorgenommene Differenzierung von Tradition und Wissen erscheint fragwürdig, da Tradition eine Form des sedimentierten und habitualisierten Wissens darstellt. Wie er selbst ausführt basieren auch Kommunikationsgemeinschaften auf Wissen, allerdings auf Wissen um die Kommunikationsformen als Möglichkeit die Vermittlung von Wissen zu gewährleisten.

56 Auch Knoblauch weist in einem anderen Zusammenhang auf die Bedeutung von rituellem bzw. nonverbalem Handeln hin (vgl. Knoblauch, 1996, S. 21).

»Es ist eine Aktionsform des Symbols, verlangt also Tätigkeit, wo andere Symbole ihre Kraft und Wirkung aus der fixierten Zeichengestalt ziehen. Rituale repräsentieren damit Ordnungen, die im Handeln immer erst und immer wieder hergestellt werden müssen« (Soeffner, 2006, S. 67).

Zudem eröffnet rituelles Handeln die Option für einen gemeinschaftlichen Ausstieg aus dem Alltag, denn »[d]urch seinen Formalismus schafft das Ritual also einerseits Distanz zu »spontanem« affektivem Verhalten. Andererseits wirkt es ebenso als *Auslöser* (symbolisch) vorgeformter Ausdruckshandlungen, die ihrerseits – gesteuert – Emotionen erzeugen« (ebd., S. 68; Hervorh. i.O.).

Ich verstehe in diesem Sinne die rituellen Handlungen auf dem BiNe-Treffen als Form kommunikativen Handelns, welche die affektive Ordnung der auf dem Treffen konstituierten Sinnprovinz und damit eine Erfahrung einer außeralltäglichen Nähe und Intimität ermöglicht. Dies zeigt sich nicht nur im Tanz als Willkommensritus, sondern auch in einem gemeinsam gesungenen Lied, das ganz am Ende jedes Treffens in einem Sitzkreis im Kanon gesungen wird: »Der Kreis ist jetzt ganz offen/doch nicht gebrochen/schönes kommen/schönes gehen/schönes wiedersehen«. Dieses gemeinsame Singen betrachte ich als ein Übergangsritual, das von der Sinnprovinz des BiNe-Treffens zurück in die Alltagswelt führt.

Neben der Dimension des Rituellen lassen sich viele Momente des Treffens als Spektakel betrachten, das als eine weitere wichtige Form der kommunikativen Herstellung von Gemeinschaft fungiert: »The nature of spectacle is to accentuate, either directly or by euphemism, tactile dimension of social existence. Being-together allows us to touch« (Maffesoli, 1996, S. 77).

Der fast obligatorische Status körperlicher Berührungen wird mir gleich am ersten Abend persönlich vermittelt, als ein Teilnehmer mich am Arm berührt, um mir zu verdeutlichen, es sei »hier einfach OK sich zu berühren« (Prot TB, 37/25). Körperliche Berührungen gehören zu den meisten Workshops, Events und der »Lobbi« (Lustorientierte Begegnungsstätte Bisexueller), die im Keller eingerichtet ist. Ritus und Spektakel ermöglichen die Mobilisierung von geteilten Affekten und Emotionen auf dem Treffen, was die Grundlage für die Bildung einer emotionalen Gemeinschaft darstellt.

Affekt und Emotion – Emotionale Gemeinschaft

Michel Maffesoli präsentiert sein Verständnis von Gemeinschaft im Rahmen einer Gesellschaftsdiagnostik. Er stellt die Behauptung auf, dass

das Soziale zunehmend durch die Form der Sozialität abgelöst wird. Das »Soziale« zeichne sich durch eine mechanische, rationale polit-ökonomische Ordnung aus, deren Grundlage durch Verträge organisierte Gruppen und Individuen seien. Sozialität habe eine organische Struktur, die durch die Dynamik zwischen »Masse«, den »Neo-Stämmen« und Personen bestimmt werde (vgl. Maffesoli, 1996, S. 6). In der Organisation in neuen »Stammesformen« sieht er die zentrale Form menschlicher Beziehung in der späten Moderne:

»As for the metaphor of the tribe, it allows us to account for the process of disindividualisation, the saturation of the inherent *function* of the individual and the emphasis on the *role* that each person (*persona*) is called upon to play within the tribe. It is of course understood that, just as the masses are in a state of perpetual swarm, the tribes that crystallize from these masses are unstable, since the persons of which these tribes are constituted are free to move from one to the other« (Maffesoli, 1996, S. 6).

Während Tönnies – auf den sich Maffesoli nicht explizit bezieht – einen Wandel von Gemeinschaft zur Gesellschaft konstatierte, diagnostiziert Maffesoli eine erneute Wendung hin zur Form der Gemeinschaft. Allerdings ist der maffesolische »Stamm« eine »postmoderne« Form der Tönnies'schen Gemeinschaft. Stämme sind fragil, in ihrer Bedeutung begrenzt und zeichnen sich durch eine beständig wechselnde Mitgliedschaft aus.⁵⁷

57 Die Gesellschaftsdiagnostik Maffesolis ist nicht überzeugend. In seiner radikalen Trennung der Modelle von Sozialem und Sozialität entwickelt er ein binäres und eindimensionales Modell gesellschaftlicher Wirklichkeit. In seinem vermeintlich »unpolitischen« Ansatz kontrastiert er – ähnlich wie Tönnies – das »wärmende« und vermeintlich unmittlere Nebeneinander der »neuen Stämme« mit dem angeblich allein vertraglich bestimmten Sozialen. In dieser Hinsicht erscheinen Analysen weiterführender, welche die gegenseitige Durchdringung dieser beiden Ebenen in der späten Moderne hervorheben. Dies gilt zum Beispiel für Zygmunt Baumanns Darstellung der Reaktivierung von Praktiken der Vergemeinschaftung zur Erhöhung kapitalistischer Produktivität: »Die berühmte »fordistische Fabrik« zielte also, um mit Tönnies zu sprechen, auf die Umwandlung von *Kürwille* in *Wesenwille*, auf eine »Renaturalisierung« offenkundig künstlich entstandener, rationaler Verhaltensmuster« (Bauman, 2009, S. 48) – eine Einschätzung, die auch Eva Illouz teilt (vgl. Illouz, 2007). Sie arbeitet heraus, wie genuin gesellschaftliche Strukturen zunehmend Teil gemeinschaftlichen Handelns werden, etwa in der Familie oder in Liebesbeziehungen.

Auch wenn ich Maffesolis Gesellschaftsdiagnose nicht folgen möchte, bezieht er dennoch einen Aspekt der »neuen Stämme« mit ein, der für ein Verständnis von Vergemeinschaftung auf dem BiNe-Treffen zentral ist: Affekt und Emotion als Basis posttraditionaler Gemeinschaften. Damit greift er einen Gedanken auf, der schon bei Tönnies und Weber angelegt ist (vgl. 5.5.1) und bezieht ihn konsequent in seine Analyse ein.

Der postmoderne Stamm sei eine »ästhetische Gemeinschaft«. »Ästhetik« wird in dieser Bestimmung beim Wort genommen und als geteilte Empfindung bestimmt: »I have proposed calling this the ›aesthetic paradigm‹, in the sense of fellow-feeling« (Maffesoli, 1996, S. 10). Die Dimensionen von Affekt und Emotion werden von Maffesoli ins Zentrum der Analyse gestellt, während sie in den Begriffen der posttraditionalen Gemeinschaft und der Kommunikationsgemeinschaft nicht konsequent einbezogen werden. Ich nehme Maffesolis Gedanken auf, indem ich das Treffen als eine emotionale Gemeinschaft beschreibe.

Besonders offensichtlich wurde mir die Bedeutung geteilter Empfindung als Basis der Vergemeinschaftung auf dem BiNe-Treffen im Rahmen der Abschlussrunde am Ende des Wochenendes: Fast alle der 49 Teilnehmenden der Abschlussrunde weinten oder waren den Tränen nahe. Nach Maffesoli ist eine wichtige Voraussetzung, um dieses emotionale Band zu kreieren, die Ermöglichung einer »proxemischen Erfahrung« (ebd., S. 22). Diese basiert, so banal es klingt, auf der Herstellung körperlicher Nähe, des »Zusammenseins« (»being-together«) (ebd., S. 79) und einer Selbstbezogenheit auf die Gruppe im »Hier und Jetzt«, die keinerlei instrumentellen Projektcharakter hat.⁵⁸ Dieser Prozess der gegenseitigen »Einfühlung« (ebd., S. 11, 113) überwindet die Logik einer separaten Identität zugunsten einer Identifikation miteinander. Diesen Zustand des Einzelnen in Gemeinschaft bezeichnet Maffesoli treffend als »ex-statisch« (ebd., S. 136). Die Personen als Teil der Gemeinschaft sind »außer sich«. Die Rituale und zahlreichen »Spektakel« des Treffens – seien es gemeinsame Tänze, eine Party oder ein »Sex-Workshop« – bieten alle die Grundbedingung für die Konstitution der emotionalen Gemeinschaft. Zusätzlich sorgt dafür die begrenzte Teilnehmer_innenzahl von ca. 50 Personen – eine Anzahl von Personen, die für den Anspruch eines »bundesweiten Treffens Bisexu-

58 Erneut kann an dieser Stelle kritisch eingewandt werden, dass es Beispiele für Gemeinschaftsgefühl gibt, die nicht auf einer proxemischen Erfahrung basieren, wie es etwa bei einem nationalen Zusammengehörigkeitsgefühl der Fall ist.

eller« gering ist. Unter diesen Bedingungen entsteht die Möglichkeit einer beständigen Vis-à-vis-Erfahrung bzw. in den meisten Fällen des Treffens einer Peu-à-peu-Erfahrung.

Einer der wichtigsten Hinweise Maffesolis ist, dass Affekte und Emotionen Teil von Wissensbeständen sind, die konstitutiv für die Herstellung einer gemeinschaftlichen Verbindung sind und mobilisiert werden:

»Alongside a purely intellectual knowledge, there is a knowledge [*connaissance*] which encompasses the feeling dimension, an awareness that, taken to its etymological origins, we are ›born with‹ [*>co-naissance<*]. *This embodied knowledge is rooted in a corpus of customs deserving of analysis in its own right*« (Maffesoli, 1996, S. 25; Hervorh. u. eckige Klammern i. O.).

Schon Tönnies hat auf diese Grundlagen von Gemeinschaft hingewiesen, indem er Gewohnheit und Gedächtnis als zentrale Momente des Wesenwillens bezeichnete, wie ich oben ausgeführt habe. Die von Weber vollzogene – und von anderen Autor_innen übernommene – strikte Trennung von affektivem und traditionalem Handeln erscheint im Licht dieser Betrachtung fragwürdig. Beide Handlungsweisen beruhen auf Gewohnheit und Gedächtnis. Allerdings sind Affekt und Emotion zu einem leiblichen Wissensbestand geworden (vgl. zu diesem Aspekt Fischer-Rosenthal, 1999), was sie von anderen Wissensbeständen unterscheidet.

Trotz seines richtigen Hinweises bietet Maffesoli kaum Grundlagen für eine soziologische Analyse dieses verkörperten Wissens und des auf diesem aufbauenden kommunikativen Handelns. Zwar erwähnt er – in expliziter Erwähnung von Schütz – das »every-day life« als wichtigen Bezugspunkt für ein genaueres Verständnis, verfestigt sich jedoch darauf, dass die Form der emotionalen Gemeinschaft am ehesten durch den Begriff der Aura gefasst werden könne (vgl. Maffesoli, 1996, S. 123). Dies ist meines Erachtens der falsche Weg, der Bedeutung der Affekte in der emotionalen Gemeinschaft auf die Spur zu kommen, da es den Fokus auf die Erscheinung des entstandenen emotionalen Bandes richtet, anstatt die Praktiken seiner Herstellung rekonstruieren zu wollen. Erst Ritus und Spektakel kreieren die emotionale Gemeinschaft als temporäre soziale Wirklichkeit, die dann als »Aura« des Treffens erlebt werden kann.

Selbstverständlich existieren auch Brüche in dieser emotionalen Sinnprovinz. Ein Beispiel für ein Misslingen ihrer Herstellung ist der Versuch einer Teilnehmerin in der großen Abschlussrunde am Ende des Treffens,

ein für sie außergewöhnliches sexuelles Erlebnis mit drei Männern mitzuteilen. Der Bericht führt zu einem Kichern zahlreicher Teilnehmer_innen. Offensichtlich misslingt an diesem Punkt die Übersetzung dieses intimen außeralltäglichen Erlebnisses in ein geteiltes Erleben der Gruppe. Dies spürt die Teilnehmerin und fordert – mit einer gewissen Empörung – vehement mehr Empathie für die Einzigartigkeit ihrer Erfahrung. Sie ruft zur emotionalen Disziplin auf, ihre außeralltäglichen Empfindungen zu teilen.

Die – bis auf wenige Ausnahmen – von mir beobachtete erstaunliche emotionale Disziplin der Teilnehmenden führt mich zu meiner These, dass der Charakter einer emotionalen Sinnprovinz des Treffens zu spezifischen Macht- und Herrschaftsverhältnissen führt.

Harmonie und Herrschaft – Disziplinierte Gemeinschaft

Sowohl Weber als auch Tönnies sind auf Herrschaftsverhältnisse innerhalb von Gemeinschaften eingegangen. Tönnies idealisiert die patriarchalen Herrschaftsverhältnisse in seinem Modell der Gemeinschaft als Entlastung von den konkurrierenden und vereinzelt Beziehungen der Gesellschaft. Letztere biete den Menschen (bzw. für Tönnies den Männern) durch die Ermöglichung von Individualität Freiheit. Ähnlich wie Tönnies sieht Weber Gemeinschaft als das Gegenteil von Kampf, aber als von Macht- und Herrschaftsverhältnissen durchzogen an (Weber, 1980, S. 22).

Die wissenssoziologisch-hermeneutischen Konzeptionen von Gemeinschaft in der späten Moderne bieten demgegenüber keine differenzierten Begrifflichkeiten von Herrschaftsformen und Machtverhältnissen. Es finden sich lediglich Hinweise am Rande: »Der Begriff der Geschwätzigkeit soll darauf hinweisen, daß wir, wenn wir reden, uns in festen Formen bewegen müssen, Formen, die sich durch die Vermehrung der Kommunikation auch rasant vervielfältigen« (Knoblauch, 1996, S. 20). Ich folgere aus dieser Bemerkung, dass eine Kommunikationsgemeinschaft zwar differenzierter in ihren Formen ist als eine Wissensgemeinschaft, aber keineswegs weniger durch Macht- und Herrschaftsstrukturen geprägt sein muss. Auch Soeffner zeigt den disziplinierenden Charakter rituellen Handelns auf, denn »[i]nsgesamt läßt sich feststellen, daß rituelles Handeln denen, die sich ihm ausliefern, vorgeformte Ordnungen und Affekte aufzwingt« (Soeffner, 2006, S. 69). Hitzler, Honer und Pfadenhauer belassen es bei der Bemerkung, dass posttraditionale Gemeinschaftsformen im Gegensatz zu traditionellen Gemeinschaften keinen existenziellen Charakter haben und nicht mit körperlichen Zwangsmitteln operieren (vgl. Hitzler et al.,

2008b). Das heißt umgekehrt, aus der Gemeinschaft auszusteigen, ist in der Regel für die Menschen nicht lebensbedrohlich. Dass die Autor_innen Macht- und Herrschaftsverhältnisse innerhalb dieser Gemeinschaftsformen kaum einbeziehen, lässt sich, ausgehend von den Erkenntnissen aus meinen Beobachtungen, als theoretische Leerstelle bemängeln. Die Vergemeinschaftung in der von mir untersuchten emotionalen Sinnprovinz ist von erstaunlicher Disziplin gekennzeichnet.

Die geteilte Empfindung und das damit entstehende Band der Intimität der Teilnehmenden sind die Grundlage dieser Disziplinierung der Einzelnen. Ein zu großes Maß an Kritik, Auseinandersetzung oder Differenz würde die Ordnung des Treffens stören. Das zeigt sich in der Abschlussrunde am Ende des Treffens: Über vierzig Menschen heben – zumeist sehr ausführlich – die »Besonderheit«, »Einzigartigkeit« und Bedeutsamkeit des Treffens hervor. Das geht einher mit der Darstellung hoher Emotionalität: Viele weinten, einige sagten, sei seien zu aufgewühlt, um zu sprechen, andere, dass sie keine Worte für das Erlebte fänden. Keine einzige Person sprach etwas Kritisches an. Dies verwundert nicht, da die Schwelle, eine solche Kritik zu äußern, unter diesen Bedingungen sehr hoch ist. Sie könnte schnell als ein Angriff auf die von den Anderen gepriesene Ordnung des Ganzen gelten.

In diesem Zusammenhang ist eine Szene aus der Abschlussrunde besonders aufschlussreich: Ein Mitglied des »Orga-Teams« führte in der Runde aus, dass der »Schutzraum« des Treffens bedroht gewesen sei. Er (das Mitglied des Orga-Teams) habe mit aller Kraft dafür gearbeitet, diesen dennoch aufrechtzuerhalten. Welche Form die Bedrohung von außen hatte, wurde dabei nicht geklärt. Ich vermute, es handelte sich bei dieser Störung um das Auftauchen einer Person, die früher im Umfeld des BiNe aktiv war, und sich an einem Nachmittag auf dem Vorplatz mit Mitgliedern des Orga-Teams stritt und wieder verschwand. Das bleibt aber eine Vermutung, da in der Abschlussrunde nur von »einer Bedrohung« gesprochen wurde. In der Abwehr dieser namenlosen Bedrohung inszeniert sich das Mitglied des Orga-Teams in der Abschlussrunde als Held der Geschichte: Er habe das Treffen nicht genießen können, da er damit beschäftigt gewesen sei, den Schutzraum zu gewährleisten. Dieser Umstand stelle für ihn aber keinen Verlust dar. Im Gegensatz zu vielen anderen auf dem Treffen lebe er im Alltag, was diese nur auf den Treffen erleben könnten. Mit Bezug auf Berger und Luckmann lässt sich diese Inszenierung als die Präsentation einer geglückten »Verwandlung« (Berger & Luckmann, 2004, S. 168) be-

zeichnen, die einer grundlegenden Veränderung subjektiver Wirklichkeit gleichkommt. Das Mitglied des Orga-Teams behauptet, dass es den temporären Charakter der emotionalen Sinnprovinz des BiNe-Treffens dauerhaft in seinen Alltag überführt habe. Durch seinen Einsatz und seine Verwandlung erfüllt er die Voraussetzungen für eine charismatische Herrschaft über die Sinnprovinz des Treffens. Denn mit Weber gesprochen, beruht die Legitimität des charismatischen Herrschers auf der »außeralltäglichen Hingabe an die Heiligkeit oder die Heldenkraft oder die Vorbildlichkeit und der durch sie offenbarten oder geschaffenen Ordnungen« (Weber, 1980, S. 124).

Die emotionale Sinnprovinz zeigt sich offen für Strukturen der charismatischen Herrschaft. Sie diszipliniert die Teilnehmenden, sich als emotional stimmigen Teil des Ganzen zu inszenieren. Kritik und nonkonformes Handeln erscheinen demgegenüber als unerwünscht. Das birgt die Gefahr, dass Störungen als Bedrohungen von außen betrachtet werden, die der Gemeinschaft selbst fremd sind und abgewehrt werden müssen.

5.5.4 Zusammenfassung: Eine emotionale Sinnprovinz im sexuellen Alltag

Ritual, Spektakel und die damit einhergehende beständige Herstellung von Intimität waren die prägenden Erfahrungen meiner teilnehmenden Beobachtung eines offenen bundesweiten Treffens Bisexueller, organisiert von dem Verein BiNe. Diese Erfahrungen inspirierten mich zu einer Auseinandersetzung mit soziologischen Theorien von Gemeinschaft.

Zunächst habe ich eine kritische Aneignung des Tönnies'schen Begriffs des »Wesenwillens« vollzogen. Diesem Begriff wurde seine biologische Begründung entzogen und als Objektivation bestimmt. Trotz ihres Konstruktionscharakters kann Gemeinschaft – auch in der späten Moderne – die Realität einer »wesenhaften Erfahrung« annehmen. Meine Hypothese ist, dass diese Form der Erfahrung auch auf das BiNe-Treffen zutrifft – eine Erfahrung, die zwar kommunikativ hergestellt wird, aber dennoch den Charakter eines »stillschweigenden Verständnisses« annimmt. Darüber hinaus lässt sich »Wesenwillen« als Handeln für den Selbstzweck der Gemeinschaft auf das BiNe-Treffen übertragen. Handeln hat im Rahmen des Treffens kaum einen »Projektcharakter«, wie er etwa im Anspruch der Herbeiführung von Veränderungen in der Alltagswelt zum Ausdruck

käme. Stattdessen richten sich die Handlungen auf dem Treffen vor allem auf das Hier und Jetzt der Vis-à-vis- Erfahrung innerhalb der temporären Gemeinschaft.

Von Weber konnte ich den prozesshaften Begriff der Vergemeinschaftung, die Hervorhebung der gegenseitigen Durchdringung der Prozesse von Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung, aber vor allem einen auf Gemeinschaften anwendbaren Herrschaftsbegriff übernehmen.

Die Gesellschaftsdiagnose Luckmanns richtet mit ihrem Begriff der »kleinen Lebenswelten« den Blick auf die Spezifika von »Gemeinschaft« in der späten Moderne: Sie sei in der Regel freiwillig gewählt, klein und überschaubar, relativ austauschbar, habe einen temporären und »migratorischen« Charakter und umfasse nicht das ganze Individuum. Luckmann macht damit erstens deutlich, dass Gemeinschaften auch in der späten Moderne eine existenzielle Funktion zukomme, und arbeitet zweitens Spezifika dieser spätmodernen Gesellungsformen heraus, die auch mit Praktiken der Vergemeinschaftung im Kontext des BiNe verknüpft werden können.

Auf Modellen von Luckmann aufbauend hat sich in Deutschland eine lebensweltliche Ethnografie herausgebildet, die den Begriff der »posttraditionalen Gemeinschaft« in den Mittelpunkt stellt. Dieser Ansatz teilt Luckmanns Ansichten und konstatiert ein Bedürfnis der Menschen nach temporärer Aufgehobenheit (vgl. Hitzler, 2008, S. 55) in der späten Moderne, die durch die Formen posttraditionaler Gemeinschaft erfüllt werde. Es wird hervorgehoben, dass eine geteilte soziale Lage für Gemeinschaftsbildung zunehmend an Bedeutung verliere. Dies trifft auf das von mir besuchte BiNe-Treffen zwar nicht zu, aber es zeigt sich, dass die geteilte soziale Lage nur in sehr geringem Maße das Handeln der Teilnehmer_innen bestimmt. Vor allem lassen sich der für die posttraditionale Gemeinschaftsformen konstatierte Charakter struktureller Labilität und die Möglichkeit über »Events« gezielt außeralltägliche Erfahrungen zu machen, als wichtige Elemente der Vergemeinschaftung auf dem BiNe-Treffen hervorheben.

Trotz dieser treffenden Beschreibungen ist der theoretische Gehalt des Begriffs der posttraditionalen Gemeinschaft beschränkt. Daher wird er für die Analyse des Treffens nicht übernommen. Auch der Begriff der »Szene« führt in diesem Zusammenhang nur bedingt weiter. In einer Kritik der vor-schnellen Entsorgung des Begriffs der Tradition und vor allem einer Vernachlässigung des Aspekts der affektiven Seite von Vergemeinschaftung, die für das BiNe-Treffen zentral ist, habe ich daher eine alternative theoretische Verknüpfung vorgeschlagen.

Ich möchte das offene BiNe-Treffen als Sinnprovinz bezeichnen, die sich von der Alltagswelt und ihren Institutionen – eingeschlossen der Monosexualität – abhebt. Diese spezifische Binnenstruktur der Sinnprovinz ermöglicht – in der Differenz zur Alltagswelt – die situative Erfahrung einer wesenhaften Gemeinschaft.

Der Prozess der Herstellung dieses »stillschweigenden Verständnisses« (Tönnies) der Teilnehmer_innen lässt sich mit dem Begriff der »Kommunikationsgemeinschaft« (Knoblauch) genauer beschreiben, in der die zentrale Rolle der Kommunikation für die Herstellung von Gemeinschaft in der späten Moderne hervorgehoben wird. Mit Blick auf das BiNe-Treffen sind das vor allem Rituale und Spektakel als Möglichkeit, kommunikativ Gemeinschaft zu kreieren.

Die offensichtlich hohe Bedeutung von Affekt und Emotion auf dem Treffen steht einer relativ geringen Beachtung dieser Dimension in den Theorien von Gemeinschaft gegenüber. Trotz seiner fragwürdigen Gesellschaftsdiagnostik ist Maffesolis Modell der »ästhetischen Gemeinschaft« eine Ausnahme. Mit diesem Begriff rückt er die Rolle geteilter Empfindung in den Mittelpunkt, in der sich Verständnis durch die Erfahrung des Selbst als »ex-statisch« entwickelt. Grundlegend dafür ist die »proxemische Erfahrung«, die vor allem durch körperliche Nähe möglich wird – ein Charakter, der die meisten Rituale und Spektakel auf dem Treffen als *Peu-à-peu*-Situationen auszeichnet. Zentral ist der Hinweis Maffesolis, Affekt und Emotion seien nicht als vor-soziales Phänomen zu begreifen, sondern als gesellschaftliches Wissen, dessen Bestand sich auf leiblicher Ebene befindet. Um der Mobilisierung dieses leiblichen Wissens auf die Spur zu kommen, wird der von Maffesoli bevorzugte Begriff der »Aura« verworfen und eine rekonstruktive Analyse der Herstellung der emotionalen Sinnprovinz angestrebt.

Die emotionale Sinnprovinz zeigt sich als eine disziplinierende Form der Gemeinschaft. Das geteilte Band der Emotionalität, die das Treffen prägt, erschwert das Entstehen von Kritik. Konformes Verhalten, das das fragile Gebilde der emotionalen Sinnprovinz nicht destabilisiert, bestimmt den Charakter des Treffens. Durch diese Struktur zeigt sich die emotionale Sinnprovinz als offen für Formen der charismatischen Herrschaft.

